Altahae Superiori com-
parauit *Beda Abbas.*
anno 1801.

Klem 1488. — 4

Postille

von

C. F. Sintenis,

Konsistorialrath und Pastor zu St. Trinitatis zu Zerbst.

Biblioth. Oberlaus.

Vierter Theil.

Leipzig, bei Gerhard Fleischer, dem Jüngeren.

1799.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede
zum vierten Theile.

Wenn ich auch nicht in Abrede sein will, daß ich aus mir selbst schon zuweilen darauf kam, einen ganzen Jahrgang Predigten drucken zu lassen: so darf ich doch sagen, daß mehrere mir sehr werthe Freunde der Wahrheit durch ihre Aufforderungen an mich den Entschlus dazu eigentlich zur Reife gebracht haben. Jetzt wünsche ich nichts angelegentlicher, als daß man mit meiner Arbeit zufriden sein möge. Zum Vollkommenen gehört zu Viel, als daß ich es liefern könnte. Inzwischen sehe ich doch mein kleines Werk, welches unter dem einfachen Titel — Postille — hervortritt, getrost als einen Beitrag zur Beförderung des wahren und reinen Christenthums an. Ich widme es allen denkenden Christen; besonders denenienigen unter ihnen, welche aus mancherlei Gründen blos zur häuslichen Erbauung ihre Zuflucht nehmen müssen. Wenn diese dann beim Lesen sich in eine ganze grosse Gemeine hindenken, die dergleichen Religionsvorträge wirklich hört und mit Freuden hört: so glau-

glaube ich, daß auch die Vorstellung hiervon nebenbei ihrem Herzen wohlthun werde. Männer, die in meinem Fache weiter sehen, als ich, ersuche ich, mir meine Fehler zu sagen; man findet an mir einen ebenso treuherzigen Schüler, als treuherzigen Lehrer. Das Lob der Freimüthigkeit aber, welches man mir gibt, darf ich mir nicht allein zueignen, sondern theile es gern mit der günstigeren Lage, in der ich bin.

Es folgt auf gegenwärtige Postille noch eine zweite, welche solche Christen, deren ich vorhin gedachte, hernach zur Abwechselung gebrauchen können. Legte ich bei der ersten nur eigene Redestellen Jesu zum Grunde, so wird die zweite sich blos auf Stellen der Apostel gründen. Man kann also diese für eine Postille über die Episteln, wie iene für eine Postille über die Evangelien, ansehen. Verlasse ich dabei ebenfals zuweilen die eingeführten Texte, so gehört dis nicht nur zur christlichen Lehrerfreiheit überhaupt, sondern ich thue es auch, um etwas Nützlicheres, oder doch für unsere Zeiten Anwendbareres, zu sagen. Ueberall aber soll man mir es ansehen, daß ich ganz aus meinem Herzen spreche, wenn ich ietzt noch ausrufe — dem Stifter des Christenthums sei Lob und Ehre in Ewigkeit!

S.

LI.

Verstand und gutes Gemüth müssen beisammen sein.

Am 20. Sonnt. n. Trinit.

Ueber Matth. X. V. 16.

Seid klug, wie die Schlangen, und ohne Falsch, wie die Tauben.

Meine Brüder. Wenn allerdings iene Hochzeit oder Freudenfeier, von welcher Jesus erzählt, daß sie ein König bei Gelegenheit der Uebergebung seines Reichs an seinen Sohn ausgerichtet habe, ein Bild von der durch das Christenthum veranstalteten Glückseligkeit der Menschen ist: so entsteht die Frage — was unter dem hochzeitlichen Kleide, dessen in der Erzählung gedacht wird, zu verstehen sei. Wer sollte nicht eine richtige Antwort hierauf haben wollen, da ausdrücklich hinzugesetzt wird, daß das Nichtanhaben eines solchen Kleides von aller Theilnahme an der ganzen Freudenfeier ausschlos?

Unsere Alten sagten, das hochzeitliche Kleid sei das Verdienst Christi. Dieses werde einem Jeden gereicht und angeboten, wie ienes Feierkleid; wer sich nun dasselbe zueigne, der nehme darin ebenso Antheil an den Seligkeiten des Christenthums, wie man dort durch Anziehung des Feierkleides an den Freuden des Königsfestes Antheil nahm.

Wahr — aber nur dann wahr, wenn man den rechten Sinn damit verbindet! Man kann sich nehmlich die Verdienste eines Andern so zueignen, daß man thut, als hätte man sie selbst gesammlet. Dis heisst sich mit fremden Federn schmücken, und wird sonst von der ganzen ehrbaren Welt höchlich gemisbilligt. Man kann sich aber eines Andern Verdienste auch so

zueignen, daß man sich nach ihnen bildet und ebenso wird, wie Er. Dis ist eine edle Zueignung, und von dieser nur kann hier die Rede sein. Ziehet an den Herrn Jesum Christ — hier hat Paulus dasselbe Bild. Ein Jeglicher sei gesinnet, wie Jesus Christus auch war — hier gibt Paulus auch dieselbe einzigrichtige Erklärung davon.

In jenem Feierkleide hatten die Gäste äuserliche Aehnlichkeit mit dem stattlichen Wirthe, und so nur schickte es sich, daß sie am Feste Theil nahmen. Ebenso ist auch Theilnahme an der Seligkeit des Christenthums nur denkbar bei innerer Aehnlichkeit mit Jesu.

Jenes Feierkleid ward gereicht; dieses wird uns auch gereicht durch Jesu Lehre und Beispiel. Diesen Unterricht sollen wir annehmen und nach ihm unsern Verstand und unser Gemüth ausbilden; dann, dann wird uns alle wahre und reine Glückseligkeit zu Theile werden.

Das Reich Gottes ist inwendig in uns — durch Aufklärung unseres Geistes und durch Veredlung unseres Herzens legen wir allein den Grund zu unserem Heile. Sind nicht Wohlwollen, Theilnehmung, Gegenliebe, Dienstfertigkeit, Freundschaft, Treue, Dankbarkeit, Feindesliebe und Geduld die Quellen unserer reitzendsten Lebensgenüsse? Müssen wir sie aber, wenn sie dis für uns werden sollen, nicht auch auf die rechte Weise auszuüben verstehen? Wer Beides vernachlässigt, wer weder seinen Verstand, noch seinen Sinn, ausbildet, der begibt sich ganz seiner Menschheit und hat also auch keinen Anspruch auf

menschliches Glück; wer aber auch nur gut ist, ohne klug zu sein, oder nur klug, ohne auch gut zu sein, der hat nur halbe Menschheit und also auch nur Anwartschaft auf halbes Menschenglück. Wollen wir vollkommenglücklich sein, so müssen wir auch vollkommen Mensch sein — wir müssen klug und gut zugleich sein.

Wie Viele denken ihre eigenen und fremde Thorheiten dadurch zu entschuldigen, wenn sie sagen — es war doch gut gemeint! Ists denn genug, es gut zu meinen, oder mus man es auch klug meinen, wenn man recht gemeint haben will? Werdet nicht Kinder am Verstande, heisst es, an der Bosheit blos seid Kinder — Wandelt vorsichtig, als die Weisen, nicht als die Unweisen — Zu den Klugen rede ich u. s. w. Andere verachten das gute Gemüth und rühmen blos den Verstand, weil jenes oft das nidrige Ansehen der Einfalt und Dummheit erhalte. O möchten sie oft zu sich sprechen — wenn ich mit Menschen- und mit Engelszungen reden könnte und alle Geheimnisse wüste, und hätte dabei nicht Liebe, so wäre ich Nichts.

Schön und herrlich sprach daher Jesus — Seid klug, wie die Schlangen, und ohne Falsch, wie die Tauben! Verstand und gutes Gemüth müssen beisammen sein. Haben wir Beide, so erscheinen wir im hochzeitlichen Kleide, d. h. in ganzer Menschheit, bestehen darin vor Gott und vor der Welt und fühlen uns wahrhaftigselig. Lasset uns dis weitläuftiger erörtern!

Also erstlich — Nicht blos Herzensgüte ohne Klugheit!

Wer nur gut ist, ohne zugleich klug zu sein, der ist nicht sicher davor, daß er Fehler über Fehler aus sich selbst begehe, blos darum, weil es ihm an einem zuverlässigen Führer fehlt, der sein gutes Gemüth auf den rechten Gegenstand richtet, ihm Masse und Ziel dabei bestimmt, ihn Personen, Zeiten, Oerter, Umstände u. s. w. dabei unterscheiden lehrt — kurz, der ihm allemahl sagt, wie er es richtig anbringen müsse. Dieser Satz bewahrheitet sich auf allen Blätern der Sittenlehre und auf allen Seiten des menschlichen Lebens; und, wenn dergleichen Fehler auch keine Sünden sind, so schaden sie doch oft Andern und uns selbst, oder machen uns wenigstens lächerlich. Es ist z. E. recht schön, das Wohl Anderer zu befördern zu suchen und dis noch dazu ohne ihr Wissen zu thun; es ist noch schöner, für das allgemeine Wohl zu wirken und sich sogar dafür aufopfern zu können. Wie aber, wenn dem Andern mit der Freude, welche wir ihm machen wollen, gar nicht gedient ist, oder wenn wir unsere Thätigkeit für ihn so einrichten, daß er wohl gar Verlust, oder doch Verdrus, davon hat? Wie, wenn wir etwas für allgemeines Wohl ansehen, das es gar nicht ist, oder wenn wir doch offenbar, sobald wir nur einige Weltkentnis hätten, sehen müsten, daß unsere Aufopferung dafür völlig vergeblich sei? Und — geht es denn nicht wirklich oft genug so? Auf gleiche Weise macht es unserem Herzen Ehre, wenn wir bereit sind, unter Umständen Andern Arbeiten abzunehmen; wenn

wir

wir aber zu Viel übernehmen, oder solche Arbeiten übernehmen, denen wir nicht gewachsen sind, so leisten wir nichts. Wer findet ferner die Bereitwilligkeit zu Ausübungen der Barmherzigkeit nicht schön? Müssen wir aber nicht unsere Kräfte dazu erst berechnen? Müssen wir nicht einen Unterschied unter den Gegenständen machen? Ist das wahre Barmherzigkeit, wenn wir durch unsern Hülfseifer ungerecht gegen Andere werden und wohl gar die Unsrigen darunter leiden lassen? Ist das wahre Barmherzigkeit, wenn wir Menschen unterstützen, die das, was wir ihnen geben, verschwenden oder gar verspielen? Heilig sei und bleibe uns auch die Feindesliebe! Sollen wir uns aber deswegen nicht vertheidigen, wenn uns Unrecht geschieht? Sollen wir ihnen nachgeben, wenn wir offenbar sehen, daß wir sie dadurch nur noch unbändiger gegen uns machen? Sollen wir uns gegen sie wegwerfen? Sollen wir mit Menschen wieder vertraut leben, die keiner Treue fähig sind? Sollen wir sie unsern treuen Freunden vorziehen? — Nehmet noch andere Beispiele davon, wie blosse Herzensgüte ohne Klugheit oft die gröbesten Fehler begehe. Woher rührt alle Verziehung der Kinder? Eltern lieben ihre Kinder über Alles, und das ist recht; gingen sie aber mit Verstande dabei zu Werke, so würden sie sie in ihrem Eigensinn nicht verstärken, sie würden ihrem offenbaren Muthwillen nicht nachsehen, würden ihnen nicht jede Bitte gewähren, würden sie nicht verweichlichen und verzärteln, würden ihre Gesundheit durch übermässige Nahrungsmittel, durch Leckereien und Süssigkeiten nicht

verderben u. s. w. Woher die verkehrte Welt im Ehestande, wenn der Mann unter der Herrschaft seiner Frau steht? Er schätzt sie hoch und liebt den Hausfrieden — schön; aber sobald er ihren herrschsüchtigen Karakter kennen lernte, hätte er gleich anfangs ihr Widerstand leisten sollen, so wäre er Mann und Herr geblieben; er hätte ein Paar kleine Kriege nicht scheuen sollen, so hätte er den Hausfrieden besser gesichert, als so. Woher das Unglück ganzer Staaten oft? Der Fürst ist gut und das ganze Land gibt ihm dis Zeugnis; er hat aber die Schwäche, daß er den Schmeichler nicht von dem rechtschaffenen Manne unterscheidet. Einem solchen gelang es, sein erster Minister zu werden; so hört er nur auf diesen, glaubt ihm Alles und thut Alles, was der Volksfeind will. Woher der blinde Religionseifer? Paulus antwortete schon — sie eifern für Gott, aber mit Unverstand. — Wollen wir noch mehr Beispiele? Hier sind sie. Wie mancher legt für Menschen eine Fürbitte ein, denen er vielmehr Ermahnungen recht ans Herz legen sollte! Wie mancher vertheidigt Menschen, die nicht zu vertheidigen sind, oder die wohl gar nicht vertheidigt sein wollen! Wie mancher will Versöhnung stiften und macht durch seine Einmischung in den Zwist das Uebel noch ärger! Wie mancher geht auf Besserung der Lasterhaften aus und verfehlt blos dadurch seinen Zweck, daß er nicht den rechten Augenblick dazu zu wählen weis! Wie mancher drängt sich aus Dankbarkeit an Menschen, die ihn gar nicht leiden können! Wie mancher schweigt, wenn er reden sollte, und redet, wenn es

besser

besser wäre, daß er schwiege! Alle diese und Millionen ähnlicher Fehler rühren blos davon her, wenn man nur ein herzensguter, aber dabei nicht auch ein kluger Mensch ist.

Wer nur gut und nicht auch klug ist, der wird auch von Andern oft gemisbraucht. Die Heuchler, sobald sie seine Verstandesschwäche bemerken, sind die Ersten, welche sich an ihn machen, und, weil er äußerlichen Schein von Wirklichkeit nicht zu unterscheiden weis, sondern Alles für Gold ansieht, was gleißt, und Alles für Gottes Wort hält, was so klingt, so haben sie allemahl gewonnen Spiel mit ihm. Sie nehmen die Mine der Rechtschaffenheit an und führen die Sprache der Religion; was braucht es weiter, um ihm im Ganzen gleich empfohlen zu sein? Dann reden sie ihm nach dem Munde und geben ihm in allen Stükken Recht; gleich ist er ihr warmer Freund. Sie benutzen nun seine Freundschaft und sind dabei an Danksagungen unerschöpflich; haben sie aber alle ihre Absichten erreicht, können sie nichts mehr durch ihn gewinnen, so ziehen sie die Larve ab und schlagen ein Gelächter über ihn auf. Die Verführer finden ebenfalls ihren Mann an ihm und machen mit ihm, was sie wollen. Da er nicht darauf ausgeht, Andere zu verführen, so versieht er es sich gar nicht, daß man ihn verführen werde. Sie schelten auf das Laster, geben selbigem aber einen feineren Nahmen und laden ihn dazu ein. Ganz unbefangen folgt er ihnen. Sie leiten ihn unmerklich immer näher zum Ziele; haben sie es aber mit ihm erreicht, so stürzen sie ihn in den

Abgrund und spotten noch dazu, wenn er in der Tiefe über sie iammert. Die Schelme vollends gehen bei jeder Gelegenheit auf das heilloseste mit ihm um. Wollen sie Böses ohne ihren Nahmen thun, so bedienen sie sich seiner Hände dazu, drehen die Bolzen und lassen sie ihn verschiessen. Er weis nicht eher, was er thut, bis er Verantwortung davon hat; dann erschrickt er und will sich auf sie berufen. Man hält sich aber an den Thäter; er ists gewesen und mus dafür büssen. Ist eine Gefar da, so machen sie ihm solche erst klein, setzen ihn dann in Wärme und schieben ihn vor. Mitten in der Gefar schon wird er erst gewahr, wie gros sie sei, weis sich obendrein nicht in ihr zu benehmen und kommt darin um. Gibts einen guten Lohn zu verdienen, so versprechen sie, selbigen mit ihm zu theilen, lassen ihn den Lohn allein verdienen und reissen solchen hernach ganz an sich. Häufen sich die Arbeiten für sie, so begrüssen sie ihn bei seinem guten Herzen und laden ihm Alles auf. Er thut auf alle Freudengenüsse Verzicht und arbeitet sich krank für sie, während daß sie, seinen Fleis und seine Geschicklichkeit bis zum Himmel erhebend, die Hände in den Schos legen, oder in allen Gesellschaften umherschwärmen und sich über den gutherzigen Thoren fast krank lachen möchten. Haben sie Handel und Verkehr mit ihm, so wissen sie ihn so zu übervortheilen, daß er ihnen noch Dank schuldig zu sein glaubt. Merken sie, daß er einen wichtigen Plan habe, mit dem er sich im Verborgenen hält, so bieten sie ihm ihre Dienste an, wozu es auch nur sein möge; er entdeckt sich ihnen und nun arbeiten sie

ihm so entgegen, daß er den Plan aufgeben mus. Alles wissen sie ihm ab- und auszufragen; Alles wissen sie ihm abzuschwatzen und abzuflehen, so, daß er zuletzt wie geplündert da steht und weiter nichts mehr besitzt, als — sein gutes Herz. O wehe dem, der ohne Klugheit in die Gesellschaft eintritt! Er weis die Regel nicht zu befolgen — Hütet euch vor Menschen. Er ist verlohren, und dis blos durch sein gutes Herz.

Wer nur gut ist, ohne auch klug zu sein, auf den ist gar kein Verlas zu nehmen. Seine Güte steht überall nicht fest, und wenn sie auch noch so gros wäre. Was ists denn, das sie stützt? Vieleicht blosse Unwissenheit des Bösen! Er ist also gut, weil er nicht versteht schlecht zu sein. Wie, wenn er nun durch einen Zufall oder durch eine veränderte Welt um sich her mit dem Bösen Bekantschaft machen sollte, wird seine Güte alsdann Bestand haben? Blosse Unwissenheit des Bösen war von ieher die zerbrechlichste Stütze der Tugend, und Millionen Eltern, wenn sie die greuliche Verwandlung ihrer Kinder nach ihrem Austritte aus dem väterlichen Hause in die Welt erblickten, beseufzten es schon zu spät, daß sie zu viel darauf gerechnet und das Heil ihrer Kinder dem Ohngefär Preis gegeben hatten. Zuweilen stützt sich auch Herzensgüte blos auf Nachahmung. Man war bis daher so glücklich, immer unter guten Menschen zu sein; so lernte man auch denken und handeln, wie sie. Wer ist Bürge dafür, daß man, wenn man nun durch neue Verbindungen unter schlechte Menschen geräth, nicht ebenso,

wie

wie diese, zu denken und zu handeln anfangen werde? Vielmehr wird dis gewis geschehen; und, wenn auch die erlangte Gewohnheit eine Zeitlang Widerstand leistet, so wird dieser doch allmählich schwächer werden und die neue Gewohnheit wird die alte verdrängen. Stützt sich endlich Herzensgüte blos auf Temperament, so verhält sichs ebenso mit ihr. Auch das Temperament ändert sich, und, wenn nicht eher, doch mit den Jahren. Wenn dann die höhere Reitzbarkeit überall nachlässet, so lässet auch die Theilnehmung nach, oder verwandelt sich wohl gar in Härte. Kommen dann vollends viel widrige Schicksale dazu, leidet besonders der Körper sehr, so erscheint oft der, welcher ehemals blos aus Körperlichkeit gutmüthig war, als wirklicher Menschenfeind! Auf wessen gutes Gemüth man also Verlas nehmen können soll, der mus es auf Grundsätzen bauen, von deren Richtigkeit und Unverletzlichkeit er überzeugt ist. Diese werden alsdann unerschütterlich sein, und so auch die Tugend, welche sich darauf gründet. Wie kann er dis aber, wenn er sich die Ausbildung seines Verstandes nicht äuserst angelegen sein lässet? Wollte er sich die Grundsätze, nach welchen er zu handeln gedenkt, von Andern blos mittheilen lassen, wie könnte er von ihrer Richtigkeit und Unverletzlichkeit ie wahrhaftig überzeugt sein? Wäre er dis aber nicht, so sind sie erschütterlich und wanken ebenso leicht, wie die übrigen falschen Stützen der Tugend. Ueberhaupt hat ia auch nicht einmal Jemand Ehre von seinem guten Gemüthe, wenn er nicht aus Grundsätzen gut denkt und gut handelt. Er bestimmt

sich

sich nicht selbst dazu, sondern wird dazu bestimmt; wie kann er sich auch die edelsten Handlungen zum Verdienste anrechnen? Sie sind nur edel in Ansehung ihrer nützlichen Wirkungen, aber nicht von Seiten des Thäters selbst und in Ansehung ihres Ursprungs. Im menschlichen Leben vollends ist man mit Leuten, denen es bei aller Güte an Klugheit fehlt, auf das übelste daran. Hat man gemeinschaftliche Geschäfte mit ihnen zu betreiben, so machen sie gemeiniglich, daß die Sachen mislingen. Sie sind nicht scharfsichtig genug, um unerwartete Zwischenfälle zu bemerken, noch weniger fähig genug, sie in den Plan aufzunehmen, oder doch wenigstens demselben unschädlich zu machen. Sie verstehen sich nicht darauf, in die Launen der Zeit und der Menschen sich zu schicken, sondern gehen gerade durch und verfehlen so das Ziel. Sie sind voreilig und aufbrausend. Sie haben das Herz auf der Zunge und reden auf das unvorsichtigste von dem, was sie vorhaben, mit Allen ohne Unterschied u. s. w. Irren sie, so sind sie schwer zu belehren. An eigenes Nachdenken nicht gewöhnt, fassen sie nicht einmahl die Widerlegung ihrer Meinungen, wenn man sie auch noch so deutlich führt. Sie bestehen auf ihren Kopf, und schweigen sie ia endlich, so geschieht dis nur aus Drang äuserlicher Umstände. Betrift ihr Irthum Religionssachen, so glauben sie wohl gar, man verleite sie dadurch zu einer schweren Sünde, wenn man sie anleiten will, iemals anders denken zu lernen, als sie von Jugend auf gedacht. Wehe Jedem, der sich zu ihrem Aufklärer und Berichtiger aufwirft;

er

er unternimt die vergeblichste, ia oft wohl gar die undankbarste Arbeit! — —

Also ia nicht blos Herzensgüte ohne Klugheit; aber — auch nicht blos Klugheit ohne Herzensgüte!

Wer blos klug ist, ohne auch gut zu sein, der hat zwar Ausbildung, aber — nur halbe. Er erkennt zwar das Gute, aber er will und thut es nicht; selig ist er aber dann erst, wenn er es thut und wenn er reines Herzens ist. Freilich mus die Erkentnis erst vorhergehen, ehe die Willensbestimmung erfolgt, und alle Güte ist nur dann erst wahre Güte, wenn sie aus deutlichen Vorstellungen von Recht und Unrecht entspringt und wenn der Wille völligfrei sich auf das, was die Vernunft für recht erklärt hat, richtet. Wer es aber bei der blossen Erkentnis bewenden lässet, der bleibt mitten auf dem Wege zur Vollkommenheit stehen. Ewigschade doch um Menschen, denen es ihre grösseren natürlichen Anlagen oft so leicht machen, einen Reichthum von den schätzbarsten Einsichten zu sammlen und sich dadurch über ganze Haufen emporzuschwingen — ewigschade, daß sie ihre Einsichten nicht auch gehörig auf ihr Herz wirken lassen. Was für einen Anblick von vollendeter menschlicher Herrlichkeit könnten sie reichen, und wie glücklicher, als tausend Andere, könnten sie sein! Dennoch ist die Klage über Leute, die in demselben Grade schlecht wären, in welchem sie einsichtsvoll wären, allgemein. Man könnte hier vielleicht fragen, ob ein schlechter Mensch auch ein wahrhaftigaufgeklärter Mensch sein könne, oder ob man ihn

nicht

nicht etwa fälschlich nur dafür halte. Es scheint in der That, als wenn wahrer und grosser Verstand Herzensgüte nothwendig bei sich führen müsse. Wer das Gute erkennt und sich vorstellt, wer es immer deutlicher erkennt und sich vorstellt, der sollte es nicht auch lieben, wählen und ausüben? Es ist ia so schön; es ergötzt ihn schon in der blossen Erkentnis, sollte er wohl die noch höhere Ergötzung durch Wahl und Ausübung fahren lassen? Ja, beweiset man nicht auch den vollkommensten Willen Gottes aus seinem vollkommensten Verstande? — Was diese Vergleichung anbetrift, so passt sie offenbar nicht; denn von Gott, als dem reinesten Geiste, gilt kein Schlus auf ein sinnlichgeistiges Wesen, wie der Mensch ist; und eben in dem Hange zur Sinnlichkeit liegt die Auflösung des ganzen Räthsels, daß die einsichtsvollsten Menschen oft die schlechtesten Menschen sein können. Grosse Geistesanlagen sind fast immer auch mit einem sehr lebhaften Temperamente verbunden. Wie dieses aber auf der einen Seite bei Ausbildung iener die herrlichsten Dienste leistet, so gibt es auch auf der andern den sinnlichen Trieben äuserstviel Stärke. Wer nun als ein solcher fähiger und zugleich lebhafter Mensch nicht in die Hände weiser Erzieher geräth, bei dem nimmt die Lebhaftigkeit eine traurige Wendung. An Kopf wirds ihm zwar nie gebrechen, denn das Lernen wird ihm spielleicht und er erfindet Viel aus sich selbst; seine sinnlichen Triebe aber, die Niemand von Jugend auf beschränkt und unter die Regeln der Sittlichkeit gewöhnt, wachsen zu wildem

Feuer

Feuer und zu brausender Leidenschaft an. Nun sei er so klug, wie er wolle, er ist es nur, so lange die Leidenschaften ruhen; so, wie diese erwachen und sich Gelegenheit zu ihrer Befriedigung darbietet, verdunkeln sich seine deutlichsten Vorstellungen und er ist als der klügste Mensch in solchen Augenblicken wirklich unklug. Er hat die nöthige Erkentnis, ist sich ihrer aber alsdann nicht bewust; was hilft sie ihm also? Er ist einem Menschen gleich, der etwas, wovon die Rede entsteht, wirklich weis, sich aber iezt, da er es sagen soll, nicht darauf besinnen kann. Und so ist es dann leider mehr, als zu wahr, daß die erkentnisvollesten, gelehrtesten und klügsten Menschen oft zugleich auch die leidenschaftlichsten Menschen sind — mehr als zu wahr, daß sie oft mit unwiderstehlichem Nachdrucke Andere vom Laster abmahnen und zu anderer Zeit demselben Laster Selbst nicht den geringsten Widerstand thun. Solche Menschen sind traurige Denkmähler der unbegrenztesten Einflüsse der Erziehung; o möchten ihrer doch nicht so Viel sein! Möchten sie selbst durch die eigene zweite Erziehung an sich wieder gut machen, was die erste fremde verdarb, und dazu iede ruhigere Stunde ihres Herzens und iede Kraft der Religion benuzen! Warlich, Jeder, der in seiner Dummheit das Gute thut, mus ihnen selbst sonst ein ehrwürdigeres Mitglied der Gesellschaft sein, als sie; dieser thut es doch wenigstens, wenn er gleich nicht weis, was er thut, und — so ists für die Welt doch da.

Wer blos klug ist, ohne zugleich gut zu sein, der ist sich mit seiner Klugheit oft selbst zur Last. Er weis, daß er klug sei und fühlt dadurch ein gewisses Uebergewicht. Dieses Gefühl verwickelt ihn unaufhörlich in Händel, weil er Alle zu übersehen glaubt. Nun ist es unmöglich, daß er mit seiner Klugheit immer durchkomme; denn wo das Recht zu offenbar auf der Seite des Andern ist, da mus seine Klugheit Platz machen, und der Richter kehrt sich weder an seine Argliſt, noch an seinen Witz, sondern spricht nach der Vorschrift der Gesetze das Urtheil. Hätte er also auch nur einige Herzensgüte, so würde ihn diese oft zurückhalten und ihn vor mannigfaltigem Verdrusse, der doch mit dem widrigen Ausgange solcher Händel verbunden sein mus, schützen. Ebenso mus er auch bei allem Verstande, den er besitzt, immer auf seiner Hut sein. Sein eigenes Herz sagt es ihm, daß er falsch sei; sollte er nun nicht fürchten müssen, daß unter Vielen, die er übersieht, Einer sein werde, der ihn übersieht? Welcher ist aber Dieser? Jeden, den er noch nicht genau kennt, mus er dafür halten; und wie, wenn nun der, welcher seine Verstellung durchblickt und ihn auf seinen Ränken ertappt, zugleich ein Mächtiger wäre, der im Namen aller Uebrigen, welche er hinter das Licht führte, Rache an ihm nehmen kann? Ja, er mus sogar fürchten, daß, wenn Einer allein sich zu schwach fühlt, Mehrere sich gegen ihn verbinden dürften, um endlich den Lohn seiner Falschheit auf sein Haupt zu schütten. Daher kommt es dann auch, daß er sich selbst um die Freuden des menschlichen Umgangs

bringt. Man wird es satt, daß er in der Gesellschaft immer den Ton angeben, immer entscheiden und Recht haben will; man wird es satt, daß man seine verächtlichen Blicke immer in Empfang nehmen, seinen Witz immer bewundern und seinen beissenden Spott immer ertragen, oder doch zuhören soll, wenn er Andere damit durchzieht. Wer ihn kennt, entfernt sich von ihm; wer ihn nicht kennt, der wird von denen, die ihn kennen, gewarnt, und so steht er oft in der grössesten Gesellschaft im Winkel einsam und verlassen da. Wäre er nur halb so gut auch, als er klug ist, Alle würden sich um ihn her versammlen und er würde der Liebling ieder Gesellschaft sein, dessen Abwesenheit man eben so unerträglich finden würde, wie man seine Gegenwart iezt unerträglich findet. Das Glück ächter und wahrer Freundschaft wird ihm vollends nie zu Theile. Er erwiedert nicht Liebe mit Liebe, ist zur Theilnehmung und Theilgebung verstimmt und hat keinen Sinn für Herzlichkeit und Trautheit. So verbindet sich kein kluger und guter Mensch mit ihm eng; er versuchts mit den Dummguten, deren schales Wesen ihm aber bald zum Ekel wird; was ist ihm also übrig, als sich in die Arme eines Freundes zu werfen, der so klug und so schlecht zugleich ist, wie er? Diese Freundschaft ist kaum geknüpft, so zerreisst sie auch schon wieder; und so klagt der Thor, daß er in der ganzen Welt keinen Freund finden könne. Er lasse seine Erkenntnisse, welche ihm Jeder zugesteht, auf sein Herz wirken; er zeige sich in seinen Aussprüchen und in seinen Handlungen so menschenfreundlich, als er sich einsichtsvoll zeigt, so

wird

wird er Freunde finden, wo er will, und die Edelsten werden sich an ihn anschliessen. Sogar der höhere Genus iener Seligkeit, welche die Religion gewährt, geht für ihn verlohren. Sein Mangel an Herzensgüte lähmt sein Vertrauen auf Gott und verringert seine Freude an Gott. Wie die Aufrichtigen Gott nur angenehm sind, so ist auch Gott nur den Aufrichtigen angenehm. Alles Bewustsein seiner Aehnlichkeit mit Gott auf Seiten des Verstandes hilft ihm nichts, wenn er sich dem höchsten und reinesten Geiste nähern will; das Gefühl der äuersten Verschidenheit auf Seiten des Gemüths kommt dazwischen und sein eigenes Gewissen scheucht ihn von Gott zurück. So kann er in guten Tagen nicht ganz froh sein; in bösen aber ist er ohne allen Trost, und auf ewige Zukünfte mus er beklommen hinblicken.

Wer blos klug und nicht auch gut ist, an dem hat die bürgerliche Gesellschaft eine wahre Geissel. Er wendet seinen Verstand zum Bösen an; wenn nun der Dumme, der blos äuserliche Kraft dazu hat, schon Böses thut, wie weit Mehr dergleichen wird er, bei dem noch innere Kraft dazu kommt, ausüben können! Jener tritt doch auch mit seinem bösen Vorhaben gleich ins Freie, daß man ihm bei Zeiten zuvorkommen oder sich doch gegen ihn anschicken kann; er aber lauert damit im Hinterhalte, bricht zur rechten Zeit urplötzlich damit hervor und hat schon vollbracht, wenn man sich ihm erst widersetzen will. Verstellung ist das Geringste, dessen er sich überall schuldig macht. Er studirt nichts emsiger, als die Aussenseite eines guten Men-

schen, und weis sie so künstlich anzulegen, daß sie ihm wie natürlich steht. Er lobt edle Handlungen, um ähnlicher für fähig gehalten zu werden. Er übt absichtlich zuweilen eine gemeinnützige That aus, um seinen übrigen Eigennutz damit zu bedecken. Er schilt auf Andere, wenn sie seine Laster begehen, um die Augen seiner Mitbürger von sich ab und auf sie hin zu leiten. Er übt das Böse, welches die dummen Schlechten öffentlich thun, im Verborgenen aus; er treibt es, statt daß diese es aus Mangel am Verstande bis auf den strafbarsten Grad treiben, nur so weit, daß er dicht an der Linie stehen bleibt, wo es erst zur Strafe sich eignet. Er weis Jeden, der sich mit ihm verbindet oder Geschäfte mit ihm betreibt, anfangs äuserst zufrieden mit sich zu machen und schläfert ihn dadurch ein, um in der Folge weniger von ihm beobachtet zu werden und ihn desto ärger betrügen zu können. Er speiset mit leeren Worten ab, die wie Silbertöne aus seinem Munde gleiten, hält mit schönen Vorspiegelungen hin, verspricht, wird versprochenermassen wirklich thätig, lässet aber einen Andern, mit dem er es abgeredet hat, entgegenarbeiten und bezeigt sich äuserstmismuthig darüber, daß ihm seine gute Absicht fehlschlägt. Wehe Jedem, der mit ihm zu thun hat, wenn er nicht die äuserste Vorsichtigkeit gebraucht; über lang oder kurz sieht er sich so gemisbraucht von ihm, daß er sich des Geständnisses davon und noch mehr der Klage darüber sogar schämen mus. — Verführung ist sein Element, worin er lebt und webt. Sein Verstand gibt ihm Kraft, über Andere zu herrschen, Herzens-

zensgüte aber hält ihn nicht davon ab, diese Kraft zu misbrauchen. So vermag er, was oft die Aeuserlichmächtigsten nicht vermögen, ia, er weis es sogar dahin zu bringen, daß Diese sich als seine Werkzeuge gebrauchen lassen müssen. Er kennt seine Leute und wird sich nie an solche machen, welche seine Plane bei Zeiten durchsehen. Er übereilt sich nicht, wenn er einen Widerstand ahndet, sondern leitet alsdann nur Schritt für Schritt und leitet wohl gar zuweilen wieder um einige Schritte zurück, um unverdächtiger zu werden. Er zeigt nicht gleich das Ziel, wohin er leiten will, sondern führt lange erst seitwärts, wendet sich dann aber in dem günstigsten Augenblick schnell und erreicht mit seinem Verführten das Ziel. So bringt er diesen durch Verschlagenheit dahin, wohin er ihn, wenn er offen und gerade zu Werke gegangen wäre, nie gebracht haben würde. Findet er aber Leute vor sich, die noch ganz unerfaren sind und deren Tugend blos auf Verbindung mit wackern Menschen beruhet, so weis er sich ihre Verführung bequemer zu machen. Er erfüllt sie mit Verdacht gegen diese und bewirkt ihre Trennung von selbigen; hernach schmeichelt er sich bei ihnen ein und erwirbt sich durch Anschmiegung an ihre schwachen Seiten, die er auf der Stelle entdeckt, ihr ganzes Zutrauen; die Sprache hat er in der Gewalt und — so thun sie Alles, was er will. Ach — ungeheuergros ist die Summe des Elends, welches die schlauen Verführer schon auf der Erde angerichtet haben! Junge Leute, hütet ihr besonders euch vor ihnen und erkennet sie daran, wenn sie euer Herz von

Personen, die euch theuer und werth sein müssen und von deren Rechtschaffenheit gegen euch ihr tausend Beweise habet, von Eltern, Lehrern, Verwandten und beiahrteren Freunden, abziehen wollen. Rufet Jedem, der dis mit euch versucht, gleich in der ersten Stunde zu — „Höre, du hast Arges im Sinne; sonst könntest du meine heiligsten Bande nicht zerreissen wollen. Las mir meine Lieben; daran will ichs sehen, daß du gegen meine Unschuld nicht auf Raub ausgehst.“ — Steht nun vollends ein Mensch, der in eben so hohem Grade schlecht, als klug, ist, auf einem wichtigen Posten, hat er selbst grosse Macht und Gewalt und Ansehen bei Tausenden, welch Unheil wird er stiften und wie wird er dis Alles fürchterlich misbrauchen! Zu unserem Entsetzen bewahrheitet dis ia die Geschichte der Länder und Staaten. Diese, diese sagt es uns, welche Blut- und Mordscenen oft ein einziger Minister angerichtet, und wie Millionen oft mehrere Jahrzehende hindurch über ein einzelnes Kebsweib geseufzt. . . . Ueberhaupt waren die Bösewichter vom ersten Range immer auch Köpfe vom ersten Range; statt, daß die Köpfe vom ersten Range nicht immer auch Edle vom ersten Range sind. Nicht nur die Giftmischer waren es, sondern auch die blutaussaugenden Proiektmacher — nicht nur die Räuberbandenanführer waren's, sondern auch die vorsätzlichen Bankerotmacher — nicht nur die Königsmörder waren's, sondern auch die Unterjocher der Völker — nicht nur die Prediger des Atheismus waren's, sondern auch die christlichen Oberpfaffen, welche die

Menschheit in Glaubensfesseln legten. Abscheu allem Verstande ohne Herzensgüte — und ie grösser dann der Verstand, desto mehr Abscheu ihm! Verstand ohne Herzensgüte ist nicht das hochzeitliche Kleid, sondern ein unflätiges Kleid. — —

Seid klug, wie die Schlangen; seid aber auch ohne Falsch, wie die Tauben! Eins von Beiden ist nicht genug; Beides mus beisammen sein — Schlangenkopf und Taubenherz. Noch weniger soll die Regel umgekehrt werden, daß der Kopf zum Taubenkopfe werde und die Schlange im Herzen zische. Jesus ist uns von Gott gemacht zur Weisheit und zur Gerechtigkeit. Christliche Aufklärung und christliche Rechtschaffenheit zugleich sind die ausgebildete Menschheit an uns, sind unser eigentliches hochzeitliches Kleid, worin wir vor Gott bestehen. Dieses Kleid wird uns zwar gereicht, aber nicht gleich fertig, so, daß wir es nur anziehen dürften. In seinem Stoffe blos wird es uns gereicht — durch das Evangelium. Nach Jesu Lehre und Beispiele müssen wir es uns selbst verfertigen; durch Nachahmung Jesu müssen wir uns zur Aehnlichkeit mit Jesu, des Vollendetesten unter allen Weisen und Guten, erheben und so an seiner Seite in aller Herrlichkeit der menschlichen Natur erscheinen. Schaffet, schaffet doch ia die Meinung ab, als wäre es ohnedis möglich, an höheren Glückseligkeiten Theil zu nehmen. Entsaget vor allen Dingen dem heillosesten aller Irthümer, welchen die Alten in die Seelen der Kinder sogar hineinbeteten,

wenn sie sie, sobald sie nur lallen konnten, schon nachlallen liessen — Christi Blut und Gerechtigkeit, das ist mein Schmuck und Ehrenkleid u. s. w. Es geht sonst einst, wie dort beim Königsmahle her; der König wird fragen — wie seid ihr herein kommen und habet kein Feierkleid an? Ihr werdet dann verstummen und der König wird ausrufen — Ich habe euch noch nie für tüchtig erkannt; weichet, Uebelthäter, die ihr euch weder der Wahrheit, noch der Tugend, nach den Belehrungen widmetet, welche Jesus mit seinem Blute versiegelte. Früh, früh lasset uns anziehen auf die rechte Art den Herrn Jesum Christ und ihm ähnlich werden; dann werden wir auch Gott angenehm sein in Jesu, dem Geliebten, dem Gottangenehmsten unter allen Menschen. Unaufhörlich lasset uns wachsen in dieser Aehnlichkeit und so mit schon gemachten grossen Fortschritten in der Erkentnis des Heils und mit schon erlangten hohen Fertigkeiten in guten Gesinnungen in iene Welt eintreten, um beim Eintritte in sie gleich recht selig zu sein. Ach — kleidet, kleidet euch alle so mit den Kleidern des Heils und mit dem Rocke der Gerechtigkeit; so werdet ihr vor dem Weltrichter im würdigsten Aufzuge erscheinen und Gnade vor ihm finden.

LII.

Vom Glauben an Wunder und Zeichen.

Am 21. Sonnt. n. Tr.

Ueber Joh. IV. V. 18.

Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht.

Du gabst uns deiner Gaben grösseste — die Vernunft, Schäpfer und Herr; ach, lehre uns sie auch über Alles schätzen! Befördere ihre Ausbildung allenthalben und las ihre heiligen Gerechtsame immer allgemeiner anerkannt werden! — —

Meine Brüder. Der Streit über die Wunder sollte doch endlich als beigelegt betrachtet werden. Versteht man nehmlich darunter Vorgänge, welche nicht durch die Kräfte der Natur geschehen oder bewirkt werden: so ist die Frage, ob es Wunder gebe, gar keine Frage an uns Menschen. Sie beantworten zu können, müsten wir alle Kräfte der Natur und alle ihre möglichen Verbindungen wissen, um zu bestimmen, ob dis oder ienes, das man für ein Wunder ausgiebt, wirklich nicht natürlich, sondern übernatürlich erfolgt sei. Haben wir denn aber iene Wissenschaft? Wozu hilft es also, von Wundern zu reden, da wir sie nicht beurtheilen können? Und — wie unbillig ist es, wenn man uns den Glauben an Wunder aufdringen will! Beide — sowohl derienige, welcher Etwas für ein Wunder erklärt, als auch der, der es nicht dafür erklärt, thun ia im Grunde ein und dasselbe — sie bekennen ihre Unwissenheit. Jener spricht — weil ich keinen natürlichen Zusammenhang davon weis, so erkläre ichs für ein Wunder; dieser spricht — weil ich die Natur nicht ganz

kenne,

kenne, und weil also doch wohl der allernatürlichste Zusammenhang davon Statt finden könnte, so kann ichs für kein Wunder erklären. Welches Unwissenheitsgeständnis von Beiden klingt wohl menschlicher? Spielt nicht Jener den aufgeblasenen Alleswisser? Ueberschreitet er nicht die Schranken menschlicher Erkentnis? Macht er nicht offenbar seine Unwissenheit zum Grunde seiner Wissenschaft? Dieser hingegen bleibt in seinen Grenzen und erscheint in der liebenswürdigsten Bescheidenheit, weil er den Wahlspruch führt — von dem, was die Natur vermag, habe ich nur ein gering Wörtlein vernommen; wer mag den Donner ihrer Macht verstehen?

Nennt man aber Wunder solche Vorgänge, deren natürlichen Zusammenhang man zwar voraussetzt, aber nicht angeben kann — wer wird alsdann leugnen, daß es Wunder gebe? Und so hätte ia offenbar der ganze Streit über die Wunder ein Ende. Aus diesem Begriffe folgt dann aber auch, daß dem Einen etwas ein Wunder sein könne, was dem Andern kein Wunder ist, ie nachdem die Naturkentnis des Einen geringer ist, als des Andern. Ja, es folgt eben so unmittelbar daraus, daß die Zahl der Wunder immer mehr abnehmen müsse, weil die Menschheit in der Erkentnis der Natur immer grössere Fortschritte macht.— Solchergestalt könnte man auch die Wunder eintheilen in solche, die es an sich sind, und in solche, die es nur für uns sind. Wunder, die es für uns sind, können wir also annehmen, weil wir gewis wissen, daß sie es für uns sind; Wunder aber, die es

an

an sich sind, können wir auf keinen Fall annehmen, weil wir nie mit Gewisheit wissen können, daß sie es an sich sind. Unsere Unwissenheit kann nie eine Quelle unserer Kentnis werden, und daraus, daß etwas noch nicht erklärt ist, folgt ebensowenig, daß es unerklärbar sei, als daraus, daß wir etwas nicht erklären können, folgt, daß Andere es nicht erklären können. Zeigt sich denn das Gegentheil vom Letztern uns nicht tagtäglich?

Freilich aber ist es leicht, Wunder für uns mit Wundern an sich zu verwechseln, und es ist bald geschehen, daß man, statt zu sagen — das kann von mir nicht erklärt werden — schlechtweg spreche — das kann nicht erklärt werden. Bei eingeschränkten Köpfen ist dis gemeiniglich der Fall, und — mischt sich vollends der Aberglaube ins Spiel, so mus es allemahl unausbleiblich geschehen. Kinder liefern nicht nur hierzu die Belege, sondern auch der grösseste Theil der Erwachsenen in den niedrigeren und unausgebildeteren Ständen. Diese sind noch das wahre Nachbild von dem, was einst die gesamte graue Vorwelt war, welche an wirkliche Wunder glaubte und Gott nicht höher verherrlichen zu können wähnte, als wenn sie Wunder auf Wunder häufte. Dieser falsche Wahn verleitete sie gar so weit, daß sie an Vorgänge und Geschichten glaubte, deren platte Unmöglichkeit sogar erwiesen werden kann. Dann, dann stand Gott in ihren Augen recht in voller Glorie seiner Allmacht da, wenn er durch einen blossen Machtspruch unmögliche Dinge möglich machte,

sich

sich selbst über die Gesetze, welche er der Natur gegeben, erhübe, mitten in den Zusammenhang der Dinge etwas willkührlich hinein schöbe, und so die ganze Welt, und mit ihr alle Menschenvernunft zugleich, verkehrte. Hätte man, indem man so blos auf die Allmacht Gottes hinsah, nur einen einzigen Seitenblick auch auf seine Weisheit geworfen, so würde man nicht so religiösunsinnig gedacht und in Gotteslästerung nicht Gottesverehrung gefunden haben. Wie nun der wahre Weise zu wirklichen Vorgängen, deren natürlichen Zusammenhang er nicht einsieht, bescheiden schweigt, ohne ihn iedoch im geringsten zu bezweifeln: so wendet er sich von solchen geschehen seinsollenden Vorgängen, deren völligen Widerspruch mit der Natur er deutlich einsiehet, aus Ehrfurcht für Gott unwillig weg und bedauert Jeden, der sich von Andern damit täuschen lies oder sich selbst damit täuschte. —

Dis sei genug von dem Glauben an Wunder; nun von dem Glauben auf Wunder, oder von dem Glauben an Wunder als an Zeichen. Wunder werden alsdann vorzüglich Zeichen genannt, wenn die Rede davon ist, daß man ihrentwegen alles das, was ein Mensch, welcher dergleichen verrichtet, lehrt, für ausgemachte Wahrheit annehmen müsse. Wer mit dem, was vorhin über Wunder überhaupt gesagt worden, übereinstimmig denkt, der wird freilich ohnehin auch gleich wissen, was er nun von Wundern, als von Zeichen, zu halten habe; indessen ist die Sache doch für uns Alle, auch als Christen, in der That zu wichtig, als daß wir sie nicht

noch

noch besonders zergliedern sollten. Gewis wäre der Streit über die Wunder nie so heftig geworden, wenn man sie nicht zu Zeichen für unsere Religion erhoben hätte. Wie? wenn sich erweisen liesse, daß hieran nicht wohlgethan worden sei? Vielleicht hätte dann der ganze Streit am gewissesten ein Ende. Lasset uns also einmahl thun, als wenn wir bis iezt noch Wunder zugäben, und sie blos als seinsollende Zeichen betrachten. . . .

Angenommen, daß Wunder Zeichen sein könnten, oder daß wir verbunden wären, einem Menschen darum, weil er dergleichen verrichtete, auch das aufs Wort zu glauben, was er lehrte — hätten wir nicht Recht, zu fordern, daß wir selbst Augenzeugen dabei sein müsten, wenn er sie verrichtete? Wie könnten wir sonst wahrhaftig überzeugt sein, daß sie wirkliche Wunder, oder auch nur wirkliche Geschichten wären? — und müssen wir dis nicht sein, wenn wir etwas Anderes auf sie glauben sollen? Wie viel tausend Geschichten werden erzählt, die ganz und gar erdichtet sind! Wie noch Mehrere werden wenigstens anders erzählt, als sie vorgefallen sind! Man sage nicht, daß solchergestalt alle historische Glaubwürdigkeit wegfiele, daß das Zeugnis Anderer in unzählichen Fällen unsere eigene Erfarung ersezen müsse, und daß, wenn wir weiter nichts für wahr halten wollten, als was wir selbst empfunden hätten, Alles bezweifeln müsten, was vor unserer Zeit geschehen sei und was iezt noch an andern Orten geschehe. Es ist etwas ganz Anderes, wenn

von Wundern die Rede ist, und noch dazu von Wundern, derentwegen wir Lehre und Unterricht dessen, der sie gethan haben soll, anzunehmen verbunden wären. Hier sollen doch wohl übernatürliche Vorgänge sein, aus deren Glauben uns noch eine besondere Glaubenspflicht erwachsen soll — welcher Mensch, der seine Vernunft in Ehren hält, mus da nicht nach ihrer Wahrheit und Richtigkeit fragen? Ja, wie noch unweit wichtiger wird diese Frage, wenn sie vor langen Zeiten, vor Jahrhunderten, oder gar vor Jahrtausenden, geschehen sein sollen! Wer weis nicht, daß Tausende von erzählten alten Wundern sogar als Thatsachen erdichtet, und nichts, als heilige Legenden, sind? Wer kennt nicht den Hang der Vorwelt zum Wunderbaren, der aus ihrer Unkunde der Natur entsprang und sie die natürlichsten Dinge für Mirakel halten lies? Wer kennt nicht die Thätigkeit, mit welcher einzelne naturkundigere Betrüger diese ihre Unwissenheit benutzten und sich das Ansehen gaben, als könnten sie Wunder thun? Wenn wir alles das, was sogenannte Wunderthäter gelehret haben, der von ihnen erzählten Wunder wegen glauben sollten — was für offenbare Irthümer, wie viel baaren Unsinn müsten wir glauben! Hält man sich aber berechtigt, die Wunder des Einen derselben in Zweifel ziehen zu dürfen, so mus man auch nicht aus Vorliebe zum Andern von uns begehren, daß wir uns nicht auch desselben Rechts gegen die von ihm erzählten bedienen sollten. Niemand kann ia doch in Abrede sein, daß sich selbst in unsern Zeiten noch zu-

weilen

weilen Gerüchte von auftretenden und herumziehenden Wunderthätern verbreiten. Der gemeine Mann, welchen das Uebernatürliche weit mehr, als das Natürliche, reißt, glaubt sie auf der Stelle; sie werden öffentliche Volkssagen und kommen wohl gar in Chroniken, wenn die Obrigkeit, deren Pflicht doch ist, dem Aberglauben zu steuern, sie nicht untersucht, oder wenn sich nicht menschenfreundliche Weise zu ihrer Untersuchung aufmachen. Geschieht dis aber, so werden die allgemeines Aufsehen machenden Vorgänge oft als völlig erdichtet befunden, oder, wenn dis auch nicht der Fall ist, so werden sie doch allemahl entweder als Betrügereien aufgedeckt, oder von den hinzugesetzten Umständen, welche sie eigentlich zu Wundern erst machten, so entkleidet, daß sie als völlignatürliche Vorgänge da stehen. Wer ist uns nun Bürge dafür, ob dergleichen Geschichten in alten Zeiten so untersucht worden sind? Und, wenn sie untersucht worden sind, wer hat uns aufbewahrt, was aus der Untersuchung herausprang? Gesetzt also auch, die Wunderthaten, derentwegen wir an einen Lehrer, der sie verrichtete, glauben sollten, wären als Thaten wahr; sind sie deswegen auch richtig erzählt, oder hat man nicht die Umstände, durch welche sie einzig und allein zu Wunderthaten werden, hinzugefügt? Er mag z. E. immerhin, wie noch zuweilen geschieht, die hartnäckigsten und gefährlichsten Krankheiten vertrieben haben, hat er sie aber urplötzlich und durch blosse Berührung vertrieben? Er mag sogar abwesenden Kranken, wie auch noch oft geschieht, geholfen haben, hat er ihnen aber, ohne

ihnen Heilmittel zu schicken, und durch blosse Machtsprüche, die er in der Ferne that, geholfen? Wer bürgt uns hiefür? Die Aufrichtigkeit der Erzähler etwa? Und wenn sie auch wirklich Augenzeugen davon gewesen wären, können sie aus der hohen Meinung, welche sie von dem Lehrer hatten, nicht die natürlichen Umstände übersehen haben? Können sie es nicht gar, um seiner Lehre bei Andern Glauben zu verschaffen, für nöthig gefunden haben, seine natürlichen Hülfleistungen als Wunder hinzustellen, besonders, wenn dis der sicherste Weg dazu bei den Menschen ihres Zeitalters war? Wer vermag uns diese Zweifel zu benehmen? Alles, was wir thun können, ist, daß wir die Sache auf sich beruhen lassen; nur Glauben an dergleichen Erzählungen, und dieses Glaubens wegen wieder Glauben an die Lehre dessen, von dem sie geliefert werden, mus uns Niemand zur Pflicht machen wollen. Soll eine Handlung durch gewisse Umstände zum Wunder werden, so müssen wir schlechterdings dabei sein, wenn sie geschieht, um beurtheilen zu können, ob diese Umstände auch wirklich da sind, oder nicht. — M. Br., der eigentliche Weg, auf welchem wir zur Ueberzeugung von der Wahrheit eines Unterrichts gelangen, und auf den uns Gott ursprünglich gewiesen hat, ist der, daß wir seine Uebereinkunft mit unserer Vernunft deutlich einsehen. Auf diese Art sind wir im Stande, uns von der Wahrheit eines vor tausend Jahren gegebenen Unterrichts noch heute zu überzeugen. Sollte die Ueberzeugung aber durch Wunder an uns bewirkt werden sollen, so geschähe sie durch

die Sinne. Die sinnliche Erschütterung, welche die Wunder hervorbrächten, wäre es alsdann, welche uns zu Gläubigen machte. Angenommen nun auch, daß dis nach der Seelenlehre möglich wäre, so würde es doch ganz und gar unmöglich, wenn wir nicht bei den Wundern selbst gegenwärtig wären. Wie können wir die sinnliche Erschütterung, durch die sie doch Alles nur wirken sollen, haben, wenn wir sie nicht selbst sehen? Die blosse Erzählung davon kann diese doch in der That nicht hervorbringen. Können wir uns nun, wie gesagt, auch auf die Richtigkeit derselben nicht einmahl verlassen, wie wäre es möglich, daß Wunder Zeichen für uns sein könnten, wenn wir nicht selbst Augenzeugen davon sind!

Wunder können aber auch an und für sich nie Zeichen werden; d. h. wir können nicht verbunden sein, dem, der sie verrichtet haben oder noch verrichten soll, und wenn wir auch Augenzeugen davon wären, ihrentwegen auch das aufs Wort zu glauben, was er lehret. Was für ein Zusammenhang soll denn zwischen solchen Thaten und Unterricht Statt finden, daß dieser durch iene bewiesen werden könnte? Wie folgt daraus, wenn ein Mensch etwas thun kann, was Andere nicht thun können, daß das, was er spricht, wahr sei? Ja, wenn seine Thaten solche sind, die blos natürliche Abdrücke seines Herzens und seiner freien Willensbestimmung sind, und wenn er hernach auch so spricht, wie er thut, dann kann man seine Reden seiner Thaten wegen für wahr annehmen. Hier ist alsdann wirklicher Zusammenhang zwischen beiden, und er bewei-

set so seine Worte durch seine Werke. So glaubt es Jeder dem thätigen Menschenfreunde, wenn er von seiner Menschenliebe spricht, und dem Helden, der mit Gefaren kämpft, wenn er von seinem Muthe redet. Würden wir aber auch wohl schon, wenn uns der Menschenfreund Unterricht über die Sternkunde gäbe, diesen Unterricht darum für wahr annehmen, weil er edle Handlungen ausübte? Würden wir, wenn uns der Held über die Geographie belehrte, die Beweise seines Heldenmuths für Beweise der Richtigkeit seiner Belehrung gelten lassen? Würden wir nicht fragen — wie hangen edle Handlungen und Sternkunde, Heldenthaten und Geographie zusammen? Nun, so kann noch weit weniger daraus, daß Jemand Kranke aller Art heilt, folgen, daß die Unterweisung, welche er auch zugleich über die wahre Gottesverehrung gibt, die rechte sei; oder daraus, daß er Blinde sehend und Taube hörend macht, daß die Aufschlüsse, welche er über die Bestimmung des Menschen reicht, untrüglich sind. Dis blos folgt daraus, daß er grosse Kentnisse des menschlichen Körpers besitzen müsse, und, wenn er unentgeldlich und bei Tage und bei Nacht hilft, daß er ein uneigennütziger, unermüdeter Edler sei. Welcher Schwärmereien in der Religion haben sich oft Männer schuldig gemacht, die die grössesten Einsichten in die Naturkräfte besassen! Ebenso sind auch auf der andern Seite nicht selten die weltberühmtesten Aerzte und Naturkundige gar öffentliche Prediger des Atheismus geworden. Hätte Diesen etwa auch geglaubt werden sollen? Eine grosse Einsicht setzt auch gar

nicht

nicht die andere voraus. Man kann zugleich in dem einen Fache menschlicher Kentnis ebensoweit zurück sein, als man in dem andern vorwärts ist; und dis aus der allernatürlichsten Ursache — weil man sich nehmlich auf dieses einzig und allein gelegt und über jenes gar nicht nachgedacht hat. Ja, es fehlte sogar nie an Menschen, die ihre geheimen Wissenschaften, welche sie wirklich besassen, absichtlich zur Täuschung der Welt anwendeten. Von ungewöhnlichen und ausserordentlichen Handlungen kann also unmöglich der Schlus auf Wahrheit und Untrüglichkeit der Belehrungen gelten, welche ihr Verrichter über Gott und Gottesverehrung, über Menschen und Menschenbestimmung gibt; das heisst mit andern Worten — Wunder, wenn es auch dergleichen gäbe, können doch keine Zeichen sein.

Wie aber? Hat der Wunderthäter die Kraft, Wunder zu thun, von sich selbst, oder hat er sie nicht von Gott, der allein übernatürlich wirken und wirken lassen kann? Wenn er nun zugleich auch Lehrer der Menschen wird, verdienen seine Belehrungen nicht ihrentwegen Glauben? Scheint Gott nicht ausdrücklich sie ihm dazu verliehen zu haben, daß sie Glauben an seinen Unterricht bewirken sollen? Sollte es sich nur von ungefär so treffen, daß der Lehrer auch zugleich Wunderkraftbesitzer wäre? Wäre es nicht wenigstens mit der Heiligkeit und Weisheit Gottes unvereinbar, wenn wir an einen solchen Lehrer keinen Glauben haben sollten, weil er uns falsch leitete? Warum gab ihm dann Gott so ausserordentliche Kräfte? Er-

leichterte er ihm nicht dadurch offenbar das Täuschungswerk? — —

M. Br., in einen Irrgarten scheinen wir hier zu gerathen; wie ist es aber noch möglich, fragen wir doch gleich, aus diesem Grunde den Glauben auf Wunder, oder den Glauben an Wunder, als an Zeichen, zu vertheidigen oder gar zur Pflicht zu machen, nachdem Jesus selbst klar und deutlich gesagt hat, daß auch falsche Christusse und falsche Lehrer Wunder verrichten würden, ia, Wunder von solcher Grösse, daß schier die Auserwählten dadurch zum Irthum verleitet werden könnten??? Wenn Lehrer des Irthums ebenso Wunder thun können, wie Lehrer der Wahrheit, so hören Wunder doch wohl auf, Beweise zu sein, daß der Lehrer, der sie verrichtet, Wahrheit lehre. Und — woran unterscheiden wir nun den wahren Lehrer von dem falschen, wenn Beide Wunder thun können? Es bleibt nichts weiter übrig, als daran, daß seine Lehre mit unserer Vernunft übereinkommt. Ist aber dis, wozu bedarf es noch der Wunder? Was unserer Vernunst schon als Wahrheit einleuchtet, darf uns durch sinnliche Erschütterung nicht erst als wahr vorgespiegelt werden. Dank also, ewig Dank Jesu für seine herrliche Zurechtweisung über den Glauben an Wunder, als an untrügliche Zeichen! Es leuchtet aber allerdings auch zugleich daraus hervor, daß Jesus unter Wundern gar nicht das verstanden habe, was man in unsern Tagen gemeinhin darunter versteht; und

dis führt uns aus dem ganzen Irrgarten wieder in das offene Feld der Vernunft. Hätte er damit übernatürliche Handlungen gemeint, so wäre es um die Ehre Gottes geschehen. Warum, müsten wir mit Recht fragen, ertheilt Gott falschen Propheten die Kraft, Wunder zu thun? Oder sollen wir etwa glauben, der Teufel theile die Allmacht mit Gott und sei es, der den falschen die Kraft dazu verleihe, wie sie Gott den wahren verleihet? So werden wir völlig den alten Juden gleich; ia, wir werden wahre alte Babilonier und Chaldäer wieder — wofür uns doch Gott in Gnaden bewahren wolle! Welche Gotteslästerung — ia, welcher Unsinn, von den Einflüssen und Machthandlungen eines Wesens schon auf das bestimmteste zu reden, dessen Dasein noch nicht einmahl erwiesen ist, ia, sogar nicht erwiesen werden kann! Es ist also offenbar, daß Jesus unter Wundern nur solche Handlungen verstanden, zu welchen ausserordentliche und vorzügliche Naturkentnisse gehören. Diese kann sich der schlechte Mensch ebenso erwerben, wie der gute, sobald er nur Gelegenheit hat, den Unterricht derer zu geniessen, welche sie besitzen. Und so lässet sichs begreifen, wie falsche Propheten ebenso, wie wahre, Wunder thun, ia, gar noch grössere Wunder thun können, als diese. Sie dürfen, damit das letztere geschehe, nur Mehr gelernt haben, als die wahren; welches leider oft genug der Fall ist. Grosse Betrüger müssen auch die verschmitztesten Köpfe sein; als solche aber haben sie auch die stärkste Fassungskraft für das, was schon erfunden ist, und werden selbst noch Erfinder.

Möchte doch also der Wink, welchen uns Jesus selbst über den Begrif der Wunder und über ihren Werth gibt, von uns Allen recht beherzigt werden! Wie würde aller Glaube an Wunder, als an Zeichen, aufhören! Wie würden wir einsehen, daß wir Jesum wirklich entehrten, wenn wir an seine Lehre seiner Wunder wegen glaubten! Wäre er also Einer von den falschen Christussen, die auch Wunder thaten, so glaubsen wir auch an ihn; hätte er nun wohl die geringste Ehre von unserem Glauben? Glauben wir aber darum an ihn, weil er uns aus der Seele spricht und weil sein Unterricht mit dem gesunden Menschenverstande und mit dem unverdorbenen Menschenherzen auf das vollkommenste und mehr, als irgend ein anderer, übereinstimmt, so steht er in seiner ganzen Christusglorie und als der wahre Christus da.

Wollte hier Jemand sagen — wozu hätte denn also Jesus Wunder gethan, wenn sie kein Siegel der Wahrheit und Göttlichkeit seiner Lehre sein sollten? — so verdient er mit Recht folgende Zurechtweisung — „Was für ein Mensch bist du! Du könntest also ähnliche Kentnisse und Kräfte haben, wie Jesus, ohne Andern damit nützlich zu werden, wenn dich nicht erst gewisse Nebenabsichten dazu antrieben? So beurtheile ihn wenigstens nicht nach dir. Kennst du Jesum? Nun, so musst du auch wissen, daß seine ganze Seele nichts, als Wohlwollen und Behülflichkeit, war. Er half, um zu helfen. Er diente Andern mit Allem, was er wuste, hatte und war. Seine richtigeren Religionskentnisse theilte er nicht nur mit und mach-

te sie dadurch gemeinnützig; auch seine höheren Naturkentnisse behielt er nicht für sich. Er wendete sie zur Heilung körperlicher Leiden allgemein an und überlieferte sie auch selbst einer Anzahl von Vertrauten, die hernach wieder damit halfen. Lis doch, was Lukas sagt — er nahm seine Zwölf auf die Seite und gab ihnen Gewalt und Macht, daß sie Seuchen heilen könnten. Las dir aber dabei den Gedanken an Uebernatürlichkeiten vergehen und lis auch den Nachtrag, welchen Markus dazu liefert — die Zwölf gingen aus und salbeten viel Siechen mit Oehl und machten sie dadurch gesund. Dis war also die Macht und Gewalt, welche er ihnen gab, daß er ihnen geheimen Unterricht über die Heilmittel ertheilte, deren Kunde er besas. Und — so verehre in der Anwendung und Fortpflanzung seiner vorzüglichen gemeinnützigen Kentnisse den erhabensten Menschenfreund. Jsts denn nicht genug daran, daß er so Vielen half, und noch dazu unentgeldlich half, welchen die unwissenden Aerzte seiner Nation und seines Zeitalters nicht helfen konnten, wenn sie ihnen auch ihr ganzes Vermögen für Arznei und Arztbemühungen abnahmen, wie zu ihrer ewigen Schande geschrieben steht? Dennoch wollen wir dir nicht in Abrede sein, daß Jesus durch seine vielen und wichtigen Hülfleistungen sich allerdings einen grossen Nahmen erwarb, und daß ihm das Vorurtheil des Ansehens, welches er dadurch für sich hatte, bei seinem Lehramte sehr zu Statten kam. Man bewunderte den Kraftvollen — man liebte den Uneigennützigdienstfertigen — und so hörte

man ihm hernach freilich auch aufmerksamer zu, wenn er zu reden anfing. Dis ist aber etwas ganz Anderes, als wenn man sagt, daß diese seine menschenfreundlichen Thaten oder Wunder ein Siegel der Wahrheit seiner Lehre hätten sein sollen. Wenn diese nicht an sich wahr gewesen wäre, der allgemeine Zulauf, welchen seine Thaten bewirkten, bewiese ihre Wahrheit nicht; denn man würde ihm ebenso zugelaufen sein, wenn er auch Irthum gelehret hätte.

Aber — Jesus hat sich ia selbst ausdrücklich auf seine Wunder berufen.... M. Br., die Juden waren ein unaufgeklärtes, blos an Sinnlichkeit gewöhntes Volk. Ihre ganze Gottesverehrung war sinnlich — ihre Tugend beruhete blos auf sinnlichen Beweggründen — und so ward auch ihr Glaube nur durch Sinnlichkeit erzeugt. Jeder ihrer ausserordentlichen Lehrer muste sich durch ausserordentliche Thaten erst bei ihnen beglaubigen; und da in älteren Zeiten die höhere Naturkentnis und die höhere Religionskentnis immer verbunden waren, so hatten sie sich hieran so fest gewöhnt, daß sie ohne Wunder und Zeichen gar nicht glaubten. Gesetzt also auch, Jesus hätte sich gegen sie, wenn sie unheilbaren Unglauben an ihn bewiesen, auf seine Wunder berufen, so hätte er sich ia damit doch nur nach ihrer Denkart bequemt. Er wuste einmahl, daß er Leute vor sich habe, welche ohne Wunder und Zeichen nicht glaubten; so war's also, als wenn er dadurch spräche — Fehlts euch am innern Sinne für mich, könnet ihr die Uebereinkunft meiner Lehre mit der Vernunft nicht einsehen und dieserhalb an mich glauben, so

gebrauchet doch, wie in ähnlichen Fällen, eure äuserlichen Sinne und lasset euch auf dieselbe Art zum Glauben an mich bewegen, auf welche ihr von ieher an eure Propheten glaubtet. Ja, er konnte aus demselben Grunde zulezt sagen, daß sie, wenn er keine Wunder gethan, durch ihren beharrlichen Unglauben keine Sünde hätten, ohne daß er dadurch seine Wunder für Siegel der Wahrheit seiner Lehre an sich selbst und den Glauben auf sie für den rechten erklärte; denn Wunder waren in ihren Augen ein- für allemahl der höchste Beweis der Glaubwürdigkeit. Genug, daß Jesus in dieser Herablassung zu der Denkungsart seiner Nation nicht weiter ging, als sich's schickte. Wo hat er nehmlich die Thaten, welche er unter ihr verrichtete und auf die er sie verwies, iemals für übernatürliche erklärt? Dadurch doch wohl nicht, daß er den Juden versicherte, er treibe die Teufel durch Gottes Finger aus? Wenn er doch selbst hinzusezte, daß ihre Kinder oder Verschidene von ihren eigenen Leuten auch Teufel austrieben, so gestand er ia vielmehr dadurch ein, daß diese Arbeit ganz natürlich zugehe. Ebenso pflegte er zwar auch zu sagen, daß Gott durch ihn wirke; er verstand dis aber doch wohl nichts anders, als wenn er versicherte, daß Gott auch durch ihn rede. Ueberhaupt mag es wohl ein grosses Misverständnis sein, wenn man, indem sich Jesus auf seine Werke beruft, immer an seine Wunder denkt. „Ich habe vollendet das Werk, das du mir übergeben hattest“ — wem fällt es hiebei wohl ein, an ein Wun-

der

der zu denken? Ebendas, was nun Jesus hier unter Werk in der einfachen Zahl versteht, verstand er offenbar oft auch unter Werken in der vielfachen Zahl. „Die Werke, welche ich thue im Nahmen meines Vaters, oder in Auftrag von meinem Vater — diese zeugen von mir“ — und worin bestehen diese Werke? „Ich gebe das ewige Leben“ ich verschaffe durch meine Belehrungen immerwährende Ruhe und Glückseligkeit. „Thue ich nicht die Werke meines Vaters, so glaubet mir nicht; thue ich sie aber, so glaubet doch den Werken, wenn ihr mir nicht glauben wollet“ — was heisst dis anders, als, wollt ihr meinen Versicherungen nicht glauben, daß ich der sei, für den ich mich ausgebe, so erkennets doch an den Geschäften, welchen ich mich unterziehe, und an dem Eifer, mit welchem ich sie betreibe; arbeite ich denn nicht an der Sache Gottes, an Aufklärung und Veredlung der Menschen, opfere ich mich nicht ganz dafür auf? Hätte Jesus dis nicht unter seinen Werken verstanden, wie hätte er seinen Aposteln sagen und sie damit in ihrem Amtseifer stärken können, daß sie noch grössere Werke thun würden, als er? Wo haben sie denn grössere sogenannte Wunder verrichtet, als er? Grössere Siege des Evangeliums über Aberglauben und Unglauben aber hat die Predigt der Apostel allerdings erlangt, als die Predigt Jesu selbst.

Mag sich also Jesus immerhin zuweilen auf seine Wunder berufen haben, so hat er dis doch nur gegen abergläubische und wundersüchtige Juden gethan;

wie

wie soll dis uns als Christen, uns in unsern helleren Tagen noch etwas angehen können? Ja, auch sogar gegen seine unaufgeklärte Nation selbst berief er sich nicht blos auf seine Wunder. „Wer mein Wort höret und glaubt, der hat das ewige Leben“ — hier ist von keinen Wundern die Rede, derentwegen das Wort oder der Unterricht geglaubt werden sollte, sondern blos vom Unterrichte selbst, der sich Allen, die ihn recht erwägen würden, ohne Weiteres empfehlen könnte. „Welcher unter euch kann mich einer Unwahrheit oder eines Widerspruchs zeihen? So ihr aber zugestehen müsset, daß ich euch nichts, als Wahrheit, vortrage, warum glaubet ihr nicht?“ — wo ist hier auch nur der geringste Fingerzeig nach den Wundern hin, da doch gewis hier die schicklichste Gelegenheit dazu gewesen wäre? Unterwirft Jesus nicht vielmehr seine Lehre der obersten Richterin in Glaubenssachen, der Vernunft, zur Prüfung und beruft sich blos auf das beifällige Zeugnis derselben, welches auch einzig und allein ein gültiger Beweis für Wahrheit sein kann und das alle Wunder unnöthig macht, dessen Mangel aber durch alle Wunder der Welt nicht ersetzt werden mag? „Meine Lehre ist nicht mein, nicht meine eigene Erfindung, sondern göttlich; wer inne werden will, ob sie dis sei, der nehme sie nur an, so wird ihm kein Zweifel daran übrig bleiben“ — auch hier beruft sich Jesus nicht auf seine Wunder, sondern auf den Erfarungsbeweis, oder auf das Glückseligkeitsgefühl, welches die aufrichtige Annahme seiner Lehre gewährt. Und — als man aus-

drücklich ein Zeichen von ihm forderte, um zu sehen und zu glauben, oder um durch sinnliche Erschütterung zum Glauben an ihn bewegt zu werden — als man ihn deshalb auf den Moses verwies, der sich durch Brodt vom Himmel auch erst beglaubigen müssen — was antwortete er? „Es ist gut, daß ihr auf das Brodt vom Himmel kommet; dis ist mir gerade recht. Aber nicht Moses gab euch Brodt vom Himmel, sondern ich gebe es euch; meine Lehre ists, die der Welt das Leben gibt, und eben dis, daß sie solches thut, ist Beweis aller Beweise für sie. Wer sich in meine Gemeinschaft begibt, den wird nicht hungern, und wer an mich glaubt, den wird nicht dürsten — dis, dis diene euch statt aller Zeichen, die ihr von mir begehret. Die Worte, welche ich rede, sind Geist und Leben — wozu noch anderes und äuserliches Zeugnis?“ Ja, ward er nicht sogar unwillig darüber, wenn er sah, daß er den Glauben an sich nur immer seinen Wundern zu danken haben sollte? „Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht“ — dieser Ausspruch mus uns doch wohl lebendig davon überzeugen, daß es ihm um solche Gläubigen nicht zu thun war, die seiner Wunder wegen an ihn glaubten. Leute, die zu ihm kamen, weil er gewaltiglich lehrte, waren ihm allemahl lieber, als die, welche ihn nur suchten und wiedersuchten, weil er gewaltiglich that. So mag der alte Jude Jesu immerhin nur auf die Hände gesehen haben; der Christ höre

re seinem Herrn und Heilande auf den Mund! Der Glaube an ihn, welcher hierdurch entsteht, ist ein menschlicherer Glaube und schickt sich nur für unser helleres Zeitalter. „Kommt zu mir — bei mir findet ihr Ruhe für eure Seelen. Ich gebe Leben und volle Genüge; die vor mir kamen, waren Diebe und Mörder, meintens mit der Menschheit nicht gut, am wenigsten mit der ganzen Menschheit gut, traten mit der reinen Wahrheit nicht hervor, oder predigten sie, das Evangelium, doch den Armen, den nidern Volksklassen, nicht. Wer an mich glaubt, der hat das ewige Leben. Wer meine Rede zur seinigen macht, der erkennt die Wahrheit und wird durch sie frei. Wen der Sohn frei macht, der ist recht frei. Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme“ — — dis, dis sind Sprüche für uns ietzt; mehrerer und anderer Beweise für die Wahrheit der Lehre Jesu, als hierin liegen, bedürfen wir in unsern Tagen nicht, und mehrere und andere müssen wir ietzt aus Achtung für Jesum nicht nur, sondern auch aus Achtung für uns selbst nicht verlangen. Christen, Christen, wie könnet ihr euch noch so ernidrigen und euch durch Wunder, als durch Zeichen, zum Glauben an Jesum gleichsam hinstossen und mit äuserlicher Gewalt hinzwingen lassen! Habet ihr denn nicht die Vernunft, welche der Probirstein aller Wahrheit ist, und könnet ihr euch durch diese allein nicht hinlänglich von der Wahrheit Jesu überzeugen? Warum wollet ihr denn bei dieser allein auf sie Verzicht thun, da ihr in allen

andern Wahrheitsfällen euch fest an sie haltet? Oder wollet ihr selbst wider euch zeugen und Mangel an Vernunft dadurch eingestehen, daß ihr noch der Wunder bedürfet, wie die ungebildeten Juden, oder noch äuserlicher Erschütterungsmittel, wie die Kinder?...

Ein solcher Glaube, der auf Wunder, als auf Zeichen, sich gründet, hält endlich auch gar nicht vor. Den unleugbarsten Geschichtbeweis hiefür lieferten ia die wundersüchtigen Juden selbst. Wie weit kam denn nun Jesus mit ihnen durch alle seine Wunder? So lange sie die Wunder sahen, glaubten sie allenfalls, und so, wie der Anblick davon aufhörte, hörten sie auch wieder auf zu glauben. Mit den Wundern erschien ihr Glaube, und mit den Wundern verschwand ihr Glaube. Das Ende von Allem war, daß sie, sämtlicher Wunder ungeachtet, Jesum als den Messias geradezu verwarfen und — kreuzigten. Im Wundertaumel wollten sie ihm die Krone von Judäa aufsetzen, und bei kaltem Blute liessen sie ihm die Dornenkrone aufsetzen. Mehr, als dis, brauchte man doch wohl nicht zu sagen, um allen Glauben auf Wunder ausser Achtung, Werth und Umlauf zu setzen. Ein einziger tieferer Blick in die Seelenlehre erklärt es uns aber auch auch auf der Stelle, wie es mit allem Glauben auf Wunder so, und nicht anders, gehen müsse. Wunder erschüttern und betäuben blos; man glaubt sich durch sie überzeugt von den Lehren des Wunderthäters und ist es im Grunde nicht. Sind sie vorüber, so ist auch die Betäubung vorüber, und man zweifelt nach, wie vor. Wirkliche Ueberzeugung von Wahrheit, die übersinnliche Dinge betrift, entsteht nicht urplötzlich, sondern nach und nach; sie wird nicht durch äuserliche Zwangsmittel der Sinne, sondern durch innere eigene

Ar-

Arbeit, durch Arbeit der Vernunft, bewirkt. Aufmerksam nimmt man die Lehrsätze in Empfang, frei und unabhängig von aller äuserlichen Gewalt, wäre es auch nur die Gewalt des Lehreranfehens, denkt man über sie nach, vergleicht sie mit ausgemachten Grundsätzen der Vernunft und Erfarung, findet immer mehr ihre Uebereinstimmung mit diesen und nimmt sie blos solcher Uebereinstimmung wegen hernach an. Ganz so, wie Jesus das gute Land beschrieb — man hört das Wort, bewegt es erst in seinem Herzen und behält es dann in einem feinen, guten Herzen. Ein solcher Glaube, der aus allmähliger eigener Ueberzeugung entsteht, ist dann auch einzig und allein nur der rechte, und, weil er dis ist, so hält er auch vor und dauert, so lange die Ueberzeugung dauert. Auch dis erklärte Jesus frei und ohne alle Zurückhaltung — „alsdann, sprach er, bringt man Frucht, man bringt seinen Glauben in Ausübung; man bringt Frucht in Geduld, man bringt ihn so in Ausübung, daß man sich darin durch nichts ermüden und sich nie wieder von ihm abwendig machen lässet. —

Nun, m. Br., so können wir dann auch die Wunder Jesu getrost auf sich beruhen lassen und dürfen nicht meinen, daß wir als Christen dadurch gegen unser Gewissen handelten; in der That, dis wäre ia doch nur ein irrendes Gewissen, auf dessen Berichtigung wir aus wahrerer und reinerer Ehrfurcht für Jesum und aus Achtung für das hellere Licht unseres Zeitalters bedacht sein müsten. Jesus hat ein grösseres Zeugnis für sich, als dieses; wie er auch selbst sagte. „Die Werke, welche ihm der Vater gegeben hatte, daß er sie vollendete, diese Werke, welche er auch that, zeugen von ihm.“ Er selbst hat uns diese Werke in einem seiner letzten Gebete deutlich genug erklärt. „Ich

habe dich verklärt auf Erden und so vollendet das Werk, das du mir gegeben hast.“ Die Anweisung, über Gott auf das vernünftigste zu denken und Gott auf das vernünftigste zu verehren, welche er gab, und die wir Alle auch wirklich dafür erklären müssen — dis war seine Verklärung und Verherrlichung Gottes auf Erden. Und so konnte er auch mit Recht sagen, daß er ein grösseres Zeugnis habe, als Johannes. Dieser taufte nur mit Wasser und lud dadurch zum Reiche Gottes blos ein; Jesus aber taufte mit heiligem Geist und richtete durch seine Lehre das Reich Gottes, das in guten Gesinnungen besteht, in den Herzen der Menschen wirklich auf. Johannes ward daher von ihm nur eine schwachscheinende Kerze genannt; sich selbst aber nannte er das grosse Weltlicht. Genug also — unsere Vernunft und unser Herz zeugen für Jesum; er hat Gott verklärt, was dürfen wir weiter Zeugnis? Jesu Belehrungen sind die allervernünftigsten und die allerberuhigendsten. Hierbei, hierbei wollen wir zum Beweise für ihn einzig und allein stehen bleiben. Er selbst kann nicht für sich zeugen; wir müssen für ihn zeugen. Auch Gott sogar kann nicht für Jesum zeugen, wenn wir nicht zugleich mitzeugen. Denken wir so, so denken wir als Christen, deren Reihen Johannes anführt — „Gott hat gezeugt von seinem Sohne; dis aber ist das Zeugnis, das uns Gott von ihm gegeben hat, daß — das ewige Leben in ihm ist. Solches erwäget recht, damit ihr an ihn glaubet.“ Also — weiser Johannes, nun nicht mehr glauben an Jesum der Wunder wegen???

LIII.

Ueber die Hartherzigkeit solcher Menschen, denen selbst viel Milde widerfaren ist.

Am 22. Sonnt. n. Tr.

Ueber Matth. XVIII. V. 33.

Solltest du dich nicht auch erbarmen über deinen Mitknecht, wie ich mich über dich erbarmt habe?

Meine Brüder. Es ist keineswegs, wie man doch glauben sollte, immer der Fall, daß Menschen, welche viel Nachsicht, Mitleid, Schutz und Beistand genossen haben, sich hernach auch zu ähnlicher Nachsicht, zu ähnlichem Mitleiden, Schutze und Beistande gegen Andere geneigt zeigen sollten. Vielmehr reicht uns das geselschaftliche Leben nicht selten folgende Anblicke — — —

Ein iunger Mensch verging sich einst und setzte dadurch sein ganzes zeitliches Glück aufs Spiel. Geschehen war es für ihn auf immer, wenn seine Thorheit öffentlich bekannt würde. Ein edler Menschenfreund aber eilte ungerufen herbei, half sie zudecken und vernichtete ihre traurigen Folgen für ihn. Jetzt, da er bei Jahren ist und in Ansehen lebt, macht er sichs zum Berufe, allen iungen Leuten nachzuforschen, ob sie dasselbe Vergehen begingen, nicht, um sie auch zu retten, wie man ihn rettete, sondern um sie mit mehrerer Gewisheit lebenslang elend zu machen. Er deckt auf, was Menschenfreunde zudecken wollen; er zeigt gerichtlich an und dringt auf Bestrafung; er straft selbst, wenn Niemand strafen will, verstösst und verdammt den Thoren, in dessen Bilde er sich doch wiedererblickt, und fordert die ganze Mitbürgerschaft auf, ihn zu verstossen und zu verdammen. . .

Ein Untergebener ward vor Jahren von seinem Vorgesetzten gedrückt und seufzte darüber erst im Stillen, dann laut. Man untersuchte es, fand es wahr und verwies es dem Vorgesetzten scharf. Er klagte nach einiger Zeit wieder; man untersuchte es wieder und er bekam einen andern Vorgesetzten. Nach und nach stieg er in der Reihe der Untergebenen und ward selbst Vorgesetzter. Als dieser nun drückt er seine Untergebenen noch weit härter, als er gedrückt ward, und ist ein wahrer Tirann gegen sie. Einige derselben sind sogar seine ehemaligen Mituntergebenen und wissen noch Alles, was für ihn geschah; er hat sie aber so in der Flucht, daß sie thun müssen, als wüsten sie nichts, und verstand sich darauf, sich ein- für allemahl so zu setzen, daß ihnen ihre Klagen über ihn vielmehr schaden, als nützen....

Ein Mensch von nidrigem Stande hub sich wie durch ein Wunder des Schicksals aus dem Staube hervor. Seine Kentnisse verhalfen ihm keineswegs dazu, noch weniger seine Verdienste. Blindes Glück begünstigte ihn, und oft so, daß ihm die unüberlegtesten Plane, welche ihm Leute von wirklichen Einsichten widerrathen haben würden, am besten gelangen. Jetzt nun, als ein reicher und sogenannter vornehmer Mann, kennt er nicht nur seine Jugendfreunde nicht mehr und schämt sich seiner Eltern, sondern hält auch Jeden nider, der sich, wie er, in die Höhe schwingen will. Alle Kentnisse und Verdienste, welche der junge kluge und thätige Mitbürger von nidriger Abkunft hat, machen keinen Eindruck auf ihn. Er will, daß

Jeder bleibe, was er ist, weil sonst eine allgemeine Verwirrung im Staate erfolgen müste, und lässet sichs gar Geld kosten, um den wieder zurückzudrängen, der schon einige Vorschritte gemacht hatte. . . .

Eine verlassene Waise, die in der Welt ohne Freund und ohne Obdach hätte herumirren und ihr Brodt sich vor den Thüren suchen müssen, und die vielleicht unter andern Landstreichern frühzeitig zu Galgen und Rad reif geworden wäre, war so glücklich, eine Gesellschaft von guten Menschen anzutreffen, welche sie unterbrachten und gehörig erziehen liessen. Der elternlose Knabe ward Jüngling, ward Mann und brachte es weiter, als er es, wenn seine Eltern leben geblieben wären, gebracht haben würde. Jetzt, in dieser seiner unerwarteten Lage, schlägt er ieden Beitrag aus, den er zu irgend einem wohlthätigen Institute, oder auch nur einzelnen Unglücklichen, leisten soll, und betrügt und beraubt Wittwen und Waisen, wo er weis und kann. . . .

Ein Beleidiger hatte es arg gemacht. Man sah ihm anfangs nach, um ihm Zeit zu lassen, sich zu besinnen; er ward dadurch nur noch kecker. Schon wollte sich die Rache gegen ihn aufmachen. Er sah es und bat um Vergebung. Durch Vermittelung erhielt er sie nicht nur, sondern sein Beleidigter überhäufte ihn auch so mit Wohlthaten, daß er vor dem Wohlstande, in den er dadurch gerieth, lebenslang zu erröthen Ursache hätte. Jetzt empört ihn die geringste Beleidigung, welche er von Andern erhält. Und, wenn es ein blosses Versehen seines Feindes war, wenn sein

Feind ihn noch so herzlich um Vergebung bittet, wenn die besten unter seinen Mitbürgern für selbigen zugleich mitbitten — er bleibt unerbittlich und verfolgt seinen Feind bis aufs Blut. . . .

Ein Schuldner wird aus Leichtsinn und Nachlässigkeit bankerot. Seine Gläubiger treten zusammen und wollen sich auf dem Wege Rechtens bezahlt machen. Es ist eine Summe, die nicht herbeigeschaft werden kann, und wenn man ihn samt Weib und Kind verkaufte. Er schlägt einen kaum annehmlichen Akkord vor. Einer von den Gläubigern beredet iedoch die Uebrigen zur Annahme desselben. Er behält dadurch in der Stille so viel übrig, daß er hernach wieder der Mann wird, der er vorher war. Jetzt ist ihm ein rechtschaffener Mitbürger nur hundert Thaler schuldig, der durch mehrere Unglücksfälle, welche Gott selbst über ihn gebracht hat, nicht sogleich bezahlen kann. Nicht einmahl Stundung gibt er ihm. Der Schuldner flehet um Barmherzigkeit — seine Frau und Kinder winseln um Gottes willen um Geduld — Alles umsonst; der Barbar bringts dahin, daß ihnen das Haus über dem Kopfe angeschlagen wird, macht sie nahrungs- und gewerblos, streicht sein Geld ein und schimpft noch dazu, daß er so viel Mühe gehabt, wieder zu dem Seinigen zu kommen. . . .

Nicht wahr, m. Br., wir haben an diesen Erzählungen genug? — O möchten es doch blosse Erdichtungen sein! Aber nein — leider sind es wirkliche und nach dem Leben gezeichnete Anblicke, wie sie die bürgerliche Gesellschaft allenthalben reicht, und man kann

Jeden, der dis nicht zugeben will, dreust fragen — bist du so Fremdling in deiner Stadt und in deinem Orte, daß du nicht weissest, was in deinen Tagen darin geschehen sei? Aber — kann man auch wohl als ein Mensch, der nur die geringste Bildung erhalten hat, so einen Anblick haben, ohne auf der Stelle davor zurückzuschaudern? In der That, wenn man auch gar nicht weiter darüber nachdächte, ein blosses dunkles Menschengefühl empört uns sogleich dagegen, und wehe dem, der diese augenblickliche Empörung dabei nicht in sich empfindet; er ist nahe daran, solche Anblicke selbst zu reichen. — —

Woher nun also dergleichen Erscheinungen, gegen deren blossen Anblick schon sich die Menschheit in uns Allen sträuben sollte?

M. Br. Wir wissen ia, daß die Zeit, welche Alles zerstört, auch die stärksten auf uns gemachten Eindrücke zerstöre, wenn wir sie nicht immer wieder auffrischen. Je älter Begebenheiten, die sich für uns ereigneten, werden, desto dunkler erscheinen sie uns; endlich gerathen sie ganz bei uns in Vergessenheit, wenn wir nicht absichtlich ihr Andenken zuweilen erneuern. Je leichtsinniger nun ein Mensch ist, desto eher vergisset er etwas, und derselbe Leichtsinn hält ihn auch von eigener Erneuerung des Andenkens daran ab. Wenn also Jemand überhaupt nicht zu milden Gesinnungen gestimmt ist, so ist es, sobald er dabei auch ein leichtsinniger Mensch ist, schon hierdurch allein erklärt, daß auch Milde, die er selbst von Andern erhielt, ihn nicht dazu stimmen werde. Es darf nur

lange her sein, daß er sie erhielt, so hat er ihrer vergessen; wie soll er mithin darum Andern auf gewisse Weise Gutes thun, weil ihm dasselbe Gute widerfahren ist, wenn er hieran nicht mehr denkt? Daher kommt es ia auch, daß es noch weit abscheulichere Eindrücke auf uns macht, wenn ein Mensch, dem heute Barmherzigkeit geschah, morgen schon die entgegengesetzte Grausamkeit an einem Andern ausüben kann. Diesen Umstand benutzte Jesus meisterhaft in der Erzählung von dem unmenschlichen Schuldner. „Der Herr erlies ihm seine grosse Schuld — da ging derselbe Knecht hinaus und fand einen seiner Mitknechte, der ihm nur eine geringe Summe schuldig war, packte ihn an, würgte ihn fast und schrie, bezahle mich!“ Sind vieleicht nur wenig Menschen fähig, an demselben Tage, an welchem edel gegen sie gehandelt ward, entgegengesetztunedel gegen Andere zu handeln, so geschieht es desto häufiger nach Jahren aus Vergessenheit des Erstern. O wie sorgten wir doch also Alle dadurch für unser Herz, wenn wir iede Milde von Belang, die uns widerfährt, mit allen ihren Umständen sorgfältig anmerkten und gewisse Stunden unseres Lebens, die wir für uns selbst verleben, dazu ausdrücklich bestimmten, uns solche auf das deutlichste wieder ins Gedächtnis zu bringen! Wer nicht im Stande wäre, bald nach erhaltenen Wohlthaten Grausamkeit auszuüben, der wenigstens würde sich dadurch auffer Stand setzen, sie iemals auszuüben.

Sollten nicht auch oft Menschen, welche hernach ebenso hart gegen Andere handeln, als vorher gegen sie mild gehandelt ward, durch die Meinung dazu verleitet werden, daß sie ihre Sache recht klug damit machten? Die Welt hat ihnen z. E. ehemals ein gewisses Vergehen verziehen, so glauben sie wohl gar, daß sie bei denen, welche noch davon wissen, nun erst recht das Ansehen, daß sie die Verzeihung verdient, dadurch erlangten, wenn sie sich gegen Jeden, der ein ähnliches begeht, mit aller Strenge aufmachten. Es ist ihnen, wenn Jüngere fehlen, darum zu thun, daß nicht davon geredet werde, daß sie vormals ebenso gefehlt. So meinen sie durch Härte gegen diese auf der einen Seite denen, welche hiervon wissen, am gewissesten den Mund zu verschliessen, und auf der andern der ganzen übrigen Welt es unmöglich zu machen, auf den Einfall zu kommen, daß sie iemals ebenso gefehlt haben könnten. Lasset uns zur Ehre der Menschheit glauben, daß sich die Sache wirklich oft so verhalten möge. Bedarf es aber wohl einer weitläuftigen Widerlegung dieser vermeinten Klugheit? Was für einen Erfolg hat sie denn in der Gesellschaft wirklich, wenn sie ausgeübt wird? Erneuern wir nicht vielmehr, wenn wir Härte gegen Personen, die ein uns verziehenes Vergehen begingen, beweisen, dadurch das Andenken an unser ehemaliges Vergehen in den Seelen derer, welche noch davon wissen? Mus sie unsere Härte nicht empören? Werden sie uns nicht, wenn auch nicht ins Gesicht, doch hinter unserem Rücken, fragen, wie es uns gefallen haben würde, wenn man uns einst so be-

handelt hätte? Werden nicht die verdientesten Vorwürfe hiermit begleitet sein — Vorwürfe, als wenn wir ietzt erst noch das Vergehen begingen? Werden Andere, die noch nichts davon wusten, diese Vorwürfe nicht hören und dadurch unsere alten Fehltritte nun erst erfaren? Wird also nicht durch unsere Härte eine Thorheit, welcher wir uns vor vielen Jahren schuldig machten und die längst vergessen war, nun wieder neues und noch allgemeineres Stadt- und Landgerede werden? Und — ebenso sind auch alle gute Menschen darüber einig, daß wir dann nur erst erhaltene Verzeihung ganz verdient haben, wenn wir sie in vorkommenden ähnlichen Fällen solches erwiedern. Möchten doch vorzüglich unsere Alten erwägen, die über iunge Leute, wenn sie ihre eigenen Jugendfehler begehen, so unbarmherzig herfahren! Ja, ia, ihr Kraftlosen und Abgebrauseten, dis glauben wir euch doch wohl, daß ihr ietzt nicht mehr so fehlet; habt ihr denn aber nicht so gefehlt? Wenn ihr eure Erfarungen dazu benutztet, iunge Leute vor euren Fehlern zu warnen und zu schützen, oder sie, wenn sie sie einmahl begangen hätten, auch so liebreich zu retten, wie man euch rettete, so thätet ihr wacker, und alle Welt liebte euch dafür; so aber empört euer Verfaren, und Jedermann erklärt euch für gewesene iunge und ietzige alte Thoren und für Unmenschen zugleich.

Wirklicher Stolz ist es aber auch oft, der Menschen, welche Milde, Schonung und Barmherzigkeit erhielten, hernach hart und grausam macht. „Wir waren auch ganz andere Leute, heisst es da; uns muste

man

man wohl einzelne Thorheiten nachsehen, weil wir viel mehr Gutes an uns zeigten; uns muste unser Beleidigter verzeihen, weil er uns selbst gereizt hatte; uns muste man gegen unsern Vorgesetzten in Schutz nehmen, weil wir ihn weit übersahen; uns muste man aus dem Staube hervorgehen helfen, weil wir grosse Talente hatten; uns muste man im Unglück zu Hülfe kommen, weil wir es nicht selbst verschuldet hatten, u. s. w. Dieser iunge Mensch aber, den wir schonen und bessern sollen, ist schon ein unzubessernder Böse-wicht; dieser Feind, dem wir verzeihen sollen, ist zu unverschämt und mus unsere Rache empfinden, wenn er seinen Abstand von uns fühlen soll; dieser Untergebene, gegen den wir für so hart ausgeschrieen werden, ist zu faul und zu widerspenstig, als daß wir ihn nicht immer, wie ein Zugpferd, antreiben und in der strengsten Subordination zu halten suchen müsten; dieser Wicht, der sich in die Höhe schwingen will, hat wohl Talente zum Knecht, aber nicht zum Herrn, Talente wohl zum kleinen Klippkrämer, aber nicht zum grossen Kaufmanne, Talente wohl zum Schreiber, aber nicht zum Rathe; dieser Unglückliche, den wir unterstützen sollen, hat sich sein Unglück selbst zugezogen und misbraucht seine Wohlthäter, u. s. w.“ Kurz, man glaubt, man sei der Mann gewesen, der die erhaltene Milde verdient habe, die aber, gegen die man nun gleiche Milde erweisen sollte, verdienten sie nicht; wo aber Milde nicht verdient werde, dahin werde sie nur verschwendet. Daß doch Alle, die diese Sprache führen, bedenken möchten, daß, wenn es genug wäre, sie

nur zu führen, ohne sie auch zu beweisen, man selbige ebenso leicht einst auch gegen sie hätte führen können; und was würden sie dazu gesagt haben? Daß sie bedenken möchten, daß, wenn es ihnen auch möglich wäre, hier und da diese ihre Sprache zu beweisen, es doch das unseligste Geschäfte sei, Beweise zusammenzusuchen, um seine Härte gegen Menschen zu rechtfertigen, und daß dieses Geschäft am wenigsten Leute kleide, die selbst viel Milde genossen haben!

Sind endlich Menschen zum Undank sogar geneigt und an Undank gewöhnt, so ists vollends erklärt, wenn sie Milde, die ihnen erzeigt ward, mit Härte gegen Andere vergelten. Undank ist ia auch an sich schon Härte gegen den Wohlthäter; wie wird ein Mensch, der gegen seinen Wohlthäter hart ist, weich für Andere sein, die seine Wohlthäter nie waren, sondern denen er Wohlthäter werden soll? Ein dankbares Herz schützt also auf das gewisseste vor solchen Unmenschlichkeiten. Wenn man dann empfangene Milde dem, der sie uns reichte, nicht unmittelbar erwiedern kann, so wird man doch nicht eher ruhen, bis man sie ihm mittelbar durch Andere und an Andern erwiedert hat. Wie es nun um die Erziehung zur Dankbarkeit, besonders in den vornehmeren Häusern oft, noch stehe, wissen wir Alle; kein Wunder also, wenn hernach Menschen, denen Gott und die Welt so viel ausgezeichnete Güte erzeigt haben, im bürgerlichen Leben so oft die äuserste Hartherzigkeit äusern und die verabscheuungswürdigsten Unmenschen werden.

Es würde in der That sehr zur Vollkommenheit der Staatsverfassungen gereichen, wenn es wirkliche Gesetze gegen solche erwiesene Unmenschen gäbe, und wenn diese nicht blos dann gestraft würden, wenn ihre Härte selbst so weit geht, daß sie sich zur Strafe eignet, sondern auch, sobald sie auffallend in derselben Masse an Andern unedel handeln, als man vorher an ihnen edel gehandelt hat. Jesus wenigstens war dieser Meinung. Derselbe Herr, welcher seinem Knechte, als Schuldner, seine grosse Schuld wirklich geschenkt hatte, verdammte ihn hernach zur Bezahlung bei Heller und Pfennig, als er erfur, daß dieser bald darauf gegen einen seiner Mitknechte einer kleinen Schuld wegen so entgegengesetzt verfaren war. Vieleicht könnten wir von dieser Erzählung Jesu wenigstens als Bürger und Mitbürger gegen einander manchen nützlichen Gebrauch machen und dadurch allerlei schändlichen Anblicken der Art, daß Menschen, denen viel Milde widerfur, hernach ebensoviel Härte ausüben, vorbeugen. Wie, wenn wir unserem Beleidiger nur bis auf den Fall verziehen, wenn er iemals seinen Feind verfolgen würde? Wie, wenn wir die Schande eines Menschen nur auf so lange zuzudecken versprächen, als es ihm nicht einfallen würde, die Schande eines Andern aufzudecken? Wie, wenn wir Unterstützungen von Belang nur unter der Bedingung ertheilten, daß wir sie zurückforderten, wenn der Unterstützte sich hernach durch Grausamkeit verginge??? Thun denn diejenigen anders, welche als Erblasser in ihren Testamenten ausdrücklich verordnen, daß, wenn dieser und iener, dem

sie etwas vermacht, nicht zufrieden sein, sondern mit den übrigen Erben Streit anfangen wollte, solcher seines ganzen Vermächtnisses verlustig sein solle? Wird ihnen dis von der Nachwelt verargt? Werden sie nicht nach ihrem Tode noch von der Obrigkeit dabei geschützt? O so merket euch dis doch insgesamt, ihr guten Menschen, und füget zu allen euren Nachgebungen, Hülfleistungen und Barmherzigkeiten von Wichtigkeit die Klausel hinzu, daß sie null und nichtig sein sollen, wenn der, dem ihr sie erzeiget, sich hernach ebenso schlecht gegen Andere beweiset, als ihr euch durch sie gut gegen ihn bewieset.

M. Br., wir haben vorhin gehört, daß in der That nur ein blosses dunkles Menschengefühl dazu gehöre, um vor Härte, die Menschen ausüben, denen Milde zu Theile ward, zurückzubeben. Dabei müsse es dann aber nicht sein Bewenden haben; sondern wir wollen nun auch über das Aftermenschliche solcher Handlungsart genauer nachdenken, damit wir uns ihrer nie auf irgend eine Weise schuldig machen. — —

Eigentlich sollte ia doch wirklich ieder Mensch schon aus sich wissen, nicht nur, daß er gut handeln müsse, sondern auch, wie er gut handle. Seine eigene Vernunft lehret ihm dieses so deutlich, wie jenes. So kann z. E. Jeder einsehen, daß er edler thue, wenn er seinem Beleidiger kein Gegenböses erzeigt, weil er sonst die Summe des Bösen noch vermehrte; und so kann auch Jeder einsehen, daß er besser handle, wenn er dem Unglücklichen, welchem er helfen kann, wirklich hilft, weil er sich alsdann der Kraft zu hel-

fen,

fen, die er besitzt, erst recht würdig zeigt. Wenn nun aber Jemand unter uns auch nicht aus sich selbst finden könnte, wie er hier oder da handeln müsse, um gut zu handeln, so kann er sich doch, sobald er von Andern darüber belehret wird, nicht weiter mit seiner Unwissenheit entschuldigen. Wo gibt es aber wohl eine vollkommenere Belehrung über etwas, als die, welche durch Beispiele uns gegeben wird? Wenn das Gute uns von Andern vorgemacht wird, dann wissen wir doch wohl, wie wir es nachmachen können. In dieser Lage befinden wir uns, wenn uns Milde von Andern widerfährt. Von dem Augenblick an hören unsere Entschuldigungen darüber auf, daß wir nicht wüsten, wie wir in ähnlichen Fällen gegen unsere Nebenmenschen zu handeln hätten. Die uns erzeigte Milde ist uns von Andern vorgemachtes Gutes, ia, und was noch Mehr ist — an uns selbst von Andern vorgemachtes Gutes. So haben wir dann gewis recht begierig und genau darauf Acht gegeben und wissen nun aus dem Grunde, wie man es ausüben müsse. Und — wir wollten es hernach in vorkommenden ähnlichen Fällen nicht auch wirklich ausüben, sobald wir doch Kraft genug dazu hätten? Ach, erinnere sich doch hier Jeder daran, daß er um so Mehr Sünde daran habe, wenn er das Gute nicht thut, ie vollkommener er es weis! Erwäge doch Jeder, daß er schon dadurch aufhöre, als Mensch zu handeln, wenn er wider deutliche bessere Einsicht handelt, und daß er vollends alsdann seine Menschheit ganz verleugne, wenn das Gute, das er Andere thun sah, sogar für ihn Gutes war und auch

als solches nicht einmahl den gehörigen Eindruck, den Reitz zur Nachahmung, auf ihn hervorbrachte.

Wie war uns denn zu Muthe, als Andere Güte, Milde und Grosmuth gegen uns ausübten? — O m. Br., bei dieser Frage gehe doch Jeder von uns recht herzlich in sich! ... Du, der du ietzt schon bei Jahren und in Ansehen und Liebe bei der Gesellschaft bist, du hasts doch wohl nicht vergessen, was für ein grosses Vergehen du einmahl in deiner Jugend begingst? Sag uns, wie war dir, als es nun geschehen war und nicht wieder ungeschehen gemacht werden konnte, und du bei wiedererwachter Vernunft die unabsehlichen traurigen Folgen davon erwogst, wenn es der Welt bekannt würde? Zitterteſt du nicht vor dem Augenblicke, in welchem dis geschehen würde, da er zugleich derienige war, von dem an du auf deine ganze Lebenszeit verhasst und verachtet werden musteſt? Dennoch wusteſt du kein Mittel, deinen Fehltritt der Welt zu verbergen, ohne noch einen grösseren zu begehen. Du sannest hin und her auf einen Freund, der dich retten könnte, um dich ihm zu entdecken; aber du wusteſt keinen. Lag da nicht auf deinem Herzen eine Centnerlast? Wühlte in deinem Innersten nicht dumpfe Verzweiflung? Gabs zwischen Himmel und Erde noch ein Plätzlein, wo du Ruhe hatteſt? Saheſt du nicht Jeden schon immer darauf an, daß er von deinem Vergehen bereits wissen möchte? Tobte dein Blut nicht gewaltig in dir, so oft sich ein Mann mit ernsthafterem Gesichte dir näherte? Sieh, und gerade da, als du einst in Thränen

der Reue schwammest, die dir alle nichts halfen, überraschte dich ein edler Mensch, an den du selbst dich nie gewagt hättest, und fragte dir dein iämmerliches Geheimnis ab. Mit halbem Bewustsein nur — bei ganzem hättest du's nicht einmahl gethan — entdecktest du es ihm. Er nahms und verschlos es in seinen Busen. Wie erschrackst du, als du wieder ganz bei dir warst, darüber, daß es deiner Seele entwischt sei! Aber — der Edle, der Menschenfreund und Menschenkenner zugleich war, überlies dich nicht lange dieser neuen Angst. Sein erstes Wort war das Versprechen, daß er die anvertraute Ursache deines Kummers auf ewig als sein eigenes Geheimnis aufbewahren wolle; sein zweites war ein Wort des Trostes, daß er deine Schande zudecken wolle. Wie ward dir bei dem ersten? Wie bei dem zweiten vollends? Fielst du nicht in seine Arme, wie in die Arme eines Engels Gottes? Empfandest du aber nicht in seinen Armen neue Zweifel an Möglichkeit und Wirklichkeit deiner Rettung durch ihn? Da sagte er dir, wie er sie möglich machen könnte; da versprach er dir, sie wirklich zu leisten. Hob sich da deine Brust nicht zum ersten mahle wieder freier empor? Sahst du da nicht die Welt, die dir schon eine Wüste geworden war, wieder in ein Paradis verwandelt? Ach — und als er sein zweites Wort weise und gut erfüllte, als du deine Ehre und dein ganzes Glück auf Lebenszeit wieder in Sicherheit sahest, und als er keinen Dank dafür wollte, sondern dir blos eine liebreiche Ermahnung gab, fühltest du dich da nicht wie von neuem geboren? Er ist nun längst dahin, dein Retter; aber er hat auch

sein erstes Wort gehalten und dein Geheimnis treu in iene Welt mitgenommen. Hätte er hernach auch nur ie davon geredet, so wärs auch nachher um dich geschehen gewesen... Wie, und du könntest nun iezt ienen iungen Menschen, der deinen Fehltritt beging, ins Verderben stürzen helfen? Du könntest ihn auch nur verlassen? Wer wärest du iezt, wenn man dir einst so gethan hätte? Fühle, fühle bei dieser einzigen Vorstellung all dein Ansehen bei der Welt wanken, und alle deine Liebe bei deinen Mitbürgern, wie durch ein Erdbeben, erschüttert. Sei Mensch, d. h. empfinde in der Angst dieser iungen Seele deine einst ausgestandene Angst noch einmahl, und gewähre dir in der Freude über seine Rettung deine ehemahlige Freude über deine Rettung noch einmahl. — —

Du, der du iezt in Ruhe und Zufridenheit lebst, weissest du noch, wie du in der Hitze einst ienen Mann beleidigtest, der viel Macht und Ansehen hatte? Wie war dir, als du dich besannest? Aergertest du dich nicht mehr über dich selbst, als er sich über dich geärgert hatte? Fürchtetest du nicht Alles von ihm, da du alle mögliche Mittel, die grösseste Rache an dir zu nehmen, in seinen Händen erblicktest? Verlohren war auf immer alle deine Ruhe, wenn er, der Starke, sich nicht mit dir aussöhnen liesse. Also — um Vergebung mustest du ihn bitten, und dann war erst noch die Frage, ob er sie dir ertheilte. Wagtest du es wohl, in Person deine Bitte an ihn zu bringen? Wollte sich einer von deinen Freunden damit befassen? Machten dich diese insgesamt nicht noch ängstlicher? Erwartetest du

nun nicht mit iedem Tage den ersten Ausbruch seiner Rache? Bebtest du nicht vor ieder späteren Zukunft nur noch immer heftiger? Was geschah! Gerade, als dir deine Familie die bittersten Vorwürfe über deine begangene Thorheit machte und der Gram darüber dein Herz zerris, lies er dich zu sich rufen. Sprich — wie ward dir da? Kämpftest du nicht mit dir selbst einen langen Kampf darüber, ob du gingest, oder nicht gingest? Pochte unterwegs dein Herz nicht heftig, und immer heftiger, ie näher du seinem Hause kamst, und am allerheftigsten, als du an sein Zimmer anklopftest? Sprich — wie war dir, als er rief: Herein! Aber — da stand er mit liebevollem Gesichte und reichte dir die Hand. Wustest du auch wohl, ob du deinen Augen trauen solltest? Hatte deine Hand Kraft, sich in die seinige zu legen? Da breitete er beide Arme um dich und drückte dich an sein Herz. Lagst du da nicht an ihm wie in Betäubung? Hörtest du es nicht kaum halb, als er sprach — wir sind alle Menschen? — Kamst du nicht erst wieder ganz zu dir, als er hinzusetzte — es bleibt beim Alten — wir sind wieder gute Freunde —? Welcher Friede drang da wieder in deine Seele? Wie sahest du da deine ganze äuserliche Ruhe wieder von neuem befestigt! Und — hat er nicht gethan, wie er sprach? Ist er nicht nachher dein Gönner und dein Forthelfer noch mehr gewesen, als vorher? Kannst du ihn ietzt noch ansehen, ohne ihm deine ganze Ruhe und Zufridenheit, in der du lebst, zu verdanken?... Wie, und du wolltest nun deinem Feinde, der dich in der Hitze auch, aber lange nicht so schwer, beleidigte, dem

dis ebenso leid ist, wie es dir nur einst sein konnte, und der mit vollem Zutrauen auf deine Herzensgüte ungerufen zu dir kommt, die Thüre weisen? Du wolltest die Hand, welche er dir bietet, ausschlagen? Du wolltest ihm deine Rache ankündigen, sie anfangen und fortsetzen, fortsetzen bis an deinen oder seinen Tod? Wie stände es um dich iezt, wenn dir einst so geschehen wäre? Habe ein menschliches Herz; vergib ihm, wie dir vergeben ward, und stille durch Grosmuth seinen Harm, in dem du dem ehemaligen deinigen wiedererblickst, so, wie dein Beleidigter einst diesen stillte. — —

Du, der du iezt das ausgebreiteteste Gewerbe treibst und deinen Reichthum kaum übersehen magst, wir sind Alle Zeugen davon, wie klein dein Anfang war. Von deinen Eltern hattest du nichts; deinem Weibe gings, wie dir; reiche Freunde hattest du auch nicht. So konntest du nur geringe Geschäfte machen und mustest bei aller deiner Thätigkeit mit den Deinen gar kümmerlich leben. Weissest du noch, wie dir immer war, wenn du zu gewissen Zeiten deine Taschenuhr, dein Zinn und deines Weibes Brautkleid versetzen mustest, um Rath zu schaffen? Weissest du noch, wie du einst, von Sorgen ganz nidergedrückt, den Anschlag sogar fasstest, Frau und Kinder zu verlassen und in die weite Welt zu gehen? Unerwartet bot dir da ein Fremder so viel Waarenkredit an, als du wolltest, und noch auf diese Stunde kannst du nicht sagen, wer dich ihm empfohl. Was empfandst du da, als du den Brief erhieltst? Wie begierig nahmst du das grosmüthige Anerbieten an, und welchen gesegneten Gebrauch

machtest du davon! Der Edle, als er sah, daß du dir halfst, ging noch weiter, verstattete dir offene Kasse bei sich und lies dich auf ihn Geld ziehen, wie viel du wolltest. Welche noch schnellere Fortschritte machtest du da, und wie ward dir, als du die ersten zehentausend Thaler eigenen Vermögens zähltest? Wie ist dir iezt, wenn du aus deiner übergrossen Habe an den Tag zurückdenkst, an welchem du dein ganzes Eigenthum, den Stab, in der Hand zum Lande hinausgehen wolltest? Sieh, dis wäre geschehen, wenn der wackere Ausländer, der dich gar nicht kannte, nicht dein Heiland von so beispielloser Grösse ward!... Wie, und du könntest nun dein Glück, unter die ersten Reichen im Lande gezählt zu werden, für einen Beruf vom Schicksale betrachten, dich auch unter die ersten Geitzhälse im Lande zählen zu lassen? Du könntest dem iungen thätigen Anfänger, der dich nur um einen Vorschus von funfzig Thalern anspricht, um damit den Grund zu seiner Handthierung zu legen, und der dein eigener Mitbürger ist, seine Bitte versagen? O sei Mensch und gewähre sie ihm; traurig siehest du ihn zu dir kommen, freudig wirst du ihn von dir gehen sehen. In beiden Anblicken siehest du nur dich wieder, wie du einst vor und nach Empfang ienes Heilandsbriefes warest. — —

M. Br., wen in solchen und ähnlichen Lagen nicht solche und ähnliche Rückerinnerungen zum Mitleid bewegen können, der darf auch auf das unterste Menschengefühl keine Ansprüche mehr machen. Man sieht denen Hartherzigkeit eher nach, welche nie um

Milde zu bitten oder sie zu erhalten nöthig hatten, ob sie gleich auch bedenken sollten, daß dis die höchste Milde des Schicksals an sich selbst sei, wenn man keiner Mennschenmilde bedarf; wenn aber Menschen dieselbe Liebe, denselben Beistand, deren Empfang ihnen einst so wohl that, hernach Andern versagen können, so leicht es ihnen auch wäre, sie zu leisten: so stehen sie als menschliche Ungeheuer vor uns. Der Menschensinn, welcher doch vom Schöpfer ieder Menschenseele mitgegeben ward, schlief also nicht nur in ihnen, sondern war auch durch die stärkste Erschütterung, die es nur geben kann, nicht zu wecken. Wodurch soll er nun wohl ie in ihnen erwachen? Man sieht ia doch oft, daß auch der ärgste Geitzhals, der durch keine Vorstellungen zur Barmherzigkeit zu bewegen war, zu einer andern Zeit blos durch die Gewalt der sinnlichen Eindrücke, welche der Anblick gewisser Leiden auf ihn macht, dazu hingerissen werde; wenn nun also ein Mensch durch denselben iammervollen Anblick, welchen er selbst einst reichte, nicht bewegt werden kann — zu welcher Klasse von Wesen soll man ihn rechnen? Zur Menschheit doch wohl nicht? Sind vollends die Umstände bei einem solchen Anblick ganz und gar dieselben, unter welchen er einst einen ähnlichen Anblick reichte, und er bleibt doch unbeweglich — o wehe unserem armen Geschlechte, daß es so einen Bastard unter sich haben mus! Auch diesen Umstand benutzte Jesus gar herrlich in seiner heutigen Erzählung. Der schuldige Knecht fiel vor seinem Herrn nider, bat ihn flehentlich und sprach — habe Geduld mit mir, ich will dirs nach und

nach Alles bezahlen. Da lies ihm der Herr seine Freiheit und erlies ihm die Schuld. Vor demselben Knechte fiel hernach sein ihm schuldiger Mitknecht auch nider, bat ihn auch flehentlich und sprach auch — Habe Geduld mit mir, ich will dirs nach und nach Alles bezahlen. Sah er also nicht hier seine ehemahlige eigene Stellung? Hörte er nicht seine eigenen ehemahligen Worte wieder? Dennoch lies er ihn ins Gefängnis werfen, bis er die ganze Schuld ihm bezahlt haben würde. O daß das geselschaftliche Leben doch nicht noch immer Vorgänge aufzeigen möchte, welche der vollkommenste und bis auf den kleinsten Strich ähnlichste Abdruck hiervon sind!

Noch eine Betrachtung, die unsere innigste Beherzigung verdient! — — Jede Milde, welche uns von Andern widerfährt, ist eine Schuld, in die wir gerathen. Mögen auch immerhin Menschen verpflichtet sein, einander zu helfen und zu dienen, so mus doch Jeder, dem geholfen und gedient wird, sich als eine Art von Schuldner betrachten. Mag auch der Edle, welcher uns hilft und dient, immerhin dabei erklären, daß wir ihm dafür nichts schuldig sein sollen; bei der Geselschaft gerathen wir doch dadurch schlechterdings in Schuld. Wer kann nun aber wohl ein guter Mensch sein wollen und eine Schuld, die er aus Noth machen muste, nicht abtragen wollen, sobald er kann? Sehet, in diesem Falle sind wir also, wenn wir Gelegenheit haben, Milde, die uns ehemals geschah, hernach an Andern wieder auszuüben. Thun

wir dis alsdann nicht, so sind wir betrügerische, ruchlose und undankbare Schuldner. Muthwillig bleiben wir in Rest, und dis blos darum vieleicht, weil es im bürgerlichen Leben noch nicht Sitte ist, über Abtrag solcher Schulden, oder der Schulden an die Menschheit, förmlich ausgeklagt zu werden, und weil wir schamlos genug sind, uns nicht selbst zum Abtrage anzuhalten. Niemand darf sich damit entschuldigen, daß derienige, dem er ietzt Milde erzeigen solle, doch nicht derselbe Mensch sei, der sie ihm einst erzeigt habe. Dis kann nicht immer sein; dis soll auch nicht immer sein. Wie kämen sonst die Hülfsbedürftigen zu rechte, die noch nie im Stande waren, Hülfe zu erzeigen? So fände sich ia Niemand, der ihnen hülfe. Wie wären wir Alle in unserer Kindheit zu rechte gekommen, wenn Hülfleistung nach dieser Regel ausgetheilt werden sollte? Nein, der erste Mensch, welchem wir die Hülfe erzeigen können, die uns erzeigt ward, ist auch der Stellvertreter unseres gewesenen Helfers. Wenn dieser ihn auch nicht dazu eingesetzt hätte, so müsten wir ihn doch dafür erkennen, um uns nur von einer Schuld loszumachen, in der wir noch stecken. Aber unser Helfer hat ihn stillschweigends und vermöge der natürlichen Uebereinkunft, welche iede Vorwelt mit der Nachwelt getroffen hat, dazu eingesetzt. Was wird er also sagen, wenn er noch lebt und uns auf dieselbe Weise schlecht gegen andere handeln sieht, wie er gut gegen uns einst handelte? Zwingen wir ihm nicht beinahe Reue über seine gegen uns bewiesene Grosmuth ab? Wird er nicht wenigstens uns für Gegenstände er-

klären, die derselben ganz und gar unwürdig waren? Aber — er ist vieleicht längst todt und sieht es nicht mehr.... Dis ists eben, wodurch so Viele äuserstschlecht werden. Nun, so sei es, daß er todt sei und dir keinen Vorwurf mehr machen könne, du treuloser und undankbarer Schuldner; auch auf dieser Seite findet er seine Stellvertreter. Alle, die noch davon wissen, wie brav er gegen dich handelte, werden, wenn sie dich nun an Andern ganz entgegengesezt handeln sehen, an seiner Statt dich verachten; ia, man wird dir erst hinter dem Rücken, und dann ins Gesicht, den beschämenden Vorhalt thun, den du verdienst. Und, wenn alle angestellte Richter in deinem Orte dazu schweigen, so werden deine Mitbürger dich richten; das Publikum wird dir dein Urtheil sprechen und du wirst am Pranger der Menschheit stehen. Glaubst du denn aber nicht auch an Unsterblichkeit? Glaubst du nicht an Wiederzusammenkommen derer dort, welche hier in Verbindung standen? Wie wirst du einst nicht wagen, den anzublicken, der hier in hohem Grade Mensch gegen dich war, wenn du nach seinem Tode gegen einen Andern in gleichhoher Masse Unmensch warst! Und — wenn dich dann der Allgerechte zwischen Beide stellt und du auf der einen Seite deinen gewesenen Helfer und auf der andern den von dir Verlassenen erblickst — sprich, wird man dich erst noch den Peinigern übergeben dürfen; werden noch erst besondere göttliche Anstalten nöthig sein, um dir eine Hölle zu bereiten? — — O daß diese Vorstellung wenigstens, wenn auch alle andere fruchtlos

los wären, Jeden abhalten möchte, so ein Abschaum der Menschheit zu werden!!!

M. Br. Es ist uns als Menschen gesagt, was der Herr, unser Gott, von uns fordert, nehmlich — Liebe üben. Tief in unser Innerstes ist das königliche Gesetz des Wohlwollens und Gutmeinens geschrieben. Unser Herz ist von Natur offen für alle unsere Brüder; wir, wir schliessen es erst widernatürlich zu. Lasset, ach lasset es uns offen erhalten auf alle Art und Weise! Und, wenn wir überall so gesetzt wären, oder uns auch selbst so setzen könnten, daß wir nie menschlicher Milde bedürften, lasset sie uns doch gegen Andere ausüben, so oft wir dazu Gelegenheit haben. Dis, dis ist die schönste Aussaat für die Ewigkeit. Haben wir aber vollends viel Güte, Nachsicht, Beistand und Barmherzigkeit Menschen zu danken, so lasset uns um der Ehre unserer Natur, um der Ruhe unseres Herzens und um des Friedens iener Welt willen nicht muthwillig Schuldner an die Gesellschaft bleiben. Schulden, die wir hier gemacht haben, müssen wir auch hier bezahlen, sobald wir können; oder sie werden uns dort ewig drücken. Wohl Jedem von uns beim Weggehen alsdann nur, wenn er an der Welt zu fordern hat, und nicht die Welt an ihm!

LIV.

Ursprung der Obrigkeit, und was daraus folge.

Am 23. Sonnt. n. Trinit.

Ueber Matth. XXII. V. 21.

Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist!

Meine Brüder. Durch die Erzählung von den bösen Weingärtnern hatte Jesus die Erbitterung seiner Feinde gegen sich so vermehrt, daß sie ihn nun auf die Seite zu räumen beschlossen. Gewaltsam dabei blos zu verfaren wagten sie nicht; mithin wurden sie einig, durch verfängliche Fragen ihm irgend eine Antwort abzulocken, welche ihm hernach zum Verbrechen gemacht werden könnte. Die pharisäische Sekte trat ihn zuförderst an — dann die sadducäische — dann die pharisäische noch einmahl. Ganz zuletzt that er ihnen eine Gegenfrage, auf welche sie nicht antworten konnten; worauf er ihre weiteren Fragen verbat.

Wir haben es ietzt mit der erstern pharisäischen Frage zu thun, bei welcher ihres Inhalts wegen auch Höflinge gegenwärtig waren. — — „Würdiger Lehrer, wir wissen, daß du ein rechtschaffener Mann bist und Gottes Lehren und Gebote unverfälscht vorträgst. Auch ist uns zur Genüge bekannt, daß dich keine Menschenfurcht abhält, die Wahrheit, wenn sie auch noch so gefärlich wäre, rein heraus zu sagen. Wir befinden uns zu ietzigen Zeiten in einer wahren Verlegenheit; es betrift nehmlich das Kopfgeld, das der Kaiser von uns fordert. Sag uns nur, ob wir als Juden mit gutem Gewissen dergleichen entrichten können. . .

Eine

Eine hämischere Frage konnte an Jesum nicht gebracht werden; weshalb dann auch wohl die Frager der Erreichung ihrer Absicht dabei schon in voraus völliggewis sein mochten. Antwortete er Nein, so hätten seine Feinde dismahl gern ihren Nationalstolz und ihre Religionsbedenklichkeit aus Tücke verleugnet und ihn als einen Rebellionsprediger angegeben; wie sie am Ende auch wirklich thaten. Antwortete er Ja, und zwar geradezu, so war nichts leichter zu bewirken, als daß ihn die Nation selbst verstösse, weil diese verlangte, daß ihr Messias sie vielmehr von dem Kopfgelde wiederbefreien sollte, das sie noch obendrein für religionswidrig hielt.

Wider alle Erwartung war es also, als Jesus mit der grössesten Feinheit, ohne ein anscheinendes Malestätsverbrechen zu begehen und ohne doch auch der Nation und ihrer Religion etwas zu vergeben, der aufgestellten Falle entging. „Zeiget mir doch einmahl die Münzsorte, in der ihr das Kopfgeld entrichtet.“ Da ist sie.... „Wessen Kopf ist das? Wessen Inschrift ist die umher?“ Des Kaisers.... „Nun, so gebet an den Kaiser, was des Kaisers ist, und, was Gottes ist, das gebet an Gott!“

Daß Jesus hier einen Unterschied zwischen Abgaben in klingender Münze an die weltliche Obrigkeit und zwischen Herzensabgaben an Gott machen wollen, welche Beide sehr gut neben einander bestehen könnten, ist doch gewis nur ein frommer und gutgemeinter Einfall. Alsdann hätte er gar nicht nöthig gehabt, sich die Münzsorte erst zeigen zu lassen, sondern hätte gleich

alle

alle Geldabgaben an die Obrigkeit verweisen können. Eben darum aber, weil er Jenes that, ist folgende Erklärung seiner Antwort die richtigere — —

Die Juden hatten viel Abgaben an den Tempel; dis hies in ihrer Sprache — an Gott. Darunter waren auch Abgaben in baarem Gelde, ia, wirkliches Kopfgeld an Gott. Jesus selbst hat noch dergleichen iährlich entrichtet. Durch diesen Tribut sollten sie bezeugen, daß sie den Jehova, dessen Residenzschlos gleichsam der Tempel war, für ihren alleinigen obersten Herrn anerkennten. So meinten sie, als sie auch Kopfgeld an den römischen Kaiser geben sollten, daß sie dadurch Hochverrath an Gott begingen. Zur Bezahlung des Kopfgeldes an den Tempel hatten sie aber bestimmte heilige Münzsorten. So, wie man also Jesu die Münzsorte zeigte, in welcher das Kopfgeld an den Kaiser entrichtet ward, und sie selbst für Kaisergeld erklärte, rief er aus — „Nun und also, was machet ihr euch denn ohne Noth für Skrupel? Es ist ia nicht euer heiliges Geld, sondern Geld, das der Kaiser selbst schlagen lässet. Warum gilt denn dieses aber iezt bei euch? Ists nicht darum, weil euch die Römer unteriocht haben? Habt ihr euch aber einmahl von ihnen unteriochen lassen, so seid ihr ihnen auch zinsbar. Was wollet ihr denn machen? Wer in solchen Fällen erst A sagt, der mus auch B sagen. Bezahlt also die Abgaben an den Kaiser in Kaisergelde und die Abgaben an den Tempel in Tempelgelde. Dorthin traget die Denare, hieher die Seckel des Heiligthums —

nach, wie vor. Dem Kaiser müsset ihr geben, so lange ihr ihm unterworfen seid, ihr mögt wollen, oder nicht; der Tempel aber darf auch nicht dabei leiden, so lange er noch besteht.

So fein diese Antwort Jesu war, so sichtbar ist es auch, daß er das Ansehen der weltlichen Obrigkeit in Schutz nahm und die Bürger zu ihren Pflichten ermunterte. Ja, was noch Mehr ist, er that dis sogar hier in Betref einer Obrigkeit, die es auf eine gewaltthätige Weise geworden war und die seine eigene Nation blos unteriocht hatte. Man müste seinen Patriotismus nicht kennen; man müste ihn nicht haben sagen hören — der Menschensohn wird überantwortet werden in der Sünder Hände, statt in der Römer Hände; man müste seinen Eifer für die alleinige Verehrung des unsichtbaren Einzigen, des lebendigen Vaters, muthwillig nicht sehen wollen — wenn man ihm nicht zutraute, daß es ihm, wie iedem bidern Israeliten, durch die Sele gegangen wäre, seine Nation gleichsam aus der Reihe selbstständiger Staaten ausgestrichen und von Fremden, ia, sogar von Ungläubigen und Abgöttischen, beherrscht zu sehen. Dennoch wies er seine Mitbürger zur Entrichtung ihrer Pflichten gegen den römischen Kaiser an, weil er einmahl ihr Oberherr geworden wäre, und so lange, als er es wäre. O wie weit mehr noch muste er dafür sein, daß das Ansehen einer rechtmässigen Obrigkeit, einer Obrigkeit, die es nach den eigenen Landes- und Volksgesetzen wäre, aufrechterhalten werde! Und — wer von uns wollte hierin mit ihm nicht einer-

nerlei Sinnes sein? Lasset uns doch nur das eigentlich-wahre Verhältnis zwischen Obrigkeit und Unterthanen festsetzen; so müssen wir uns ia auf der Stelle an Jesum anschliessen. Hierbei kommt Alles darauf an, daß wir über den Ursprung der Obrigkeit nachdenken; dann werden wir Alle leicht einsehen, was daraus folge. — —

M. Br. Es ist hier die Rede nicht davon, wodurch in späteren Zeiten dieses oder ienes Volk unter diese oder iene Obrigkeit gekommen sei, oder ietzt noch komme. Dis kann allerdings geschehen sein und noch geschehen durch die Gewalt der Waffen, durch Krieg und Ueberwindung, oder auch durch unverantwortlichen Ländertausch; so, wie es in den mehresten Fällen durch das späterhin aufgekommene Erbrecht der Regentenhäuser zu geschehen pflegt. Davon reden wir vielmehr, wie die erste Obrigkeit wohl entstanden sein möge; und von hieraus allein müssen wir ausgehen, wenn wir das wahre Verhältnis zwischen Obrigkeit und Unterthanen finden wollen.

Da es eine Lehre der Bibel ist, daß das ganze Menschengeschlecht von einem einzigen Menschenpaare entsprossen sei: so hat es also auch eine Zeit gegeben, wo noch keine Obrigkeit war, und wo nur das „Herrschet über die Thiere“ galt. Jedem vernünftigen Menschen mus es also nicht nur erlaubt sein, zu fragen, sondern es mus ihm auch eine der wichtigsten Fragen sein — woher die erste Obrigkeit? Die Antwort — von Gott — welche Paulus gibt, kann doch wohl weiter nichts sagen sollen, als daß der obrig-

keitliche Stand überhaupt, sobald er nöthig ward, Gottes Wille ebenso, wie iede andere Anstalt, gewesen sei, welche zum Besten der Menschheit getroffen ward; woraus dann allerdings folgt, daß Jeder, wer sich ietzt gegen seine rechtmässige Obrigkeit empört, sich gleichsam gegen Gott empöre. Lasset uns also, um der ersten Obrigkeit auf den wahren Ursprung zu kommen, einen andern Weg einschlagen! —

Wie, wenn heute noch ein einziges Menschenpaar auf ein noch völligunbewohntes Eiland ausgesetzt würde und da allmählich zu einem Volke anwüchse? Es ist vorherzusehen, daß dieses Volk mit der Zeit ebenfalls nicht ohne Obrigkeit bleiben würde; aber — wie würde die erste Obrigkeit da entstehen? Hierbei lasset uns verweilen; hier treffen wir gewis den rechten Punkt.

In iener einzigen Familie wäre nothwendigerweise der Vater, so lange er lebte, der Erste, der Befehlshaber, der Anordner, der Schlichter aller unter seinen Kindern vorfallenden Streitigkeiten, und würde sich alle diese natürlichen Gerechtsame nicht nehmen lassen. Nach seinem Tode würde nun schon Jeder seiner Söhne in seiner besondern Familie wieder der Erste. Diese zögen nun aus einander, um Platz für sich zu gewinnen. Nach ihrem Tode würden ihre Söhne in ihren Familien wieder die Ersten; sie zögen noch weiter aus einander, u. s. f. Dis Auseinanderziehen würde vieleicht so lange fortgesetzt, als noch immer

Platz

Platz genug dazu wäre, und so wäre und bliebe bis iezt noch ieder Vater der Erste unter den Seinigen. Endlich aber könnten sie entweder nicht mehr aus einander ziehen und es würden ihrer so Viel, daß sie mit ihren Besitzungen an einander grenzten; oder die sich auch mehrenden wilden Thiere trieben mehrere Familien zusammen, um stärkere Nothwehr gegen sie ausüben zu können; oder man entschlösse sich zu mehrerer Bequemlichkeit und Ausbildung neben einander zu wohnen und in einer grossen Gesellschaft zu leben. Nun müssen gemeinschaftliche Anordnungen gemacht werden; wer macht sie? Einer scheint dazu so viel Recht zu haben, als der Andere, und doch haben sie nicht alle Einsicht genug dazu. Es entstehen also Streitigkeiten; wer schlichtet sie? Als nur noch zwischen einzelnen Kindern Streitigkeiten entstanden, da schlichtete sie der Vater. Wenn nun aber zwischen ganzen Familien und zwischen einzelnen Familienhäuptern Streit entsteht — glaubt da nicht ein Familienhaupt so Viel zu sein, als das Andere? Was geschieht also — was mus geschehen? Sie raufen sich, und die schwächere Familie mus der stärkeren für dismahl nachgeben. Endlich aber werden die Familien des Raufens überdrüssig. Wir kamen ia nur zusammen, heisst es, um gegen wilde Thiere besser zu kämpfen; lasset uns also gegen uns unter einander in Frieden leben. Wie seither ieder Vater in seiner Familie befohl und dadurch Ruhe und Ordnung war: so soll nun Einer von uns hundert Vätern die Macht haben, den übrigen Allen zu befehlen, damit des Haders ein Ende

sei. Da steht der erste Fürst, der erste König im Kleinen — da steht die erste Obrigkeit da.

Durch ein wirkliches Paktum, durch eine ausdrückliche Uebereinkunft entstehen also hier Obrigkeit und Unterthanen. „Wir beisammen lebenden Familienhäupter — so lautet der Vertrag — treten hiermit in die Fusstapfen der Natur, und, wie könnten wir da fehl gehen? Wie einem Jeden von uns Vätern die Natur die Fürsorge für das häusliche Wohl der Unsrigen auftrug, so tragen wir Väter zusammen die Fürsorge für unser allerseitiges öffentliches Wohl dir auf, der du dich durch Klugheit und Muth unter uns besonders auszeichnest. Was du anordnen wirst, das soll auch unser Wille sein; was du befiehlst, das wollen wir thun; wie du unter uns entscheidest, so wollen wir zufriden sein. Und, wer unter uns nicht so denken oder handeln will, gegen den machen wir uns gemeinschaftlich unter deiner Anführung auf und bringen ihn zum Gehorsam und zur Ordnung. Wir wollen nun einmahl von iezt an als Menschen bei einander leben, und es ist ebenso unmöglich, daß eine grosse Gesellschaft ohne Ersten bestehen könne, als daß ein Körper ohne Haupt bestehe.“

Wer ist im Stande, eine natürlichere und vernünftigere Erklärung darüber zu geben, wie in so einer neuen Kolonie auch heut zu Tage noch endlich doch auch Obrigkeit und Unterthanen entstehen würden? Was hernach für Einrichtungen oder Veränderungen mit einer so entstandenen Obrigkeit, bald zum Besten, bald zum Schaden der Gesellschaft, gemacht werden kön-

können, gehört eigentlich hieher nicht. Es kann sein, daß die Familienhäupter sich das Recht vorbehalten, den Nachfolger des ersten Fürsten wieder ebenso zu wählen, wie diesen; es kann auch sein, daß sie, weil er ein sehr guter Fürst ist, das Fürstenwesen bei seiner Familie erblich werden lassen. Ebenso kann es auch sein, daß mit der Zeit aus dem einzigen Staate mehrere Staaten entstehen, daß hernach ein Staat mit dem andern kriegt und ihn unteriocht, so, daß sein Fürst hernach durch das Recht der Eroberung auch Fürst des überwundenen wird u. s. w. Genug, so, wie beschrieben, entstand hier der erste Fürst, die erste Obrigkeit. Sollte nun nicht auch die erste Obrigkeit auf der Erde ebenso entstanden sein, wie noch in einer solchen Kolonie die erste entsteht? Was war denn die erste Menschheit anders, als die erste Menschenkolonie des Erdbodens? — Möchten alle die, welche diese Entstehungsart der Obrigkeit als ein Hirngespinst fantasirender Stubenphilosophen spöttisch verwerfen, bedenken, was sie thun! Sie erzeigen der Obrigkeit warlich keine Ehre damit, wenn sie sie so hinstellen, als hätte sie sich aufgedrungen, und als wäre sie durch Uebergewalt, Herrschsucht und Unterdrückungsgeist entstanden. So wären alle Gerechtsame derselben nichts als Anmassungen, nichts, als eigenmächtige Eingriffe in die natürliche Freiheit der Menschen, gegen die, sie möchten so alt und so lange üblich sein, als sie wollten, die Völker sich lieber heute empören müsten, als morgen. Und wie sollte man, wenns so wäre, der Obrigkeit begreiflich machen kön-

nen, daß sie auch Pflichten gegen die Unterthanen habe? Durch die Natur ist sie ia mit den Unterthanen nicht verbunden, wie der Vater mit seinen Kindern; ist die Verbindung zwischen ihr und den Unterthanen also nicht auf einem gegenseitigen Vergleiche gegründet — sind die Unterthanen als ihr lebendiges Eigenthum, als gemachte Sklaven zu betrachten, o wehe diesen Unglücklichen! Man wird ihre Pflichten bis ins Unendliche vermehren, selbst aber ihnen gar nichts schuldig zu sein glauben. Und — so wäre dann den Grausamkeiten despotischer Grossen Thür und Thor in das abscheulichstweitläuftigste Feld geöfnet. Wer es also mit der Menschheit gutmeint, wer die Obrigkeit selbst recht ehren will, der hält es mit der angegebenen Entstehungsart der Letztern.

Aus diesem eigentlichen und wahren Ursprunge der Obrigkeit ergibt sich nun folgendes Verhältnis zwischen Obrigkeit und Unterthanen — —

Das Volk ist nicht der Obrigkeit wegen da, sondern die Obrigkeit des Volks wegen — erster Satz. . . . Nur darum, weil Anordnungen im Allgemeinen zu machen sind, mus Jemand das Ansehen haben, sie zu machen. Nur darum, weil Streitigkeiten unter den Familien vorfallen, mus Jemand sein, der sie schlichtet. Wären iene nicht zu machen, gäbe es diese nicht zu schlichten — wozu die Obrigkeit! Ja, würde der ganze Begrif des obrigkeitlichen Standes nicht der Begrif eines Undings? Man kann sich wohl ein Volk ohne Obere denken, aber nicht Obere ohne Volk. Worüber wären sie denn

Obe-

Obere? Nennt man wohl einen Menschen Vater, ehe er Kinder hat — oder Hirt, wenn er keine Heerde hat? Sind aber die Kinder für den Vater, ist die Heerde für den Hirten da, oder sind nicht Vater und Hirt für Kinder und Heerde da? Könnte man doch in der That behaupten, daß die Sonne für ihre Planeten da sei, wie das Licht für die, welche dabei sehen, da ist, und nicht umgekehrt. Gewis war auch der Grundsatz, daß die Obrigkeit des Volkes wegen da sei, der erstere und zuerst geltende. Nur späterhin ward er umgedrehet und Tirannen riefen aus — unser Volk ist für uns da. Da offenbar in einem Staate Alles darauf ankommt, welcher von beiden Grundsätzen darin gelte: so wollen wir unser Zeitalter dafür segnen, daß die Behauptung des Ersteren wenigstens kein Verbrechen mehr ist, und daß kein Fürst ihn öffentlich mehr ableugnen wird, wenn er auch gleich nicht nach ihm zu handeln pflegen sollte. Aber das grosse Evangelium der Völker würde nie wieder laut gepredigt worden sein, wenn nicht zwei der Erhabensten unter den Fürsten selbst seine Apostel geworden wären. Der grosse Mann von Europa und die grosse Frau von Europa, Beide, Friedrich der Zweite und Katharine die Zweite, erklärten feierlich, daß sie für ihre Unterthanen da wären. Nun redet es nach unter allen Völkern und in allen Zungen, ihr Biedermänner, und erinnert ieden Grossen daran, der es zu vergessen scheint!

Die Obrigkeit, welche für das Volk da ist, ist aber von unendlichem Werthe

für das Volk — zweiter Satz. Auser der menschlichen Gesellschaft müsten wir leben wollen, wenn wir als Unterthanen diesen Satz ableugnen wollten. Alsdann hätten wir keine Bildung, keine Kunst, keine Wissenschaft und nur den blossen Schatten von Menschheit. Sobald wir aber in Gesellschaft zwar, aber ohne Obrigkeit lebten, wären wir noch übler daran. Das sittliche Gefühl ist ja in den wenigsten menschlichen Busen so stark und lebendig, als es doch sein mus, wenn es uns abhalten soll, Andern Unrecht zu thun, ob wir gleich dadurch gewönnen. Der grössere Haufe befridigt blos seinen Eigennutz und ist in der Wahl der Mittel dazu nicht spröde oder zärtlich, sondern nimmt sie, wie sie sich ihm darbieten, und wenn es auch die ungerechtesten sind. Gewis ists also, daß uns ohne Obrigkeit nichts, gar nichts sicher wäre. Habe und Gut, Haus und Hof, Weib und Kind, Ehre und Ruhe, Freiheit und Leben, Alles, Alles würde uns in beständigen Kampf mit Unsersgleichen verwickeln, und nur der Stärkere bekäme allemahl Recht. So aber leben wir Alle neben einander unter gemeinschaftlichem Schutze, und wird dieser auch einmahl verletzt, so nimmt er am Verletzer dafür ebenso öffentliche Rache. Das Faustrecht, welches die Menschen in Thiere verwandelte, und wobei weder Ordnung, noch Ruhe, Statt fand, ist abgeschafft und an seine Stelle sind Gesetze getreten, deren Pflege in den Händen der Obern ist, und nach welchen diese ohne Getöse entscheiden und dem Befridigten zu seinem Rechte verhelfen, ohne daß er Blut und Leben aufs Spiel setzen darf. O welch

ein

ein unendlichbesserer Zustand für uns! Wie könnten wir den hohen Werth der Obrigkeit verkennen? Sehet euch doch um nach einem Lebensgenusse, nach welchem ihr wollet; daß ihr ihn habet und in Ruhe schöpfen könnet, verdanket blos ihr. Darum ist sie auch Gottes Ordnung; denn Gott will, daß wir geniessen und glücklich sein sollen, dis können wir aber in Gesellschaft ohne Obrigkeit nicht. Wie man also die gute Obrigkeit daran erkennt, wenn sie glaubt, daß sie der Unterthanen wegen da sei: so erkennt man auch den guten Unterthan daran, wenn er eingesteht, daß die Obrigkeit für ihn von unendlichem Werthe sei. Freilich ist das Haupt für den Körper da; mag aber auch dieser wohl ohne Haupt bestehen?

Sobald nun beide Grundsätze als wahr anerkannt und gegenseitig angenommen werden, fliessen auch die Pflichten, welche beide Theile, Obrigkeit und Unterthanen, einander schuldig sind, von selbst daraus. lasset uns mit dem letzteren Grundsatze den Anfang machen!

Die Obrigkeit ist von unendlichem Werthe für uns. Wie man einst im blossen Familienleben dem Altvater alle Ordnung, Ruhe und Sicherheit im Kleinen zu danken hatte, so haben wir dis Alles im bürgerlichen Leben ietzt im Grossen ihr zu danken. Alles also, was die Familienglieder dem Altvater schuldig waren, sind wir als Bürger auch der Obrigkeit schuldig. Ehre, dem Ehre gebührt! Die Obrigkeit ist der Höchste unter uns; so gebührt ihr auch unsere Hochachtung in der Masse, wie sie keinem Andern gebührt.

Wir beschimpfen uns selbst, wenn wir sie auch nur öffentlich fallen lassen. Freilich wäre es zu wünschen, daß sie nie Geistesschwächen, Thorheiten oder gar Laster an sich aufzeigen möchte, derentwegen ieder andere Mensch uns verächtlich wird; gesetzt aber auch, es wäre dis der unglückliche Fall, so wissen wir ia doch Alle, daß wir nicht diese, sondern die öffentliche Person, welche sie vorstellt, an ihr hochachten sollen. Und — wenn wir uns die Hochachtung gegen die Obrigkeit nachlassen wollten, so hätten ia Andere auch wohl dieselbe Befugnis dazu; was sollte denn aber aus einer bürgerlichen Gesellschaft werden, deren Obrigkeit von ihr selbst allgemein verspottet würde? Würden wir wohl noch Lust haben, Mitglieder derselben zu bleiben? Wenn wir nun hernach unsere Zuflucht zu dem Ansehen einer solchen Obrigkeit nehmen müsten — wie da, wenn sie kein Ansehen hätte? Wenn sie die nützlichsten Anstalten vorhätte, die aber nicht sowohl ihre Gewalt, als vielmehr ihr Kredit und ihre Autorität bei dem Volke, durchsetzen könnte — würde auch nur eine derselben zu Stande kommen? — Jedermann sei unterthan der Obrigkeit, die — es versteht sich, rechtmässiger Weise — Gewalt über ihn hat. Auch hierbei mus es bleiben, und wir sind als Staatsbürger dem Oberhaupte des Staats ebenso Gehorsam schuldig, wie es die Familie dem Altvater ist. Hierauf kommt in der That Alles an. Wir wollen ia bürgerliche Ordnung haben, weil ohne diese keine bürgerliche Ruhe und Sicherheit denkbar ist. Ohne Regeln aber kann keine Ordnung Statt finden. Die

Regeln der bürgerlichen Ordnung sind die Gesetze. Die Gesetze können jedoch nicht selbst sprechen, sondern sprechen durch die Obrigkeit; noch weniger können sie sich selbst in Gültigkeit und Ausübung erhalten, sondern die Obrigkeit mus dis vorzüglich bewirken. Wie, und wir könnten der Obrigkeit Gehorsam versagen? Wozu ist sie alsdann noch da? Und — wenn nun unsere Mitbürger ihr den Gehorsam auch versagen, wie steht es alsdann um uns, wenn sie uns einmahl zu unserem Rechte gegen diese verhelfen, oder uns gegen selbige in Schuz nehmen soll? Wie wird sie bei gemachten Erfahrungen von unserer Widerspenstigkeit in einem Falle, da wir sie um Wohlthaten ansprechen, handeln? Wird sie mit ihrer Barmherzigkeit uns gleich zu Gebote stehen, wenn wir in vollkommenen Pflichtfällen ihr nicht einmahl gehorchen wollen? Sie hat Zwangsmittel zum Gehorsam gegen uns und wird diese auch zu gebrauchen wissen; wir aber — welche haben wir dazu, daß sie uns helfen müsse? O wie brav und klug zugleich handelt doch der Unterthan, welcher nicht abwartet, daß man ihn erst zum Gehorsam nothzwänge, sondern der iedem Zwange durch freiwillige Folgleistung zuvorkommt! Unser Gehorsam gegen die Obrigkeit ist ia in der That nichts weiter, als unsere blosse Mitwirkung zur Erhaltung der allgemeinen Ordnung und Wohlfart, welche wir von ihr fordern. Wie könnten wir diese auf der einen Seite von ihr fordern und sie auf der andern ihr unmöglich, oder auch nur schwerer, zu machen streben? — Dis führt uns auf die Beistandsleistung, welche wir der Obrigkeit, wie ehemals

die

die Familie dem Altvater, überall schuldig sind. Nicht nur wir sollen ihr unsern Gehorsam nicht versagen, sondern wir sollen auch, wenn unsere Mitbüger ihr ihn versagten und ihre Kräfte nicht hinreichten, ihn zu erzwingen, unsere Kräfte zur Erzwingung desselben mit den ihrigen vereinigen. War dis nicht ein Hauptbestandtheil des ursprünglichen Vertrags, der mit der ersten Obrigkeit aufgerichtet ward? Würde sich noch heute, wenn es noch keine Obrigkeit gäbe, Jemand dazu hergeben wollen, Obrigkeit zu werden, wenn dis nicht ausdrücklich ihm von uns zugesagt würde? So müssen wir also uns vorstellen, daß wir solches unserer Obrigkeit wirklich stillschweigends zugesagt haben, wenn es auch nicht förmlich geschehen wäre, und müssen zu unserem Theile den Vertrag ebenso halten, wie wir verlangen, daß ihn die Obrigkeit halten solle. Ja, wenn wir Gelegenheit haben, Plane voraus zu bemerken, welche Mitbürger, die der Geist der Widersetzlichkeit treibt, im Verborgenen schmieden: so müssen wir sie der Obrigkeit anzeigen, damit diese auf ihrer Hut sei, zu rechter Zeit Gegenanstalten treffe und den wirklichen Aufruhr, der vieleicht daraus entstehen könnte, noch in der Geburt ersticke. Wer nicht so thut, der sage ia nicht, daß es ihm um öffentliche Ruhe und Wohlfart zu thun sei. Wäre es aber, daß die Obrigkeit selbst zum Misvergnügen Anlas gäbe, so müsten wir ihr doch unsere Kentnis davon nicht verheelen, sondern sie auf die Ursachen desselben aufmerksam machen und sie bescheiden warnen. Auch dis ist Beistand, den wir ihr zu leisten haben, und, wäre dieser öfter in der

bür-

bürgerlichen Gesellschaft von Bürgern, deren Weisheit und Rechtschaffenheit allgemeinanerkannt war, geleistet, zu rechter Zeit geleistet worden —— o wie weit Weniger würde des Rebellionswesens von ieher gewesen sein! Trift die Obrigkeit wirklichheilsame und gemeinnützige Anstalten von der Art, daß sie nur alsdann bewerkstelligt und dauerhaft gemacht werden können, wenn die Bürger sich geneigt für sie finden lassen: so müssen wir für unsere Person nicht nur sie annehmen und befördern, sondern auch unsere Freunde und Bekannte für sie zu gewinnen suchen, welche hernach, Jeder in seinem Kreise, ebenso sie wieder empfehlen u. s. f. Wir müssen alte Vorurtheile, welche dergleichen wohlthätige Neuerungen gegen sich haben, wegzuräumen trachten; dis gelingt dem Bürger aus leicht einzusehenden Gründen meistentheils besser, als der Obrigkeit selbst. Wir müssen Dieienigen, welche blos aus leidigem Privatinteresse, das sie aber mit Achtung gegen das Herkommen aus uralter biderer Vorwelt, mit Vaterlands- und Bürgerliebe, ia, wohl mit Eifer für die Ehre Gottes selbst, zu bemänteln wissen, aufdecken, sie in ihrer wahren Gestalt zeigen, und dadurch die Kraft ihrer Einflüsse auf den einfältigen Haufen vereitlen. Ja, wir müssen sogar, wenn es nöthig ist und wir Vermögen dazu haben, es uns etwas kosten lassen, um die Geringen und Armen für die Neuerung zu stimmen; besonders, wenn ihre Abneigung dagegen das Haupthindernis derselben würde. Edel und als wahrer Bürger denkt der, welcher dis unter die öffentlichen Abgaben zählt, welche er

sich

sich selbst aufzulegen verbunden ist. Die Abgaben aber, welche uns von der Obrigkeit aufgelegt werden, müssen wir unweigerlich entrichten. Schos, dem Schos gebührt, heisst es ebenso, wie Ehre, dem Ehre gebührt! Und — sollten die Juden dem römischen Kaiser, als ihrem unrechtmässigen Oberherrn, sogar willkürliche Auflagen zu zahlen gehalten sein, wie vielmehr müssen wir unserer rechtmässigen Obrigkeit Gaben zu geben uns verpflichtet halten, welche unsere Väter und Vorväter schon gegeben hatten! Dieser mildere Ausdruck — Gaben — den unsere Vorfaren aufbrachten, zeigt in der That, daß sie über diesen öffentlichen Gegenstand sehr richtig geurtheilt haben, und sollte heute noch ieden, der über Schos und dergleichen unwillig ist, auch zurechtführen. Landmann, wenn keine Obrigkeit wäre, müstest du nicht, sobald dein Getraide zu reifen anfinge, es selbst vertheidigen, damit es kein Fremder abmähete? Müstest du nicht, wenn deine Garben in Mandeln und Schocken da ständen, Tag und Nacht dabei Wache halten, damit sie kein Fremder wegführte? Müstest du dich nicht mit iedem Räuber, der alsdann käme, bis aufs Blut raufen? Nun aber ist Obrigkeit und du brauchst dich mit Räubern nicht zu raufen und kannst, wenn du auf einem Felde mit der Arbeit fertig bist, sorgenlos aufs andere gehen, kannst nach schwülen Erndtetagen ruhig schlafen und brauchst dich um nichts zu bekümmern, als um deine Arbeit dabei, und — du wolltest den Zehend nicht mit Freuden entrichten? So betrachte ihn doch nur als die Gabe eines Theils dei-

ner

ner Erndte an die Obrigkeit dafür, daß dir die ganze übrige Erndte geschützt und sicher sei... Kapitalist, der du von deinen Zinsen lebst, wenn keine Obrigkeit wäre, müstest du nicht Jedem deiner Schuldner deine Zinsen abbetteln? Und, wenn er sie dir nicht gäbe und du ihm das Kapital aufkündigtest, was machtest du, wenn er dir auch sogar dieses versagte? Wenn nun alle deine Schuldner so thäten, wärest du nicht als der steinreichste Mann der blutärmste Mann zugleich? Nun aber ist Obrigkeit, und du hast, wenn du auf ihren Konsens ausleihest, deine Kapitale unter andern Leuten noch sicherer, als in deinem Kasten; du kannst, ohne sie selbst anzugreifen, von Interessen leben, kannst, wenn diese nicht gehörig folgen, gerichtlich aufkündigen und gerichtlich anderweit austhun, u. s. w. Und — du wolltest die Steuern nicht gern und willig abreichen? So betrachte diese doch als die Gabe eines Theils deiner Zinsen an die Obrigkeit dafür, daß du die übrigen Zinsen richtig einheben kannst; betrachte sie als ein Kapital, das du nach und nach dafür gibst, daß du alle deine Kapitale zusammen behalten und doch von ihnen leben kannst... Dieser Schutz des Eigenthums aller Art, welchen die Obrigkeit schafft, erfordert Anstalten von weitem Umfange; sie bedarf dazu vieler Diener, die sie Alle, vom obersten bis zum untersten, bezahlen mus. Sie selbst will auch leben, und von Rechtswegen standesmässig. Sie hat dabei noch viel öffentliche Bedürfnisse zu bestreiten. Sie mus in eintretenden Nothfällen der erste Unterstützer sein u. s. w. Wer sieht nicht ein, daß Viel hierzu gehöre? Wer

kann in Abrede sein, daß die Nation dis iährlich zusammenbringen müsse, da es zu ihrem Schutze und Besten verwendet wird? Sogar ausserordentliche Auflagen bei eintretenden grossen Landesnothfällen müssen wir billigen. Gesetzt auch, daß die Obrigkeit sie vorschösse, verdient sie nicht Wiederbezahlung des Vorschusses, wie ieder Bürger? Und so ists am Ende auch wahr, so hart es Manchem klingt, daß der Unterthan der Obrigkeit in gewissen Fällen mit Gut und Blut zu dienen verbunden sei. Denket die Obrigkeit doch auf einen Augenblick nur weg — seid ihr dann nicht immer in Gefar, Gut und Blut für euch selbst wagen zu müssen und wirklich zu verliehren? Beim Selbstschutz wäre dis also vieleicht täglich der Fall, und ihr wolltet den Dienst mit Gut und Blut an die Obrigkeit versagen, wenn einmahl der Fall käme, daß ohnedis der Schutz, welchen sie euch gibt, nicht fortdauern, nicht gesichert, nicht gerettet werden könnte? O m. Br., findet dis Alles doch himmelwahr, da die Obrigkeit von unendlichem Werthe für uns ist, und da auf ihrer Existenz, auf ihrem Sein, unsere eigene Existenz, unser eigenes Sein beruhet!

Aber nun auch zum erstern Grundsatze noch einmahl zurück — Das Volk ist nicht der Obrigkeit wegen da, sondern die Obrigkeit des Volks wegen! Was folgt hieraus?...

Die Obrigkeit, welcher die höchste Hochachtung gebührt, mus sich auch durch Weisheit und Tugend auszeichnen, damit sie nicht blos scheinbare und äuserliche, sondern auch wahre, innere Hochachtung der

Unterthanen genieſſe, oder nicht gar ſich endlich auch um die erſtere bringe. Sie mus nur mit ausführbaren, für das Land paſſenden und reiflich überdachten Planen hervortreten. Sie mus heute nicht ein Geſetz geben und es morgen wieder aufheben. Sie mus ſich nicht kleinlich, ſondern anſtändig und männlich beluſtigen u. ſ. w. Sie mus ferner nicht ſelbſt Sünden begehen, die ſie am Unterthan ſtraft. Sie mus die erſten Beiſpiele von allen geſelſchaftlichen und bürgerlichen Tugenden aufſtellen u. ſ. w. Dann wird ihr nicht leicht Jemand Ehrfurcht verſagen, wie ſie nehmlich einem Menſchen gebührt; — denn vergöttert mus auch der Kaiſer nicht ſein wollen, und wäre bei Jeſu die Rede hiervon geweſen, er hätte gewis nicht Ja dazu geſagt. Und — wäre ia ein Bürger ſo unſinnig oder fühllos, daß er die Ehrfurcht gegen eine ſolche Obrigkeit aus den Augen ſetzte, ſo hülfen ihn die Uebrigen gewis zum Lande hinaus ſtäupen.

Der Obrigkeit gebührt pünktlicher Gehorſam; ebendarum mus ſie aber auch nie etwas befehlen, das wider das allgemeine Wohl iſt. Sie tritt ſonſt aus dem Gleiſe des urſprünglichen Vertrags heraus, durch den ſie übernommen hat, für das Heil der Nation zu ſorgen, wie einſt der Altvater für das Heil der Familie. Dieſen leitete bei allen ſeinen Befehlen und Ausſprüchen der natürliche Trieb für die Seinigen, und ſo war auch unbedingter Gehorſam gegen ihn das Glück der Seinigen. Da das Wohl eines ganzen Volkes von unendlichgröſſerem Umfange iſt, als das Wohl einer einzelner Familie: ſo ſah man frühzeitig ein,

daß bestimmte Gesetze zu seiner Aufrechterhaltung abgefasst werden müsten. Diese sind als der allgemeine Wille aller weisen und guten Unterthanen oder Bürger zu betrachten, und die Obrigkeit ist nur der Mund, durch welchen sie sprechen. Nie mus also die Obrigkeit Machtsprüche thun, die offenbar wider die Gesetze sind. Der Unterthan würde sonst zum Sklaven, wozu er sich doch bei Errichtung des ursprünglichen Vertrags nicht angegeben hat. Sind Gesetze zu ändern, weil sich die Zeiten geändert haben, so müssen sie so geändert werden, wie sie alle weise und gute Bürger ändern würden. Ist ein neues Gesetz abzufassen, so mus es so abgefasst werden, wie es alle weise und gute Bürger billigen. Auf solche Weise wird nicht nur Gehorsam überhaupt, sondern auch williger, kindlicher Gehorsam, als an welchem der Obrigkeit allein gelegen sein sollte, die Stimmung der Unterthanen gewis sein; und, fände sich irgendwo dann doch ein Widerspenstiger, so werden ihn die Uebrigen selbst zum Gehorsam bringen helfen. Uebertritt die Obrigkeit aber selbst, und zwar zuerst, den Vertrag, wer kann ihr Bürge dafür sein, daß die Unterthanen nicht ihrem Beispiele folgen? Alsdann sieht sie sich in der traurigen Lage, Gehorsam zu erzwingen. Wie lange dis vorhalten werde, ist die Frage. Wenn es aber auch wirklich immer vorhielte — wehe ihr, wenn ihr die Liebe der

Unterthanen fehlt! Und — welch eine Verkehrtheit der Dinge, wenn der, welcher das Volk schützen soll, auf Selbstschutz gegen selbiges bedacht sein und immer einen Haufen, wohl gar von Ausländern, in Bereitschaft halten mus, um sich gegen den andern Haufen zu sichern!

Der Obrigkeit gehören auch unsere höchsten Dienstleistungen, damit sie ihre ganze Bestimmung vertragsmässig desto vollkommener erfüllen könne; sie mus aber auch an Erfüllung dieser ihrer Bestimmung unablässig arbeiten. Sie mus für allgemeine Ordnung, Ruhe und Sicherheit aus allen ihren Kräften sorgen, um in iedem Nothfalle nicht vergeblich darauf zu warten, daß auch die Unterthanen ihre Kräfte insgesamt zu diesem Behufe hergeben werden. Das Böse mus von ihr gestraft werden, es thue es, wer da wolle. Verdienste nur müssen heben, müssen aber auch Jeden heben, er sei, wer er wolle. Niemand mus ungehört verdammt werden. Die Diener, welche angestellt werden, müssen Sachverständige, Rechtschaffene, Bürgerfreunde sein. Es mus auf gute Polizei gehalten werden, der Brodt- und Holztheurung mus Einhalt gethan, vorgebeugt werden u. s. w. Wird der Obrigkeit öffentliches Misvergnügen über sie angezeigt, wird sie des Anlasses wegen, welchen sie selbst ohne Noth dazu gibt, gewarnt, so mus sie auf die War-

nung hören. Und — beträfe es einen Liebling, der allgemeine Klagen verursachte, so mus sie aufhören, den Mann zu lieben, der den Has des Volkes verdient. Die Abgaben mus sie so einrichten, daß sie verhältnismässig sind und daß der Unterthan nicht dadurch zu ihrem Leibeigenen werde, der blos für sie arbeiten soll. Sie mus nicht verschwenden wollen, während daß das arme Volk darbe. Sie mus den Schatz, welchen sie sammlet, nicht für sich, sondern für den Staat und für seine ausserordentlichen Bedürfnisse sammlen, und auch dieser mus nicht zur Unermeslichkeit anwachsen. Sie mus es nicht unter ihrer Würde halten, zuweilen Rechnung von ihren Einkünften abzulegen. Sie mus den Unterthanen den Erwerb der Abgaben erleichtern, Nahrung und Gewerbe Aller, aber nicht Einzelner, befördern und nie ohne dringende Noth Sperrung anrichten. Sieht sie sich gezwungen, eine ausserordentliche Auflage zu machen, so mus diese auch wieder ein Ende haben, sobald die Ursache davon aufhört; und hat sie vollends die Dauer buchstäblich bestimmt, welche selbige nur haben soll, so mus sie auch buchstäblich dem Volke Wort halten. Ja, darf sie mit Recht erwarten, daß ihr der Unterthan in Nothfällen mit Gut und Blut diene: so mus sie auch dergleichen Nothfälle nicht selbst erzeugen, oder Fälle, die es gar nicht sind,

zu solchen Nothfällen machen. Sie mus auswärtigen Zwist, der nur ihre Person, oder ihre Familie betrift, nicht zum Volkszwiste eignen; sie mus nicht eroberungssüchtig sein; sie mus Krieg vermeiden, so lange sie kann, Blutvergiessen als das Entsetzlichste betrachten, wozu sie sich nur entschliessen mag, und des Lebens von Tausenden schonen, so lange es nur noch ein erdenkliches Mittel dazu gibt. Könnte sie offenbarer gegen allen ursprünglichen Vertrag handeln, als wenn sie die, deren iedem Einzelnen sie das Leben schützen soll, zu Tausenden ohne völligunvermeidliche Noth ins Schlachtfeld führte???

M. Br. So lehrt uns schon der Ursprung der Obrigkeit die gegenseitigen Pflichten der Obrigkeit und der Unterthanen. Hätten wir an dieser Belehrung nicht genug, so mögen wir sie uns durch die Geschichte unserer eigenen Tage versinnlichen lassen. Ja, ia, schrecklich und schaudererregend predigt unser Zeitalter für Obrigkeit und Unterthanen.... Woher iene Begebenheiten, die das Gespräch des ganzen Erdkreises geworden sind? Daher, daß man glaubte, das Volk sei der Obrigkeit wegen da! Alle Völker haben nun aber auch einsehen gelernt, von welchem unendlichen Werthe Obrigkeit sei. Gebe der König der Könige und der Herr al-

ler Herren, daß diese schreckliche Predigt der Zeit von Obrigkeit und Unterthanen allenthalben wohl verstanden und recht beherzigt werde!!! Wir Alle wollen in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit unter unserer Obrigkeit leben, bis wir iene Welt erreichen, wo das Sittengesetz in iedem menschlichen Busen so wirksam sein wird, daß es die Stelle der Obrigkeit vertreten kann.

LV.

Ueber die fortzusetzende Reinigung des Christenthums von Menschensatzungen.

Am Reformationsfeste.

Ueber Matth. XV. V. 13.

Alle Pflanzen, die mein himmlischer Vater nicht gepflanzt hat, werden ausgereutet.

Heiliger Vater, heilige uns immer mehr in deiner Wahrheit und las uns nach und nach jeden willkürlichen Menschenzusatz von ihr absondern; nur dein Wort, nur die Belehrung, welche du uns durch die reine Vernunft und durch ihren reinesten Sprecher, Jesum, gibst, ist Wahrheit.

Meine Brüder. Das Judenthum und das Christenthum haben gleiches Schicksal gehabt; Beide sind durch spätere Lehrer verunstaltet worden, und zwar zuletzt so, daß ihre eigenen Stifter sie kaum wiedergekannt hätten. Wer kennt nicht die Klagen Jesu über die Aufsätze, oder eigenmächtigen Zusätze, welche in folgenden Zeiten zur mosaischen Religion gemacht worden wären, und worüber diese selbst und ihre eigenthümlichen wesentlichsten Vorschriften hintenangesetzt und übertreten würden? Wer weis nicht, daß Jesus sich dabei sogar auf den Jesaias berufen, der auch schon ähnliche Klagen geführt und den Lehrern seiner Zeit vorgeworfen, daß sie nur solche Lehre lehrten, die nichts, als Menschensatzungen, wäre?

Die jüdische Religion war allerdings für ein rohes und grobsinnliches Volk abgefasst worden. Daher kam es dann, daß sie viel Aeuserlichkeiten und Cerimonieen in sich enthielt. Gewis war aber keine derselben ohne Bedeutung, und es ist zu glauben, daß anfangs wirklicher und erklärender Volksunterricht über

sie

sie Statt fand. Nach und nach fiel dieser Unterricht weg; die Bedeutung, der Sinn der Cerimonieen ging verlohren; man dachte nichts mehr bei ihnen; man that das nicht, was sie anzeigten, weil man nicht mehr wuste, was sie anzeigen sollten; man ging blos in Beobachtung derselben einher und hielt sich dadurch für gerecht, ohne sich weiter um die Gerechtigkeit, welche vor Gott gilt, und zu der sie eigentlich nur behülflich sein sollten, zu bekümmern. Es kam dazu, daß das Gesetzbuch auf einige Zeit nicht zu haben war, während welcher man dann, da man einmahl in Cerimonieen Alles suchte, noch so viel derselben hinzusetzen konnte, als man wollte. Ja, die lange Gefangenschaft der Juden verursachte endlich gar, daß sie in eine solche Unwissenheit der eigentlich von Moses vorgeschriebenen Cerimonieen geriethen, daß sie sogar vom Laubhüttenfeste bei ihrer Rückkehr in die Heimat erst wieder erfuren. Wie konnten nun da vollends die Lehrer aufbringen, was sie wollten! Die Pharisäer setzten in den letzten Zeiten dem ganzen Menschenmachwerke vollends die Krone auf. Sie thaten, als wenn sie Moses wären, masten sich seinen Stuhl und seine Gewalt an, vermehrten die Cerimonieen ins Unendliche und ins Unerträgliche, und machten dabei die Menschen zu Kindern der Hölle, d. h. sie übergingen bei ihrem Religionsunterrichte alle eigentlichen Pflichten des Menschen und drangen blos auf äuserliche Werkheiligkeit, so, daß nach ihrer Lehrart Jeder der verworfenste Bösewicht, ein wahrer Höllenbrand, sein und doch auf das Paradis Rechnung ma-

machen konnte, sobald er nur ihre Satzungen und Gebräuche streng beobachtete.

Dis war es eben, was Jesum so in Bewegung setzte. Man hörte bald, warum er auftrat — „es sei dann eure Gerechtigkeit besser, als die der Pharisäer, so werdet ihr nicht ins Himmelreich kommen.“ Eine gänzliche Reform seiner väterlichen Religion war das Erste, was er verabzweckte und auch verabzwecken muste, wenn er seinen noch höheren und weiterausfehenden Plan ausführen wollte. Er sah den Lerm vorher, der darüber von Seiten der Vertheidiger der Satzungen entstehen würde, und lies sich dadurch nicht abhalten — „ich bin kommen, daß ich ein Feuer anzünde; was wollte ich lieber, als daß es schon in voller Flamme wäre?“ Er sah vorher, daß er ein Opfer seiner Reform werden würde — „freilich mus ich selbst erst eine Taufe überstehen, von der ich auch schon wünschte, daß sie vorüber wäre“; dennoch beharrete er dabei, daß alle Pflanzen, die sein himmlischer Vater nicht gepflanzt hätte, ausgereutet werden müsten. Es ist merkwürdig, daß er diesen Ausspruch gerade da that, als seine Jünger ihm bemerklich machten, daß die Pharisäer sich sehr über eine gewisse Rede, die er geführt, geärgert hätten. Diese Rede war keine andere, als — „Den Menschen verunreinigt nicht das, was durch den Mund in ihn geht, sondern das, was durch den Mund aus ihm kommt.“ Eigentlich sollte dis nur eine Vertheidigung seiner Jünger

sein, welche sich nicht nach pharisäischer Satzung die Hände bei den Mahlzeiten oft genug wüschen; es lag aber offenbar auch die Aufhebung alles Unterschieds der Speisen darin, welchen doch Moses verordnet hatte. Jeder weis, daß ihn die Apostel auch hernach wirklich aufhuben; und so lies Jesus schon durch seinen ersten Zweck auch seinen letzten hervorblikken, daß er nehmlich vor der Hand zwar nur seine väterliche Religion von den späteren Zusätzen gereinigt, hernach sie aber zu der einfachen und ganz cerimonieloſen Religion Melchisedecks zurückgebracht wissen wollte.

Was würde dieser Edle, der sich für die Wahrheit kreuzigen lies, gesagt haben, wenn er gesehen hätte, daß es auch seinem Christenthume um nichts besser wieder ginge, als dem Judenthume; daß es durch die Auf- und Zusätze späterer Lehrer noch ärger verunstaltet würde, als dieses, und daß man es aus der allerreinesten Vernunftreligion, in deren Gestalt er es in die Welt einführen lies, gar wieder in ein Gewebe so sinnloser und abgeschmackter Cerimonieen verwandelte, dergleichen die Pharisäer seiner Zeit nicht einmahl ersonnen hatten? Aber — wie es die Rabbi's und Oberrabbi's in Israel einst gemacht hatten, so machten es nun die christlichen Bischöfe und Oberbischöfe; und wie die Pharisäer sich auf Moses Stuhl setzten, so setzten sich die Päbstler auf Jesu Stuhl, legten unerträgliche Lasten den Menschen auf und machten sie dabei zu Kindern der Hölle, wie iene. Pfaffendünkel und Pfaffenlist, Pfaffenherrschsucht und

Pfaf-

Pfaffenhabsucht wurden die unseligen Quellen dieser Greuel.

Doch — alle Pflanzen, die der himmlische Vater nicht gepflanzt hat, werden ausgereutet — Menschensatzungen können sich nicht behaupten — so hies es endlich auch hier. Nachdem schon Mehreren, wie ehemals auch älteren Propheten die Reform des Judenthums, der Versuch, das Christenthum zu reformiren, nicht gelingen wollen, trat ein Mönch auf, und — die Hand des Herrn war mit ihm. Menschensatzungen müssen wieder weg — heraus mit den Pflanzen, die Jesus nicht gepflanzt hat — Dis war der Grundsatz, von welchem auch Er ausging, und dem wir Alles zu danken haben, was Luther geleistet hat. Ach, Viel, warlich Viel, und Mehr, als die Freunde der Wahrheit von ihm hofften, und die Volkstäuscher von ihm fürchteten, hat er geleistet. In ehrwürdiger Unsterblichkeit glänze deshalb sein Nahme, so lange der Nahme Jesu auf Erden heilig sein wird! Hoch und hehr werde dieser Tag, an dem er sein grosses, schönes Werk anhub, gefeiert, ia, als der Neuiahrstag der protestantischen Kirche werde er gefeiert, so lange es Protestanten gibt!

Wenn aber Jesus nicht einmahl sein Werk selbst vollenden konnte, sondern es nur angefangen in die Hände seiner Nachfolger übergab: wie konnte Luther das Seinige vollenden? O man lese ihn, wie wacker und bescheiden er selbst hierüber dachte, und wie ausdrücklich er es der Nachwelt zur Pflicht mach-

te, da fortzugehen, wo er stillstehen müssen. So mus die Reinigung des Christenthums von Menschensatzungen, die er anfing, fortgesetzt werden; oder wir wären des rüstigen und menschenfurchtlosen Vorfaren nicht werth. Alle noch übrige Pflanzen, welche Jesus nicht, sondern der Feind, das Pfaffenthum, gepflanzt hat, die noch immer wie Unkraut unter dem Waizen stehen, und die Luther entweder selbst noch für Pflanzen Jesu hielt, oder die er doch noch nicht ausreuten konnte, müssen nach und nach auch ausgereutet werden, bis der Acker Gottes, die christliche Kirche, wieder die ursprüngliche Pflanzung unseres Herrn und Heilandes, und unsere schöne Religion die reine Vernunftreligion wieder werde, die sie war, als sie aus Jesu Munde an seine Apostel kam. Lasset uns zu diesem Ende ietzt im Allgemeinen eine Uebersicht dessen anstellen, was noch zur Reform des Christenthums zu leisten sei! Wie könnten wir das Fest ihres Anfangs nach beinahe dreihundert Jahren würdiger feiern, als so???

M. Br. Der höchste Verderb des Christenthums ging da an, als man es mit iener Menge von selbsterwählten Gottesdiensten, heiligen Aeuserlichkeiten und Kirchengebräuchen zu überladen begann, welche endlich bis zum Abscheu aller wenigen Vernünftigeren anwuchs. Da ward die Gerechtigkeit, welche aus dem Glauben kommt, die wahre Heiligkeit des Menschen, die Heiligkeit, welche in guten Gesinnungen und Handlungen besteht — dieser eigentliche Zweck der christlichen Religion — verdrängt; bloße äuser-

äuserliche Werkheiligkeit, gegen die Luther mit Recht so eiferte, trat an ihre Stelle; man suchte die Verehrung Gottes in Cerimonieen und machte die ganze Sache der Religion damit ab. Wer auch nur die geringste Kentnis der christlichen Kirchengeschichte hat, der mus zugestehen, daß die Geschichte dieser Cerimonieen die Geschichte des wahren Verfalls des Christenthums sei. Nun hat zwar Luther Viel von dem Wuste derselben auf die Seite geräumt, aber — wie Viel ist dennoch immer noch, nur hier Weniger, dort Mehr, davon übrig! Wird mit dem Aufräumen nicht fortgefaren, nicht so lange nach und nach damit fortgefaren, bis das ganze Cerimoniewesen ein Ende hat: so lasset uns an keine Vollkommenheit des Christenthums denken. Wer sieht denn nicht, daß Alles, was Cerimonie ist, dem Christenthume ganz entgegengesetzt sei, und daß dieses eigentlich der ganzen Gottesverehrung durch äuserliche Gebräuche habe ein Ende machen sollen? „Gott ist ein Geist“ — eine Religion, die so anhebt, und, wenn sie sich auch nicht weiter auslieſſe, kann unmöglich den Cerimonieen hold sein; sie unterscheidet ia gleich den wahren Gott, den unsichtbaren Einzigen, von falschen Göttern und sichtbaren Götzen, welche durch Aeuserlichkeiten verehrt werden, und erklärt also stillschweigends schon alle Cerimonieen für Götzendienst. Bei diesem blossen Winke läſset es aber die christliche Religion nicht bewenden, sondern sie erklärt auch laut und frei — „Ebendarum nun, weil Gott ein Geist ist, mus er auch nur im Geiste und in der Wahrheit — also ohne alle Cerimo-

nie — verehrt werden. Das sind die wahrhaftigen Gottesverehrer, welche Gott so verehren; solche Verehrer will Gott nur haben." Ist dis nicht ganz die Sprache der reinen Vernunftreligion, welche also das Christenthum auch nur sein sollte? Wie kann Gott von uns anders, als durch Thun seines Willens, oder durch Befolgung des Vernunftgesetzes, welches sein Wille ist, und durch Gesinnungen und Handlungen nach Anleitung dieses Gesetzes in allen Lagen unseres Lebens, verehrt werden? Haben aber Cerimonieen das Geringste hiermit zu schaffen? Wird derjenige nicht vielmehr gar die wahre Verehrung Gottes vernachlässigen, welcher auf Cerimonieen hält und also leicht mit ihnen die ganze Gottesverehrung abzuthun glauben kann? Sehet euch doch nur unter den Christen um, m. Br., wie es grösstentheils um die Pflichtenerfüllung derer stehe, welche es mit den Cerimonieen am eifrigsten halten. Und — erfüllen Einige davon auch wirklich ihre Pflichten, nützen ihnen denn die Cerimonieen dazu? Versplittern sie durch diese nicht vielmehr Zeit, die sie auch noch zu Pflichterfüllungen anwenden könnten?

Man sage nicht, daß doch Jesus selbst die Cerimonieen des Judenthums unangetastet gelassen, ia, daß er sogar noch auf ihre Beobachtung verwiesen habe. Es ist schon bemerkt worden, daß er für seine Person nur mit der Reform des Judenthums anfing. Wirklich reinigte er dasselbe aber doch von den späteren Zusätzen, und zwar that er dis mit dem grös-

festen

festen Eifer. Dis war der erste Schritt, welcher geschehen muste. Den zweiten trug er seinen Aposteln auf, weil er sonst, indem er zu Viel auf einmahl hätte leisten wollen, nichts geleistet haben würde. Er verwarf also blos die Cerimonieen, welche die Lehrer, die sich auf Moses Stuhl setzten, aufgebracht und zu den mosaischen hinzugesetzt hatten; seine Apostel aber sollten auch die mosaischen selbst verwerfen und so dem ganzen Cerimoniewesen ein Ende machen. Dis war es, was er ihnen blos ins Ohr sagte, das sie aber von den Dächern herab, laut und öffentlich, sagen sollten. Und — haben sie denn nicht ihren Auftrag treu erfüllt? Haben sie nicht alle Satzungen aufgehoben und solche als ein Sklavenioch beschrieben, wovon Christus befreiet hätte? Haben sie nicht die Christen gewarnt, sich ie wieder in dasselbe Joch oder in ein ähnliches fangen zu lassen? Hat nicht Paulus die Zeit, wo Aeuserlichkeiten, Tempel, Altäre, Opfer, Feste u. s. w. für Religion, wie in der ganzen Welt, so auch bei den Juden, galten, ausdrücklich für die Jahre der Minderjährigkeit der Meschheit, und also alle Cerimonieen für Kinderei erklärt? Hat er nicht gesagt, daß die Menschheit durch Jesum für maiorenn erklärt worden sei, weshalb nun auch alle solche gottesdienstliche Kindereien ein Ende haben müsten? Wie war es möglich, daß man späterhin aller christlichen Mannswürde wieder vergessen und das Cerimonieweſen, die religiöse Kinderei, wie-

der aufbringen, ia, noch ärger treiben konnte, als sie Juden und Heiden ie getrieben hatten!!!

Aller Vorwand also, daß die Menschen sinnlich wären, und daß besonders der grosse Haufe so sinnlich sei, daß er ohne Cerimonie auch keine Religion haben würde, mus daher wohl nicht von der Wichtigkeit sein, welche man ihm zu geben pflegt; Paulus, der so weise und tolerant zugleich war, hätte sonst wohl auf ihn Rücksicht genommen. Gesetzt auch, daß es der Fall wäre, daß Viele ohne Cerimonie keine Religion hätten, so suchen diese insgesamt doch hernach, wie die Erfarung lehrt, die Religion blos in den Cerimonieen; was ist also daran gelegen, ob sie eine solche Religion haben, oder nicht? Wahre Religion, oder gar keine! Soll das Volk aber wahre Religion haben, so mus es anders angefangen werden, als durch Cerimonieen. Von seinem Glauben Rechenschaft ablegen können — zum Guten aller Art thätig sein soll es. Hierzu ist deutlicher Volksunterricht über Glauben und Thun der einzige Weg. Dieser werde in den Schulen angefangen und in den Kirchen fortgesetzt. Hält man sich dabei blos an die Lehren Jesu, wie es doch eigentlich auch sein soll, so kann selbiger auch so deutlich gegeben werden, daß ihn auch der gemeinste Mann fassen kann. Vernunftreligion — und dis, nur dis ist das Christenthum — fasst iedes Wesen, das Vernunft hat. Finden Cerimonieen Statt, so mus man sich ia doch für verpflichtet halten, den Sinn derselben dem Volke auch zu erklären —

oder soll etwa dis auch nicht sein? Nun, so würden sie ia vollends wahrer Götzendienst und wären im höchsten Grade verwerflich. Mus man aber den Sinn der Cerimonie erklären, warum dann nicht lieber gleich das, was ihr Sinn ist, dem Volke ohne Cerimonie lehren? Wozu erst eine Wahrheit verhüllen und sie hernach wieder enthüllen? Wozu den Kern wieder in eine Schale bringen, an der das Volk allemahl erst nagen müsse, wenn es den Kern heraus haben will? Dazu etwa, daß das Volk es bei dem Nagen an der Schale bewenden lasse? Wenn der evangelische Lehrerstand hierzu da sein soll, so ist er der überflüssigste und verächtlichste unter allen Ständen in der bürgerlichen Gesellschaft.... Genug, die Zeit der Kindheit der Menschheit soll vorüber sein; man versündigt sich also an ihr, wenn man sie in selbige zurückversetzt.

Wenn solchergestalt auf öffentlichen Volksunterricht in den Kirchen gedrungen wird: so darf Niemand erwiedern, daß ia auf diese Art das Cerimonieswesen dennoch fortdaure. Man halte nur die christlichen Zusammenkünfte daselbst so wenig für Gottesverehrung, als für Gottesdienst. Die Juden gingen zu Tempel aus Gottesdienst und Gottesverehrung, und stellten sich da gleichsam vor dem Jehova, als ihrem Herrn; Christen aber gehen zur Kirche, um sich über die wahre Gottesverehrung fortgesetzt unterrichten zu lassen. Solcher Unterricht mus sein; folglich müssen auch bestimmte Oerter und Tage dazu sein u. s. w. Rechnet man denn das Schulengehen und die Schulgebäude und Schulstunden u. s. w. auch unter die

cerimoniösen Anstalten? Es werde nur Alles, was den Volksunterricht nicht befördert, und was blos der Aberglaube geschaffen hat, aus den Kirchen und von den Zusammenkünften der Christen daselbst entfernt; man rede nicht mehr von Tempeln und Altären, von Gotteshäusern und von Gottesdienst oder auch nur von Gottesverehrung darin — so ist das Kirchenwesen die gemeinnützigste aller Anstalten, mit deren Untergang gewis der Untergang aller Sittlichkeit des grossen Haufens verbunden sein würde.

Dieselbe Bewandnis hat es mit dem Gebete. Jesus, der es so sehr liebte und empfohl, hat es keinesweges als eine Cerimonie, und als Gottesverehrung an sich, hingestellt; er wollte vielmehr, daß Alles, was cerimonieähnlich dabei wäre, schlechterdings davon entfernt würde. Er brauchte es als ein Mittel für sich, und um die Gottesverehrung an seinem Herzen zu befördern. Er stärkte sich dadurch in Vollbringung des göttlichen Willen und in Erduldung der ihm von Gott bestimmten Leiden; und so, nur so sollen wir es auch gebrauchen. Wenn es aber dann noch unter die Cerimonieen gerechnet würde, so wäre ia iede Betrachtung über Gott, ia ieder Gedanke an Gott, auch eine Cerimonie. Das hiesse aber — auf das glimpflichste gesprochen — mit den Worten spielen. — — Was die Taufe anbetrift, so ist allerdings der Beweis noch nicht geführt, daß selbige habe allgemein fortdauern sollen; weil es zu sichtbar ist, daß sie alsdann nur ihren eigentlichen Sinn habe, wenn sie an solchen Erwachsenen geschieht, die

schon

schon in einer andern Religion gelebt haben und von dieser hernach zum Christenthume übertreten. Man mus sie also dem Urtheile der Nachwelt überlassen; nur ist es wider alle Anweisung des Christenthums und offenbarer Aberglaube, wenn man der Taufe an sich die geringste Kraft zuschreibt. Auch ist sie selbst nie als Cerimonie oder Gottesverehrung hingestellt worden, sondern nur als Einweihung zu derienigen Religion, welche die wahre Gottesverehrung lehrt. — — Vom Abendmahle hat Jesus vollends nicht gesagt, daß es Cerimonie oder Gottesverehrung sein sollte; vielmehr hat er es in gar keine Verbindung mit der Religion gebracht. Thuts zu meinem Gedächtnis — sprach er, und nichts weiter. Das Reich Gottes ist auch warlich nicht Essen und Trinken. Ein lebhaftes Angedenken an die letzte Mahlzeit, welche Jesus mit seinen Jüngern gehalten, und von der er seinem Märtirertode entgegen ging, sollte das Abendmahl für diese seine Freunde sein, und sie sollten dabei immer die Bereitwilligkeit erneuern, ebenso den Märtirertod zu sterben, wie er. Paulus war der Meinung, es solle so lange fortdauern, bis der Herr käme. Diese Worte mögen nun einen Sinn haben, welchen sie wollen, so ist es wenigstens die unchristlichste aller Bedrückungen, wenn man in unsern Tagen noch Abendmahlszwang, es sei nun auf eine grobe oder feine Art, ausübt, und Luther selbst hat es vor Jahrhunderten schon dafür erklärt. Dis ist um so auffallender, ie überspannter seine Begriffe vom Abendmahle selbst noch waren. — — —

Alle Cerimonieen, sie mögen sein, welche sie wollen, sind Pflanzen, die der himmlische Vater nicht gepflanzt hat, d. h. Dinge, von denen die Vernunftreligion nichts weis. Sie müssen, als die gröbesten Menschensatzungen, ausgereutet werden. — Lasset uns nun von den Cerimonieen zu den Lehren selbst übergehen! Cerimonieen hat Jesus gar nicht gepflanzt, wohl aber hat er Lehren, sein Wort, in uns gepflanzt, das unsere Seelen selig machen kann. So besteht die fortzusetzende Reinigung des Christenthums von Menschensatzungen ferner darin, daß wir es auch immer mehr von solchen Lehren, welche nicht eigene Lehren Jesu, sondern offenbar spätere Lehrerzusätze, sind, säubern und so lange säubern, bis es als die reine Vernunftreligion, welche es nur sein sollte, wieder da steht. Auch auf dieser Seite hat Luther schon Viel geleistet; er hat uns aber auch noch Viel zu leisten übriggelassen und — übriglassen müssen. Der Geist seines Zeitalters, der Grad von Aufklärung, auf welchem er selbst nur stand, das übergrosse Ansehen, welches gewisse Kirchenväter bei ihm hatten, und vorzüglich die damahlige Schwäche der Auslegungskunde verstatteten ihm nicht, Mehr zu thun; die Evangelischen haben sich aber im Religionsfrieden ausdrücklich das Recht vorbehalten, bei vollkommeneren Einsichten einst nicht nur die äuserlichen Kirchengebräuche, sondern auch den Kirchenglauben selbst, so, wie sie es für nöthig fänden, abzuändern, d. h. mit andern Worten, die Reformation Luthers fortzusetzen.

Das

Die ursprüngliche Religion Jesu wuste von keinen eigentlichen Geheimnissen, und hatte nichts, als allgemeinfasliche und völligbegreifliche Lehren; kurz, sie war die reineste Vernunftreligion. In dieser einfachen und natürlichen Gestalt fing sie aber bald an, ihren Lehrern nicht Genüge zu leisten; es fehlte ihr ihren Gedanken nach an wahrer Ehrwürdigkeit, welche nur das Unbegreifliche gewähre. So suchten sie ihr diese zu verschaffen und sie dadurch über das Judenthum, wie über das Heidenthum, zu erheben. Sie hüllten die klaresten Lehrsätze Jesu in ein heiliges Dunkel ein, fanden in einzelnen bildlichen Redensarten Jesu, deren eigentlichen und verständlichen Sinn er doch selbst angegeben hatte, Winke zu Lehren, die über die Vernunft gingen, stritten hierüber, unterwarfen die Vernunft dem Glauben und schufen so ein Geheimnis über das andere. Um nur ein Beispiel hiervon anzuführen — Jesus hatte z. E. gesagt, er und der Vater wären eins. Welche Unbegreiflichkeiten hat man aus dieser ganz unschuldigen Aeuserung Jesu gezogen, die doch seiner eigenen nachherigen Erklärung nach nichts weiter, als die vollkommenste Einigkeit in Gesinnungen mit Gott, anzeigen sollte! Betete er denn nicht am Ende seines Lebens für die Apostel ausdrücklich — Wie du, Vater, in mir, und ich in dir, so las auch sie in uns eins sein —? Ebenso hatte Paulus einst gesagt, Gott habe Jesum gezeuget und Jesus selbst hatte sich für den Sohn Gottes erklärt; welch eine Lehre von ewiger Zeugung ist daraus erwachsen, obgleich Jakobus sagte,

daß Gott auch die Christen zeuge, und obgleich Sohn Gottes durch den, an welchem Gott Wohlgefallen hat, oder durch Liebling Gottes, ausdrücklich erklärt ward! Auf dieselbe Weise kann man alle übrige Geheimnisse der Kirche getrost durchgehen und wird sich lebendig davon überzeugen, daß sie dem Christenthume nicht ursprünglicheigen, sondern blos in dasselbe erst übergetragen worden sind. Die Lehrer glaubten, wie gesagt, ihre Sache damit gut zu machen; die Geheimnisse sollten die stärksten Siegel der Göttlichkeit der christlichen Religion werden, aber — o wie haben sie auch sogar diesen ihren Zweck verfehlt! Anstos, grössester Anstos wurden sie vielmehr allen vernünftigen Nichtchristen, und das von Rechtswegen.

M. Br. Jesus selbst hat zwar auch von Geheimnissen des Himmelreichs gesprochen; aber er meinte damit die sämtlichen Lehren des Evangeliums selbst, wenn er sie dem rohen Haufen blos in Gleichnissen, seinen Aposteln aber ohne solche Gleichnisse, vortrug. Hätte er darunter wirklichunbegreifliche Wahrheiten verstanden, wie hätte er denn sagen können, daß seine Apostel sie vernehmen, wissen und begreifen könnten? Wenn also Paulus sich einen Haushalter über Gottes Geheimnisse nennt, so bezeichnet er sich dadurch blos als einen evangelischen Lehrer. Eben dieser Apostel hat auch öfter von Geheimnissen gesprochen; nie aber verstand er darunter wirklichunbegreifliche Lehren, sondern blos grosse und wichtige Vorstellungen, oder auch solche, die jüdischen Gemüthern blos unbegreiflich schienen,

wie

wie z. E. die Vereinigung der Juden und Heiden zu einer christlichen Gemeine, oder die Einführung einer allgemeinen Religion. So etwas war freilich für den Nationalstolz eines Juden ein wahres Geheimnis. Wie könnte auch das Christenthum an sich unbegreifliche Lehren enthalten, da es als die grösseste Erleuchtungsanstalt Gottes hingestellt wird? Wie könnte Jesus selbst sich das Licht der Welt nennen und neue Geheimnisse aufbringen? Vielmehr muste er die alten Geheimnisse abbringen; statt dieser aber blos andere wiederhinstellen, hiesse doch wohl nur eine Dunkelheit gegen die andere verwechseln. Die Heiden hielten auf Geheimnisse und hatten sie für das Volk, um es daran zu gängeln; so war es das höchste Verdienst Jesu, und er setzte es selbst darin, daß er auch dem Volke, den Armen, dem gemeinen Manne das Evangelium, die lautere, reine Wahrheit, predigte. O wie entehren wir ihn, wenn wir ihm nachsagen, daß er Geheimnisse gelehret! Welch ein trauriges Siegel der Göttlichkeit des Christenthums — Geheimnisse! So ist die Religion der alten Egipter die göttlichste unter allen Religionen gewesen. Nein, die Religion nur ist göttlich, welche uns nichts lehret, als was wir verstehen und begreifen können; denn Gott hat uns an unsere Vernunft gewiesen. Wozu sollten uns auch unbegreifliche Lehren nützen? Können wir sie nicht begreifen, so gehen sie uns auch nichts an, sind keine Lehren für uns. Sollten sie etwa Vorkentnisse aus iener Welt schon her sein? O so wärs Zeit genug, daß wir sie erst erfüren, wenn wir in iene Welt einträten.

Es

Es sei also der Wahlspruch des protestantischen Christen, der das Menschenioch abgeworfen hat — was ich nicht begreife, das nehme ich auch nicht für Wahrheit an. Erleuchten wollte uns Jesus, aber nicht verfinstern und verwirren. Wirtlich hat er auch nichts gelehret, als was vollkommenbegreiflich ist — reine Vernunftreligion; das Unbegreifliche haben spätere Lehrer hinzugefügt, ist Menschensatzung, und so müssen wir nicht eher ruhen, als bis alle Geheimnisse aus unserer lichthellen Religion verschwunden sind. Gott sei Dank, daß hierzu iezt mehr, als iemals, Anschein ist!

Ebenso hatte auch das ursprüngliche Christenthum gar keinen gelehrten Anstrich. Es war kein künstlichzusammengesetztes Lehrgebäude, woran man erst Jahre lang, wie über die Rechtsgelahrtheit, oder über die Mathematik, studiren mus. Eine einzige Predigt desselben reichte hin, es von Anfang bis zu Ende vorzutragen, und die Sprache des gemeinen Lebens ward dazu gewählt, weil sich diese am besten dazu schickte und weil es von Jedermann verstanden werden sollte. Jesus suchte es sogar zu verhindern, daß es die Form einer Gelehrtenwissenschaft erhalten sollte; denn er wählte absichtlich lauter Männer aus den ungelehrtesten Ständen zu Aposteln. Aber auch dis stand den späteren Lehrern nicht an. Die Weisheit der Welt mischte sich bald unter die Weisheit des Evangeliums und alle philosophische Sekten suchten am Christenthume zu Rittern zu werden. Von den Platonikern an bis zu den Scholastikern — iede

trug ihre Begriffe und ihre Sprache hinein. Man übte das Christenthum nicht mehr blos aus, wie Johannes gerathen hatte; man spekulirte darüber, wie doch Paulus schon widerrathen hatte. Da wurden nicht nur aus einer Lehre zehen Lehren, da entstanden nicht nur ganz neue und wohl gar dem eigenen klaresten Unterrichte Jesu ganz widersprechende Lehren; da verstanden sich endlich die Lehrer unter einander selbst nicht mehr, und das Volk sie alle zusammen noch weniger. Alle christliche Eintracht war dahin; das Christenthum war keine Religion für das Herz mehr; Jeden ekelte vor dem schwerfälligen, weitschweifigen Unterrichte desselben; man lernte es in der Jugend, um es im männlichen Alter wieder zu vergessen. Nehmet das erste beste ältere theologische Sistem in die Hand — welch ein Abstich gegen das kleine, von aller Schulsprache und von allen Spekulationen reine Evangelienbuch! Was würde Jesus dazu sagen, wenn er diesen buntscheckigten, von Gelehrsamkeit strotzenden Wust für seine Religion, für ienes sanfte Joch und für iene leichte Last wiederanerkennen sollte, welche er seinen Gläubigen auflegte! Schlaget darin die Lehre von Vater, Sohn und heiligem Geist auf und greifet mit Händen die offenbarsten Widersprüche darin, deren keines Jesus selbst sich schuldig gemacht hat. Schlaget die Lehre von den Gnadenwirkungen auf und sehet mit eigenen Augen, wie man die einfachste und deutlichste Lehre, die Lehre von der Herzensbesserung, zur gekünsteltesten, undeutlichsten und verworrensten gemacht habe. Schlaget die Lehre von der Vereini-

gung der beiden Naturen in Christo auf und fraget euch, die Hand aufs Herz gelegt, ob ihr ein Wort davon verstehet. Ach, hier, hier mus die Reinigung des Christenthums von Menschensatzungen auf das eifrigste fortgesetzt werden. Alles, was auch nur nach Gelehrsamkeit, nach Weisheit der Welt schmeckt, mus aus dem christlichen Unterrichte wieder heraus, und dieser mus nichts, nichts enthalten, als was wirklichen Einflus auf Herz und Leben hat, was unmittelbar den Menschen für die Tugend, die seine Bestimmung ist, erwärmt, oder was wahrhaftig nützt und frommt. Preiswürdig sind die Bemühungen vieler wackeren Religionslehrer unserer Tage hierum; es ist aber zu fürchten, daß sie auf dem eingeschlagenen Wege ihre Absicht nicht erreichen werden. Wie lange werden sie daran zu reinigen haben, wenn sie immer eine ebenso kraftleere, als tiefsinnige Spekulation nach der andern aus dem theologischen Sistem entfernen wollen! Das Ganze taugt nicht. Wäre es daher nicht kürzer und besser zugleich, das Menschenmachwerk überhaupt auf die Seite zu legen, zum Evangelienbuche selbst zurückzukehren und aus diesem, wie in den allerersten Zeiten, das Christenthum wieder zu schöpfen und den christlichen Unterricht zu ertheilen?

Bis iezt haben wir nur von solchen Lehren geredet, die der Verstand nicht begreift und die das Herz nicht zur Tugend erwärmen; wie aber, wenn das gegenwärtige Christenthum gar auch solche Lehren enthielte, welche den Menschen für eigene Tugend kalt und zum Guten träge und unthätig machten? Und — so

ist

ist es in der That. Denket doch nur an die Lehre vom natürlichen Verderben des Menschen und von seinem Unvermögen zum Guten! Denket an die Lehre von der Genugthuung Jesu und von der Zurechnung seines Verdienstes! Denket an die Lehre von der Nichtigkeit guter Werke u. s. w.! Wie ist es möglich, daß alle Aufforderungen zur Heiligkeit auf den Menschen Eindruck machen sollen, wenn man ihn auf der andern Seite selbst belehrt, daß er keine Kräfte zur Heiligkeit habe und daß er schon als ein unheiliges und verworfenes Geschäpf in die Welt trete? Wie ist es möglich, zu hoffen, daß ein Mensch sich vor wirklichen Sünden hüten, oder begangenes Böses wieder gut machen werde, wenn man ihn damit tröstet, daß ein Anderer für seine Sünden gebüsst habe, daß er durch den Glauben an diesen Sündenbüsser Vergebung erhalte und daß sogar dieser Glaube ihm als eine Gnadenwirkung Gottes gereicht werde? Wie ist es möglich, zu erwarten, daß Menschen fleissig in guten Werken sein werden, wenn man ihnen sagt, daß auch ihre besten Werke nur glänzende Sünden sind, daß sie den Himmel nicht verdienen können, daß Gott sie blos aus Gnaden selig mache u. s. w.? Wo und wann hat aber Jesus selbst auch nur eine dergleichen Lehren vorgetragen? In der That, hätte er dis gethan, er wäre nicht der Lehrer, von Gott kommen; denn, wenn Gott unsere Heiligkeit wollen soll, so müssen wir auch Kräfte dazu haben, weil er sonst etwas Unmögliches von uns forderte — und wenn der heilige Gott uns glücklich machen soll, so kann er uns auch nur bei eigener Heiligkeit, aber

nicht durch fremde, glücklich machen — und ebenso, sobald wir heilig sind, mus uns auch der gerechte Gott so glücklich machen, als wir es verdienen. Es ist aber auch gleich in voraus zu glauben, daß Jesus solche Lehren nicht vorgetragen haben könne, denn — er trat ia ausdrücklich als Lehrer der Tugend und als Verbesserer der Menschen auf; wie hätte er also sich selbst so widersprechen können! Nein, nein, m. Br., nur getrost; Jesus hat von dem Allen vielmehr das Gegentheil gelehret — schlaget doch nur statt aller Kirchenglaubensbücher das Evangelienbuch auf. Nahm er nicht die Güte der menschlichen Natur feierlich in Schuz, wenn er den Kindern das Reich Gottes zusprach, und die Erwachsenen ermahnte, den Kindern wieder gleich zu werden? Wie verträgt sich hiermit der Gedanke, daß ieder Mensch schon ein geborner Sünder sei? Sprach er nicht auch von frommen und getreuen Knechten und von guten Menschen? Sagte er nicht ausdrücklich, daß ieder Sünder umkäme, wenn er sich nicht besserte? Bestimmte er nicht den Glauben an den erhöheten oder gekreuzigten Menschensohn, durch welchen man das ewige Leben erlange, in Annahme und Befolgung seiner Lehre, auf die er den Kreuzestod sterbe? Sagte er, daß er sein Leben zum Lösegelde für Viele an Gott gäbe und erklärte er seinen Tod für einen Opfertod, den Gott für sich verlange, oder sagte er nicht, daß er als Märtirer für die Wahrheit sterbe und daß sein Tod nur darum Gottes Wille sei, weil er zum allgemeinen Besten gereiche? Versicherte er nicht, daß einem Jeden vergolten wer-

werden solle nach seinen Werken? Wie stimmt hiermit Zurechnung fremder Verdienste? Verlangte er nicht von dem, der sein Jünger sein wollte, zu thun, wie er gethan, und zu leiden, wie er gelitten habe? Forderte er nicht öffentlich zu guten Werken auf, die man sogar sehen lassen sollte? Band er nicht den Eingang in das Himmelreich an eigenes Thun des Willens seines Vaters im Himmel? Machte er es *nicht* zur Bedingung aller Theilnahme an seiner Seligkeit, daß man die Hungrigen speise, die Nackenden kleide u. s. w.? Wie hat man also iene heillosen Lehren einem Manne andichten können, der offenbar das Gegentheil lehrte, und dessen ganzen übrigen Unterricht sie umstossen — einem Manne, der überall auf Tugend drang, und dessen ganze Lehre sich um Erwerbung eigner Heiligkeit, wie um ihren Mittelpunkt her, drehte? So müsse dann auch das Christenthum von solchen afterchristlichen und alle Tugend und Glückseligkeit untergrabenden Lehren ganz vorzüglich gereinigt werden, und wir mögen ia nicht sagen, daß wir mit der Reformation weit gekommen sind, so lange diese Menschensatzungen noch ihr tödtendes Seelengift öffentlich und mit Erlaubnis der christlichen Obern, oder gar auf ihren Befehl, verbreiten. Der Kirchenvater Augustinus ist es, der sich vorzüglich durch sie ruchbar gemacht hat; kein Wunder also, daß auch Luther sich

noch nicht gehörig von ihnen losreissen konnte, da die Schriften dieses Mannes in seinen Augen von so grossem Werthe waren. So sehr nehmlich auch Vater Luther gegen menschliche Autoritäten eiferte, so blieb doch dieser sein Hauptlehrer bei ihm in Autorität; wer wollte ihm dis nicht verzeihen, da es unter die schwervermeidlichsten Menschlichkeiten gehört, sich ähnlicher Schwächen schuldig zu machen und auf seinen Lieblingslehrer zu viel zu bauen? Wer wollte sich aber auch wohl abhalten lassen, nun Schlacken wegzuwerfen, die Luther noch für Goldstufen ansah, und Giftpflanzen auszureuten, welche Luther noch für Heilpflanzen hielt? — —

O so vereiniget euch doch, ihr evangelischen Lehrer allzumahl, die Reinigung unserer schönen Religion von Menschensatzungen auf allen von uns betrachteten Seiten fortzusetzen! Alle Pflanzen, welche Jesus nicht gepflanzt hat, müssen ausgereutet werden — dis sei der Wahlspruch, mit welchem ihr alle eure Religionsuntersuchungen anstellet und alle eure Religionsvorträge haltet. Luther hat euch die Bahn gebrochen — sehet, wie die Aufgeklärteren unter euren katholischen Mithelfern am Worte euch deshalb beneiden. Wie gern schlössen sie sich an euch an, wenn sie dürften! O so gehet redlich auf dieser Bahn fort; vieleicht, daß ihr auch sie einst dadurch segnet.

net. Könntet ihr euch durch Eigennutz davon abhalten lassen, so wäret ihr Miethlinge und achtetet der Heerde nicht, für die doch Jesus, der Erzhirt, sein Leben lies. Wäre Menschenfurcht im Stande, euch zurückzuschrecken, so müste die Religion, welche ihr Andern lehren sollet, auf euer eigenes Herz noch nicht Kraft genug haben, und so höret lieber auf Lehrer zu sein. Benehmet euch zwar nach Ortsumständen vorsichtig bei dem Reinigungsgeschäfte; saget aber den Obern, wenn sie euch despotisch dabei drücken, mit aller Achtung, die ihr ihnen schuldig seid, doch auch mit Gefühl der Würde des evangelischen Lehramts zugleich, daß das Christenthum nicht unter ihrer Gerichtsbarkeit stehe, und daß es Eingrif in den Richterstuhl Christi und seines Evangelienbuchs sei, wenn man es unter selbige ziehe. Luther wird euch einst dafür loben, daß ihr in seine Fusstapfen tratet; Jesus wird euch dafür danken, daß ihr seine Ehre und das Selenheil seiner Gläubigen retten halfet. Sind dann einst alle Pflanzen ausgereutet, die Jesus nicht pflanzte, so werden alle die übrigbleibenden als Pflanzen erscheinen, die der himmlische Vater selbst gepflanzt hat; d. h. das Christenthum wird wieder als die reine Vernunftreligion erscheinen, die es eigentlich nur sein sollte. Als solche wird es dann

keinen Spötter mehr finden, sondern allen vernünftigen Menschen ehrwürdig sein. Als solche wird es seine Gläubigen zu wahrer Heiligkeit, und durch diese zu wahrer und ewigdauernder Glückseligkeit, leiten. Auf, auf, ihr Knechte Christi, und seid nicht der Menschen Knechte, sondern werdet die Engel, die des Menschensohn auf seinen Acker in die Erndte sendet! Sammlet das Unkraut und bindet es in Bündel, daß man es verbrenne; den Waitzen aber sammlet ihm in seine Scheuren!

LVI.

Nachweltliebe.

Am 24. Sonnt. n. Tr.

Ueber Joh. XVII. V. 20.

Ich bitte nicht allein für sie, sondern auch für die, welche durch ihr Wort an mich glauben werden.

Meine Brüder. Wenn doch Jesus mit iedem Tage mehr davon überzeugt ward und selbst darüber klagte, daß er an seinen Zeitgenossen nichts ausrichte, und wenn er dessen ungeachtet seine höchste Seelengrösse darin setzte, daß er sein Leben zum Heile der Welt hingebe — was bleibt uns weiter übrig zu denken, als daß er mit Gewisheit darauf gerechnet, daß sein Tod die Nachwelt wenigstens segnen werde? Und — so verhält sichs in der That. „Habt ihr nicht gelesen, fragte er einst die Priester seiner Zeit, was Einer eurer alten heiligen Sänger schon sang? Es passt ganz auf mich — der Stein, den die Bauleute verwerfen, wird noch der Grundstein des ganzen Gebäudes werden.“ Dieser Gedanke war es dann auch, welcher ihn über allen Undank und über alle Unbeweglichkeit seiner Zeitgenossen erhub und seinem ganzen Plane treu erhielt. „Das Evangelium wird gepredigt werden in der ganzen Welt“ — „Das Reich Gottes wird den Heiden gegeben werden, die seine Früchte bringen“ — „Die Nachkommen werden durch das Wort meiner Apostel an mich glauben und ich baue auf diesen, als auf Felsen, eine Gemeine, die die Pforten der Hölle nicht überwältigen werden, die nie aussterben wird.“ Ist dis nicht alles derselbe Gedanke? Ja, als seine Zeitgenossen um sein Kreutz her standen

und ihn in seinen iammervollen Qualen noch verhöhnten, da hielt die einzige Vorstellung noch sein Herz aufrecht, daß er doch einst in seinem Reiche kommen, oder, daß das Christenthum noch herrschende Religion werden werde. Er erhub seine Blicke über die um ihn her stehende ungläubige Mitwelt, sah in die Ferne hin, machte sie zum Bilde der Zukunft und erblickte in dieser iene Millionen von Gläubigen, welche schon aus ihrem Schosse für seinen Geist aufschwebten. Da, da hatte er Genug und befohl sich, wie sein Werk, in die Hände seines Vaters.

Welch ein unaussprechlichhoher Grad von Liebe zur Nachwelt blickt hierdurch an Jesu hervor, wenn er sich blos ihrentwegen zum Tode entschliessen konnte! Ach, höret, um den warmen Freund der Nachkommen ganz zu bewundern, höret ihn kurz vor seinem Tode noch beten — „Vater, ich bitte nicht allein für meine Apostel, ich bitte auch für die, welche durch sie und durch ihre Nachfolger einst Gläubige an mich werden werden!“ Welch ein heiliger Trieb muss aber auch die Nachweltliebe sein, wenn sich Jesus durch sie sogar die Aufopferung seines Lebens zur Pflicht machte! Er glaubte also selbst, daß er gleichsam durch sie der Herrlichkeit seines Herzens die Krone aufsetze...

Ach Christen, Christen, wie entehrend ist also schon blos in dieser Hinsicht die Sprache — — „Was geht es mich an, wie es in der Welt hergehe, wenn ich nicht mehr da bin? Habe ich dann doch davon nichts mehr! Wenn ich nur habe; die Nachkommen mögen sehen, wie sie fertig werden. So lange ich

lebe,

lebe, wird es wohl noch halten, zureichen; hernach mags einfallen, mangeln, kommen, wie es will.“

Und dennoch — wie herrscht diese Sprache in Häusern und Familien, in ganzen Gemeinheiten, in öffentlichen Instituten, ia sogar in Staatseinrichtungen, in Länder- und Völkeranstalten! Wenn sie auch nicht laut geführt wird, so wird doch sichtbar genug nach ihr gehandelt. Wer sollte es wagen, Leuten die Lehre, daß man auch für die Nachwelt leiden können müsse, vorzutragen, welchen es sogar an dem untersten Grade der Nachweltliebe, an dem Wunsche, daß es auch ohne ihr Zuthun den Nachkommen wohl gehen möge, fehlt? O lasset uns doch den schönsten aller Menschheitstriebe, der der ausgedehntere Trieb der Eltern zu ihren Kindern ist, in unseren Herzen recht anfachen und stärken! — —

Unter der Liebe zur Nachwelt müssen wir nicht iene Versündigungen an den Zeitgenossen, oder gar an uns selbst, verstehen, welche die Undienstfertigkeit und der Geitz so oft mit ihr bemänteln. Nein, sie ist Wunsch, Verlangen, Sehnsucht darnach, daß es denen, die nach uns kommen werden, auf der Erde gut, ebenso gut, wie uns, und wo möglich, noch besser, gehen möge.

Sie äusert sich zuförderst durch Freude darüber, wenn ohne unser Zuthun Anschein hierzu da ist.

Dis kann sich schon ereignen in Ansehung einzelner Familien. Da thut es z. E. dem Menschenfreunde wohl, wenn er in Häusern, die zu seinem Zirkel gehören, gutartige, talentvolle, lehrbegierige Kinder

erblickt, und wenn er gewahr wird, daß sie eine edle und zweckmässige Erziehung erhalten. Im Geiste sieht er dann diese schon erwachsen, ausgebildet, selbstglücklich und die bürgerliche Gesellschaft beglückend. So mus es sein, denkt er, so sollte es in allen Häusern sein; o herrlich, herrlich, daß es wenigstens in denen, die ich kenne, so ist! Auf gleiche Weise gereicht es ihm zum Vergnügen, wenn er gewahr wird, wie sich Familien, die seither in tiefer Dürftigkeit und in kümmerlichen Lagen lebten, durch ihre Arbeitsamkeit und durch den segnenden Zutritt des Schicksals aus dem Staube erheben, einen Fortschritt ihres Glücks nach dem andern machen und so den Anblick einer ganz neuen häuslichen Schöpfung gewähren. Wie wohl, denkt er, wird es da der folgenden Generation gehen, die es anfangs gleich so gut hat, wie die gegenwärtige zuletzt erst! Und — so wird doch hier und da endlich in der Welt weniger Noth, als ietzt. Freue dich, Himmel, und Erde, sei frölich!

Noch höher mus die Freude über den Anschein guter und besserer Zukünfte in Hinsicht des Vaterlandes steigen. Wenn z. E. der künftige Nachfolger des guten Fürsten im Lande in voraus schon das edelste Herz zeigt, wer sollte da der iungen, neuaufwachsenden Mitbürgerwelt nicht Glück dazu wünschen? Wenn der grosse Sohn den grossen Vater einst gar noch zu übertreffen Hofnung macht, wer sollte nicht die noch grössere Freiheit und die noch zahlreicheren Genüsse der Zukunft des Vaterlandes segnen, wenn er sie auch nicht selbst erlebte? Wenn man um sich her Anstalten gemacht werden

den siehet, durch welche gewissen Nöthen, die seither zuweilen Tausende drückten, so vorgebeugt wird, daß sie bald gar nicht mehr werden eintreten können, wie mus sich iedes wohlwollende Herz dabei heben! Wenn Jeder berechnen kann, daß gewisse Lasten, welche ietzt noch sein wackeres Volk drücken, in den männlichen Tagen der gegenwärtigen Kinder desselben aufhören werden, wie erleichternd ist schon diese blosse Aussicht in die Folgezeit! Wenn neue Nahrungszweige aufknospen, welche nach dreissig Jahren so in Blüthe stehen werden, daß dadurch allgemeiner Volksflor erwachsen und der höhere Grad von Mangel in den untersten arbeitenden Ständen ein Ende haben mus, welche Wollust gewährt schon der Anblick der zarten wohlthätigen Knospen ieder patriotischdenkenden Seele!

Freilich aber mus die Freude über glückliche Zukünfte am höchsten steigen, wenn solche die Menschheit im Ganzen betreffen. Ein wahrhaftigerhabenes Beispiel hiervon liefert uns die evangelische Geschichte an dem Israeliten Simeon. Als dieser das holde Jesuskind in seine Arme schlos und in selbigem den künftigen grossen Mann an sein Herz zu drücken glaubte, der einst allgemeines Heil bereiten sollte, da ward er von Freude begeistert, da rief er aus — „Ach nun kommen die besseren Zeiten; nun will ich gern sterben, wenn ich sie auch nicht erlebe. Sind sie doch vor der Thür; habe ich doch den noch gesehen, durch den sie Gott für alle Völker herbeiführen wird!“ Erwägt man, daß ein Mann so sprach, welchen eigentlich Vorliebe für sein Volk aus Religion sogar von

aller

aller Theilnahme an dem Wohle der übrigen Menschheit abhalten konnte — wie steht er dann vollends erst in höchster Ehr- und Liebenswürdigkeit vor uns da! Wenn also auch in unsern Tagen noch helleres Licht anbricht, wenn gewisse Wahrheiten, die die ganze Lage der Menschheit verbessern, und die sonst wie verbotene Waare behandelt wurden, frei und öffentlich in Umlauf kommen — wenn bessere Erziehungsanstalten allenthalben immer mehr um sich greifen — wenn auf einen allgemeinen Krieg ein allgemeiner Dauer versprechender Friede im Anzuge ist — wenn überall der Geist der Gesetze milder wird, wenn die Rechte der Menschheit immer durchgängiger mehr anerkannt werden, wenn der Fürsten immer Mehr werden, welche den strengeren Titel Landesherr mit dem milderen, Landesvater, vertauschen, wenn das Evangelium der Menschheit, daß die Obrigkeit des Volks wegen da sei, immer mehr unter allen Völkern gepredigt wird, u. s. w. — — o dann, dann durchdringe unser Herz auch jenes simeonsche Wonnegefühl, jene simeonsche Begeisterung!!!

Wäre es möglich, m. Br., daß man zu dieser blossen Freude über die Hofnung des Wohls der Nachwelt noch besondere Gründe anführen müste, um unsere Herzen ihr zu öfnen? Wie? du, der du dis verlangen könntest, verlangst du denn etwa auch, wenn du reisest und herrliche Aussichten erblickst, daß man dir erst noch anderweitige Gründe vorlegen solle, um über diese in Freude zu gerathen? Was sind aber alle Aussichten in die schönste ferne Natur gegen die Aussichten

in

in die Glückseligkeit der fernen Menschenwelt! Du trägst ia nichts dazu bei, daß es dieser wohlgehen werde, und du könntest es auch nicht einmahl gern sehen, wenn das Schicksal und die Umstände ihr Wohlergehen bereiten? O nimm es hin und schweig, wenn wir dich beschuldigen, daß du wohl gar im Stande sein könntest, die Nachkommen unglücklich zu machen, wenns in deiner Macht wäre. Und leider — leider, ist dis auch oft genug alsdann der Fall.

Vielmehr müssen gute Menschen nicht genug daran haben, daß sie sich darüber freuen, wenn ohne ihr Zuthun der Anschein da ist, daß es der Nachwelt wohlgehen werde; sie müssen auch selbst Alles, was in ihren Kräften ist, beitragen, um diesen Anschein zu erschaffen, oder doch zu befördern. Durch eigene wackere Thätigkeit hiefür äusert sich wahre Nachweltliebe erst recht. Ja, wer diese beweisen kann und nicht beweiset, der rühme sich gar keiner Liebe zur Nachwelt; auch die Freude, welche er über ihr zu hoffendes Wohl beginnt, glauben wir ihm nun nicht mehr. Eine Beschreibung dieser Thätigkeit für das Wohl der Nachkommen wird uns nützlicher sein, als die blosse Festsetzung eines trocknen Begrifs derselben — — —

Eltern z. E. müssen ihre Kinder so erziehen, daß es ihnen einst gut gehen könne; sie müssen ihren Verstand und ihr Herz ausbilden, und ihnen dadurch die schönste Anleitung hinterlassen, wie sie einmahl ihre Kinder wieder erziehen sollen. — Hausbesitzer müssen das Haus nicht verfallen lassen, sondern im baulichen Wesen gehörig erhalten, und wenn sie darüber auch

auf manchen Vergnügensgenus Verzicht thun müssten. — Besitzer grösserer Güter müssen nicht nur nichts Nützliches eingehen und nichts verwildern lassen; sie müssen auch auf iede wesentliche Verbesserung ihres Guts bedacht sein. Sie müssen, wenn sie neue Gebäude aufführen, fest und wie für die Ewigkeit bauen; sie müssen wüste Ländereien urbar machen und die Moräste in Wiesen verwandeln; sie müssen gutes Land, das Waldung ist, in Ackerfeld, und Sandboden, der Ackerfeld ist, in Waldung umschaffen; sie müssen die Zahl der Fruchtbäume vermehren u. s. w. Die Bestreitung der Kosten hierzu mus ein Theil des Ertrags ihres Guts selbst leisten, den sie alsdann rechtschaffener anwenden, als wenn sie ihn durch Uebergenus leidenschaftlicher Vergnügungen verprassen. — Wer eine Handlung oder ein Gewerbe von Belang hat, oder einer Fabrik und Manufaktur, welche viel Menschen ernährt, vorsteht, der mus nicht die Hände in den Schos legen, wenn er für sich genug dadurch erworben hat, sondern sie fortdauernd machen; er mus sie, wo möglich, noch mehr in Aufnahme bringen und auf immer stärkern Absatz der Arbeiten und Waaren sinnen, damit sie ihn auf Jahrhunderte überlebe und den spätesten Nachkommen noch Brodt verschaffe. — Wer in einem öffentlichen Amte steht, der mus es so verwalten, daß seine Verwaltung die vollkommenste Unterweisung für seinen Nachfolger werde; er mus diesem eben das gönnen, was er dafür hat, und nicht dazu mitwirken, daß ihm etwas entzogen werde. — Wer gewisse Arkana, oder geheime nützliche Kentnisse, besitzt, der mus sie der

Nachwelt nicht misgönnen, sie nicht zu seinem Gewinne blos besitzen und sie dann gleichsam mit sich ins Grab nehmen wollen; er mus sie zu rechter Zeit Jüngeren wieder mittheilen und es dabei diesen zur heiligen Pflicht machen, daß sie sie einst Jüngeren auch wieder mittheilen. — Wer über gewisse gemeine Gerechtsame zu wachen hat, der mus sich ieder Beschränkung derselben widersetzen und genau dahin sehen, daß sie einst ebenso noch ganz und ungeschmälert wieder in spätere Hände kommen, wie sie in die seinigen kamen. — Lehrer der Wahrheit müssen ihren Nachfolgern die Bahn brechen, müssen ihnen vorarbeiten, besonders durch bessern Religionsunterricht der Erstlinge, welche die künftige Gemeine ausmachen werden, müssen den günstigen Augenblick, der vieleicht so bald nicht wiederkommt, zu nothwendigen Reformen benutzen u. s. w. — Vorsteher öffentlicher Volksanstalten, es mögen Kirchen = und Schulanstalten, oder Wittwen = Waisen = und Armenanstalten aller Art, sein, müssen dafür sorgen, daß der Fond derselben nicht verringert, sondern durch neue Wohlthäter vielmehr vermehrt werde; sie müssen kleine Reparaturen an den dazu gehörigen Gebäuden bei Zeiten betreiben, damit nicht nach dreissig Jahren ein unerschwinglichkostbarer Bau entstehe; sie müssen nicht zugeben, daß Grundstücke, wie Aecker und Wiesen sind, von selbigen veräusert, oder gar zu herrschaftlichen Kammern geschlagen werden; sie müssen, wenn ihre Anstalten Einnahmen in Naturalien haben, diese schlechterdings nicht in Geld verwandeln lassen, u. s. w. — Ach und Obrig-

keit

keit vollends, Obrigkeit — — wie kann die Thätigkeit dieser für die Nachwelt über Alles weit ins Grosse gehen! Sie sorge für immer höher steigende wahre Aufklärung des Volks! Sie schaffe alte drückende Herkommen nach und nach ab und vertilge allmählich alles ganze und halbe Leibeigenthum der Unterthanen! Sie vervollkommne immer mehr die Gesetze und mache bei Handhabung derselben ieden Bürger gleich! Sie öfne neue Nahrungsquellen, damit das Volk seine Abgaben immer gemächlicher abtragen könne! Sie mache iede nothwendige gemeinnützige Anstalt, die noch fehlt, und verbessere iede immer mehr, die schon da ist — wie z. E. Löschungsanstalten, Feuerkassen, Hagelkassen, Getraide- und Holzmagazine, Wittwen- und Waisenversorgungsanstalten, Armenanstalten, Rettungsanstalten der Ertrunkenen, Erhenkten u. dergl., und wenn es auch Selbstmörder wären! Sie holze nicht auf funfzig Jahre in den Waldungen voraus und schicke die unforstmässig gefällten Bäume nicht ins Ausland, sondern denke, daß das Holz des Landes den Einwohnern des Landes zuerst zukomme, daß es genug sei, daß diese es ihr bezahlen müssen, daß es nach funfzig Jahren auch noch Winter geben werde, daß die Menschen alsdann auch noch Balken, Säulen und Schwellen brauchen werden, u. s. w.! O m. Br., wie viel liesse sich noch darüber sagen, was Regenten für die Nachwelt ihres Volks thun können und daher auch thun sollen!

Es sei nun an dieser gedrängten Beschreibung der Thätigkeit für die Nachkommen in verschidenen Stän-

den

den und Lagen des bürgerlichen Lebens genug. Jeder hat sie gewis verstanden; wird aber auch Jeder zu ähnlicher Thätigkeit in seinem Stande und in seiner Lage geneigt sein? O wie sehr fehlt es doch hieran! Und ebendarum ist es auch in der That nöthig, daß wir einander mit besondern Gründen noch dabei zu Hülfe kommen. — —

M. Br. Was thun wir denn damit, wenn wir für die Nachwelt thätig sind und sorgen? Nichts weiter, als was unsere Vorfaren an uns thaten! Wir sind ia auch Nachwelt — Nachwelt von der Vorwelt; so wie wir wieder Vorwelt von der Nachwelt sind. Wie würde uns ietzt zu Muthe sein, wenn unsere Vorfaren nicht für uns gesorgt, oder wenn sie gar das Gute, das uns von selbst bevorstand, noch zerstört hätten? Ist es also nicht blos eigentlicher Dank — ist es weiter etwas, als blosser Ersatz und Wiedervergelt, wenn wir gegen unsere Nachkommen so brav handeln, wie die Vorfaren an uns! Ach, wie segnen wir z. E. die Vorwelt für das uns angesäete oder doch hinterlassene Bau- und Brennholz! Wie segnen wir sie für die uns gepflanzten Fruchtbäume, deren Grösse durch mehrere Menschenalter erst entstand! Wie segnen wir sie dafür, wenn sie so fest bauete, daß ihre Häuser ihr nicht etwa in ihrem Tode nachfielen, sondern daß ihre Enkel noch darin wohnen können! Wie segnen wir sie für die vor einem halben Jahrtausend uns gebaueten grossen Kirchen, deren Bau uns ietzt schier unmöglich fallen dürfte! Wie segnen wir sie für die urbargemachten Wüsteneien, für Aecker und Wiesen, für Kanäle,

für erfundene Künste und Wissenschaften, für ihre milden Stiftungen, ach, für ihre milden Stiftungen, und — für die Reformation!!! O lasset unsere Väter nicht braver gewesen sein, als wir sind! Sie haben gepflanzt, wir erndten; sie wussten oft, daß sie nicht mehr miterndten könnten, und pflanzten doch. Lasset uns auch pflanzen, wenn auch wir nicht die Erndte davon erleben. Sieh doch nur deine Fruchtbäume an, du Unedler; welche tragen dir am meisten? Sind es nicht die, welche dein Vorfar im dritten Gliede setzte? Nun, so oft du von ihnen deine Körbe füllest, so oft mache es dir zur heiligen Pflicht, auch wieder Bäume zu setzen, von welchen dein Nachkomm im dritten Gliede erst seine Körbe fülle, ia, in deren vollkommenen Schatten er sogar erst dankbar gegen dich ruhe. — Freilich gehört das Lob der Vorwelt, das wir hier anstimmen, nur derienigen, welche es verdient. Es hat auch schlechte Vorwelt gegeben. Wie oft klagen iezt noch Enkel über ihre Groseltern, die Alles durchbrachten — Gutsbesitzer über ihre Vorweser, die sich um nichts bekümmerten — Amtsnachfolger über ihre Vorgänger im Amte, die iede Unordnung einreissen liessen — Obrigkeiten über die Vorobrigkeiten, welche das Land mit ruchlosen Schulden behafteten — Völker über die Vorvölker, die sich als feige Memmen zu Sklaven hergaben! Lasset uns nicht das Böse, sondern das Gute nachthun, welches unsere Vorfaren thaten! Lasset uns in die Fusstapfen der wackern, aber nicht der schlechten Vorwelt treten! Wie wir diese nicht segnen können,

so werden sonst die Nachkommen auch uns fluchen, und das, was wir ietzt über böse Vorfaren denken, wird dasselbe sein, was unsere Nachkommen laut von uns reden werden.

Ein anderer Grund zur Thätigkeit für die Nachwelt — — Wer ist gern ein Menschenfreund und wird nicht vorzüglichgern solche Handlungen der Menschenliebe verrichten, durch welche und bei welchen er ganz und gar ohne allen Verdacht eigennütziger Absichten erscheint? Wir wissen ia Alle, wie der Neid und die Verleumdungssucht auf dieser Seite besonders an den schönsten Handlungen nagen. Das Wohlwollen für unsere Zeitgenossen ist uns nun allerdings zwar die heiligste Pflicht; wie unglaublich wäre es auch, daß ein Mensch für Menschen, die erst noch kommen sollen und die er noch nicht siehet, sorgen möge, der einem Leidenden, der vor seinen Augen leidet, Barmherzigkeit versagen könnte? Wenn die Gottesliebe eines solchen Menschen sogar bezweifelt wird, wie vielmehr seine Nachweltliebe. Ja, ia, ändert den apostolischen Ausspruch immer dahin ab — „Wer seinen Bruder nicht liebet, den er siehet, wie wird er den Bruder lieben, den er noch nicht siehet!“ Indessen ist und bleibt unser Wohlwollen für unsere Zeitgenossen doch eine Art von Saat, von der wir immer selbst noch miterndten, es sei nun bald mehr, oder bald weniger. Und, wenn der Selbstgewinn davon in weiter nichts bestände, als in dem Lobe, das wir dafür erhielten: so müssen wir es doch Jedem erlauben, daß er behaupte, wir hätten, um unser Lob zu hören, das menschenfreund-

liche Gute gethan. Bei unserem Wohlwollen für die Nachwelt fällt aber auch dieser feinste unter allen üblen Anstrichen weg. Da können wir so säen, daß wir gar nicht miterndten, ia, daß es unmöglich für uns ist, mitzuerndten. Auch das Lob der Nachwelt kann man nicht einmahl uns als Beweggrund zu unserer Menschenliebe anrechnen; denn wir hören es ia einst nicht mehr. Folglich ist Nachweltliebe die reineste, völliguneigennützigste, ia sogar allerunverdächtigste Menschenliebe. O wer wollte sie nicht ausüben?

Noch mehr Gründe zur Thätigkeit für die Nachwelt! — — Hier, auf dieser Seite erhebt sich die Menschheit ganz vorzüglich über die gesammte übrige Thierwelt. Die Thiere pflanzen sich blos fort und hinterlassen Nachwelt, ohne zu wissen, was sie thun. Bei weitem die wenigsten Arten derselben befassen sich mit einiger Fürsorge für ihre Jungen; ia, selbst diejenigen, die dis thun, thun es nur auf eine kurze Zeit. Der Mensch zeichnet sich schon in dem Triebe zu seinen Erzeugten gleich ungemein aus. Er erzieht seine Kinder weit länger, behält sie hernach lebenslang lieb und sorgt für sie, so lange er kann. Dis ist die Grundlage zur Nachweltliebe in weitläuftigerem Verstande, und diese ist in der That nichts weiter, als der ausgedehntere Trieb menschlicher Eltern zu ihren Kindern. Die Vernunft gesellt sich nehmlich hier dazu. Vermöge dieser hat der Mensch Begriffe von Zukunft überall und von spåter Zukunft, kann sich sie vergegenwärtigen, kann für sie Masregeln nehmen, Plane machen u. s. f. Er freuet sich also über das künftige Wohl

sei-

seiner Kinder, die er liebt, und ist mit Vorsatz thätig dafür; o wie weit ragt er dadurch schon über die Thiere hervor! Dehnt er diese seine Gesinnungen nun auch auf seine noch späteren Nachkommen, die er noch nicht einmahl sieht, ia, auf die gesammte Nachwelt, sie mag von ihm abstammen, oder nicht, mag nach dreissig, oder nach drei hundert Jahren auftreten, aus — welch eine Erhabenheit, in der er erscheint! Solche Nachweltliebe ist der höchste Vorzug des Menschen. Wo freuet sich, wo kann sich freuen ein Thier über die Zukunft seiner Nachkommen? Wo sorgt, wo kann sorgen ein Thier für selbige? Mensch, du kannst dich freuen darüber; so freue dich darüber. Mensch, du kannst sorgen dafür; so sorge dafür. Dann, nur dann behaupteſt du ganz die Würde deiner vernünftigen Natur; dann, nur dann hast du ausgebildete, höhere Humanität.

Ebenso — Man klagt oft über die Kürze unseres Seins und unserer Dauer auf Erden; hier ist ein Mittel, sie zu verlängern und auszudehnen — Thätigkeit für die Nachwelt ists. Durch diese leben wir im Tode noch fort; ia, wir können uns durch sie gar eine Art von irdischer Unsterblichkeit verschaffen. Wenn die Folgen unserer Handlungen nach uns noch fortdauern, ists nicht, als wirkten wir immer noch fort? Waren nun unsere Handlungen menschenfreundliche Handlungen, so wirken wir nicht nur, sondern segnen auch in ihren Folgen nach unserem Tode noch fort und erlangen eine schöne und heilige Unsterblichkeit. Stifte doch nur recht viel grosses und dauerhaftes Gutes, du Unzufriedener über dein kleines Jahrhundert

von Leben; der spätesten Nachwelt wird dann immer noch sein, als wankteſt du unter ihr herum und als sähe sie dich noch. Dir selbst wird aber auch noch so sein, als wankteſt du hier noch umher; denn du dauerſt ja in höheren Welten fort und nimmſt das Bewuſtsein deines gestifteten Guten mit in sie hinauf. Nun erwäge einmahl — hier noch Gutes wirken, wenn man schon droben ist; erwäge einmahl — droben und von dort her noch denken können, daß man hier unten noch wirke; kann es in iener Welt einen seligeren Gedanken für dich geben, als diesen? Dort wirſt du dann auch wieder neues Gutes wirken, und so lebſt du gleichsam ein doppeltes Leben und biſt edelthätig in zwei Welten zugleich. — O m. Br., ist es uns mit unserem Glauben an Unsterblichkeit überhaupt ein Ernst, so lasset uns dis dadurch vorzüglich beweisen, daß wir auch für Unsterblichkeit auf Erden sorgen!

Sind nicht Kinder heilige Gegenstände? Setzt man ihnen nicht Vormünder? Haben diese nicht heilige Pflichten gegen sie auf sich? Müssen diese nicht für sie reden, weil sie noch nicht für sich reden können? Müssen sie nicht ihr Vermögen gehörig verwalten und davon Rechenschaft ablegen? Müssen sie nicht für die Gründung ihrer gesamten zeitlichen Wohlfart sorgen? Wie, und noch ungeborne Menschen sollten nicht auch heilige Gegenstände sein, sollten nicht auch Vormünder haben? Wer sind aber diese? Wir, ihre Vorfaren, sinds. Wer setzte uns dazu ein? Die Natur, die höchste unter unsern Obern, thats. Die Vorwelt ist die Vormünderin der Nachwelt. O wehe

uns,

uns, wenn wir nicht auch heilige Pflichten für die Nachwelt anerkennen wollten! Wehe uns, wenn wir diese nicht auch treu erfüllten! Ruchlos handelt der, der nicht Wohlwollen gegen die Nachkommen hegt und ausübt!

Alle Geschlechtsfolgen und Generationen gehen hier nur durch und vorüber — von der frühesten Vorwelt an bis auf uns, und von uns an wieder bis zur spätesten Nachwelt. Jede Generation ist Nachwelt und Vorwelt zugleich. Jede nimmt von den vorhergehenden und mus den nachfolgenden wieder geben. In einer andern Welt werden die Generationen alle beisammen sein. Da wird der Vorfar dem Nachkommen Rechenschaft darüber ablegen müssen, ob er rechtschaffen an ihm gehandelt; da wird der Nachkomm dem Vorfar Rede darüber stehen müssen, ob er das hinterlassene Gute auch wacker angewendet hat. Wie schön wirds da sein, wenn auf einander gefolgte Geschlechter sich so zu lieben Ursache finden, wie sich hier Freunde lieben, die beisammen leben! Wie wohl wird uns da sein, wenn unsere Nachkommen uns vor Allen aufsuchen, um uns zu danken, daß sie es nach uns auf Erden auch gut hatten! Der Bau der Glückseligkeit der Menschheit ist Gottes Sache, von der ersten Generation an bis zur letzten. Gott wird Jeden lohnen, der daran arbeitete; vor Allen wird er die lohnen, welche aus Liebe und Eifer für seine Sache sogar in voraus, über ihr Grab hin und für die späteste Nachwelt, arbeiteten. Wer recht weise sein will, der thue iedes Gutes, das er thun kann,

und wenn er auch keinen Nutzen davon siehet; es ist unmöglich, daß es nicht über lang oder kurz Nutzen stiften sollte, und wenn es lange, lange nach seinem Ableben erst wäre. In Gottes Reiche gehe nichts verlohren. — —

Es ist noch die höchste Aeuserung der Nachweltliebe übrig, nehmlich — wenn man auch sogar für die Nachwelt leiden kann. — M. Br., wie könnten wir es übertrieben finden, daß man auch dis von uns fordere? Zwingt uns denn nicht zuweilen das Schicksal selbst dazu? Was thut die Mutter, welche kurz nach der Geburt ihres gesunden Kindes stirbt? Stirbt sie nicht für die Nachkommenschaft? Was thun iene Wackern, welche, durch unerträglichen Druck gezwungen, für die Freiheit kämpfen müssen und sie zwar erringen, aber nicht mehr für sich? Kämpfen sie nicht für die kommenden Geschlechter? O so ist es gewis die höchste Seelengrösse, wenn man solche Leiden für die Nachwelt sogar freiwillig übernimmt.

Es gibt besonders zwei Arten von dergleichen Fällen, worin man sich hiedurch auszeichnen kann. Die eine ist diese — wenn die Zeitgenossen sich durch unsere Thätigkeit für die Nachwelt aus grobem Eigennutz beeinträchtigt glauben. Da haben wir dann die Wahl, ob wir uns durch Aufgabe unserer Thätigkeit in Ruhe und Sicherheit stellen, oder ob wir durch Fortsetzung derselben mit den schwersten Hindernissen ringen und uns allen möglichen Verlusten aussetzen wollen. Die andere Art ist — wenn die Zeitgenossen sich gar anmassen, die Nachwelt zu beeinträchtigen und

wir

wir im Stande sind, ihnen dabei in den Weg zu treten. Da steht es uns ebenfalls frei, ob wir uns der Nachwelt, oder die Nachwelt uns, aufopfern wollen. Lasset uns ia nicht meinen, daß dergleichen Fälle nur selten vorkämen. Der gröbeste Eigennutz ist oft um uns her herrschend; nicht nur in einzelnen Familien, sondern auch in ganzen Gemeinheiten. Durch selbigen verleitet, veräusert oder verkauft man wohl gar Gerechtsame, die den Nachkommen so gut, wie den Jetztlebenden, gehören, und bedingt sich blos den Niesbrauch derselben für seine Person auf Lebenszeit aus; oder man schöpft ausser seinen eigenen Genüssen, welche man doch hat, und woran man Genug haben sollte, auch die Genüsse der Nachkommen in voraus zugleich weg; oder man trägt auf Theilung dessen unter die gegenwärtigen Personen an, was vermöge des Willens der Vorwelt auch für die kommenden Geschlechter erhalten werden sollte; oder man widersetzt sich wenigstens, solcher Einrichtungen wegen, welche den Nachkommen Gewinn und Segen von erster Grösse bringen könnten, eine kleine Einbusse zu leiden, ohne die sie nicht gemacht werden können. Hier, hier ist dann der Probirstein unserer Nachweltliebe, ob sie ächt sei, oder nicht; und so sei dann in solchen Fällen der Grundsatz, auf dem wir unbeweglich feststehen, dieser — Lieber leiden, als der Nachwelt etwas vergeben, das ihr mit Recht, oder doch nach Billigkeit, zukommt! Also — fortarbeiten für die Nachwelt, wenn das Fortarbeiten auch Verfolgung nach sich zöge, und anfangen entgegenzuarbeiten den Zeitgenossen, die an der

Nachwelt zu Räubern werden wollen, und wenn auch der Anfang gleich mit Verfolgung verknüpft wäre!

Die Zeitgenossen können für sich reden und wirken, und reden und wirken zu viel für sich; die Nachkommen können im Geringsten weder wirken, noch reden, für sich. Soll denn die eine von beiden Partheien ganz ohne Helfer, ganz ohne Sprecher sein? Wie, und wir könnten Beides für sie sein, und wollten nicht sein? Ist dis nicht die schönste Anwendung unserer Redekraft und unserer Thatkraft? Und wir wollten stumm sein und die Hände in den Schos legen? Wir wollten thun, als sähen wir nicht, was vorgeht, oder doch kalte und müssige Zuschauer dabei bleiben? O ihr Rechtschaffenen, auf und rüstet euch zum Kampfe, wenn es darauf angesehen ist, der Nachwelt an ihre Gerechtsame und Genüsse, an Freiheit, Gut und Leben zu greifen! Werdet die Anwalde der noch ungebornen Menschheit; übernehmet die grössesten Gefaren für sie und freuet euch der Leiden für sie! Nie, nie erscheinet ihr als Menschenfreunde so erhaben, als dann. Ist Thätigkeit für die Nachwelt schon die uneigennützigste Menschenliebe — o so hat der Himmel nur ein Beiwort für solche Menschenliebe, die sich sogar durch Leiden für die Nachwelt äusert.

Wir haben ia in der That in solchen Fällen auch nur die Wahl unter den Flüchen; ohne Fluch kommen wir nicht durch. Dulden wir die Leiden für die Nachwelt, so trift uns der Fluch der Zeitgenossen; dulden wir sie nicht, so wartet der Fluch der Nachwelt auf uns. Jener ist ein ungerechter Fluch; dieser der aller-

gerech-

gerechteste. Wollen wir, wenn wir einmahl verflucht sein müssen, nicht lieber ungerechterweise verflucht sein?

Daß wir den Fluch der Zeitgenossen hören und seine Wirkungen empfinden, mus uns ihn doch nicht so wichtig machen können. Wie lange hören wir ihn denn; wie lange empfinden wir seine Wirkungen? Gott — um einer so kurzen Spanne von Leben willen sollten wir auf den schönsten Adel unseres Herzens Verzicht thun und lieber Verräther an der Menschheit werden? Und — wenn kein Leben weiter auf den Tod folgte, auch dann lieber noch als Rechtschaffener ins Nichts zurückkehren! So denken, das heisst, mit seiner sittlichen Natur auch der Vernichtung trotzen. Aber fühlet, fühlet euch doch auch als Unsterbliche, ihr unverführbaren Freunde der Nachwelt! Euch wird das Bewustsein eures bewiesenen höchsten Edelmuths in iene Welt begleiten und da ewig eure Freude sein; in iene Welt, wohin euch die Nachkommen folgen, die euch, die ihr für sie sogar leiden konntet, mit einer Verehrung dafür lieben werden, die an ihre Verehrung Jesu grenzt.

Und — auf diesen, auf diesen erhabensten unter allen Nachweltliebenden nun noch den letzten Blick, m. Br.! Er kam, um die Vernunft und ihren Gebrauch frei zu machen, und fing damit bei seinem Volke an. Ein Theil seiner Zeitgenossen, die Priesterschaft, fand sich dadurch sehr beeinträchtigt und bethörte seine ganze Zeitgenossenschaft, daß sie die angebotene Freiheit nicht annahm. Was that er?

Er lies nicht nach, dis grösseste der Güter der Menschheit wiederzuverschaffen; er litte und starb dafür, um es wenigstens der Nachwelt zu erringen; er errangs urd die Nachwelt nahms mit Freuden an. Darum, ach darum hat ihm Gott einen Nahmen gegeben, der über alle Nahmen ist; darum hat ihn Gott für den Herrn, für das Oberhaupt in seiner moralischen Welt, für den Ersten unter den Menschen, erklärt. O — wollen wir seine wahren Gläubigen sein, so lasset uns vorzüglich auch hier in seine Fusstapfen treten! Lasset uns für die Nachwelt bei ieder Gelegenheit thätig sein, wie Er — lasset uns, wenn der Fall eintritt, für die Nachwelt leiden können, wie Er!

LVII.

Christus ist nicht immer da, wo es heisst, daß er wäre.

Am 25. Sonnt. n. Trinit.

Ueber Matth. XXIV. V. 26 u. 27.

Wenn man zu euch sagen wird — Christus ist in der Wüste, so gehet nicht hinaus; oder — Christus ist in der Kammer, so glaubets nicht. Denn wie der Blitz ausgeht von Osten und auch gleich scheint bis gen Westen, so wird sein die Zukunft des Menschensohnes.

Meine Brüder. Jesus, der doch selbst zu kommen versprach, warnte auch zugleich zu glauben, wenn es heissen würde, er sei da. Dis Geschlecht, sprach er, wird nicht vergehen, bis daß Alles geschehe — Es stehen noch Einige hier, die nicht eher sterben werden, bis sie den Menschensohn kommen gesehen haben; dennoch sprach er auch — Wenn nun Jemand zu euch sagen wird, siehe, hier ist Christus, oder da, so sollt ihrs nicht glauben.

Die Vereinigung beider Arten von Aussprüchen, welche sich einander zu widersprechen scheinen, hat uns Jesus selbst auf der Stelle gleich leicht gemacht. Die Ursache nehmlich, warum man es nicht glauben solle, wenn es hiesse, er, der zu kommen versprochen, sei wirklich da, war diese, weil seine Ankunft von der Art sein würde, daß ihn Alle auf einmahl sähen, und so urplötzlich, daß nicht so viel Zeit sein würde, daß Einer erst zum Andern sagen könnte, er habe ihn schon hier oder da gesehen, kurz — blitzmässig.

So war's dann auch in der That. Ewigwahr, was er sagte — Himmel und Erde werden eher vergehen, als daß meine Worte unerfüllt bleiben sollten. Das eine Wort — Es stehen noch Einige hier u. s. w. — ist erfüllt worden; noch lebten Einige von denen, welche ihn gehört hatten, als er kam, oder erlebten den Sieg des Christenthums über das Judenthum.

thum. Das andere aber — wie der Blitz ausgeht u. s. w. — auch; auf die Zerstörung des Tempels folgte unmittelbar dieser Sieg.

Indem aber Jesus iene Warnung überhaupt zu geben für nöthig hielt, muste er doch voraussetzen, daß es vor seiner wirklichen Ankunft zuweilen heissen würde, er sei schon da. Hier hören wir dieses von ihm selbst — „Viel werden kommen und meine Person annehmen, und sagen, Ich sei es und die Zeit sei herbeikommen; folget ihnen nicht nach, schlaget euch nicht zu ihnen.“ „Es werden viel falsche Christusse aufstehen und grosse Zeichen und Wunder thun; siehe, ich hab' es euch vorhergesagt, sehet euch also vor und lasset euch von ihnen nicht verführen.“

Unter diesen falschen Christussen, welche seine Person annahmen, verstand er die Häupter der Unzufriedenen seiner Nation, welche unter dem Vorwande, daß sie der Messias und der Befreier der Nation wären, Prediger des Aufruhrs gegen die Römer sein würden. Vernünftige sollten nicht auf sie hören, weil er es nie in der Art gehabt hätte, Aufruhr zu predigen, und weil es äuserstgefärlich wäre, mit ihnen Parthie zu machen. Jeder solle um so mehr vor ihnen auf seiner Hut sein, weil es keine Köpfe von gemeinem Schlage, sondern Leute von grossen und geheimen Kentnissen, sein würden, die die Vorurtheile der Nation, den Glauben an Wunder und Zeichen, so listig zu benutzen wissen würden, daß auch die besten Menschen leicht denken könnten, Gott selbst fordere

sie

sie durch selbige auf, sich unter ihre Aufruhrsfahne zu stellen.

„Siehe, ich habe es vorhergesagt" — ia, und auch dis zugetroffen. Nicht nur die folgende iüdische Geschichte bezeugt solches, sondern Johannes klagte auch selbst über dergleichen Widerchristusse zu seiner Zeit und warnte vor ihnen.

Diese falschen Christusse beschleunigten durch ihre Aufruhrspredigten das Ende des iüdischen Staats, womit der Sieg der christlichen Religion über die iüdische verbunden war, und wurden also in der Hand der Providenz das Mittel, das Kommen des Menschensohnes selbst zu beschleunigen. —

Lasset uns nun zu dem Satze zurückkehren, der aus Jesu eigenem Munde kam — Christus ist nicht immer da, wo es heisst, daß er wäre. Wozu aber dieser Satz noch in unsern Zeiten? — könnte Mancher fragen. O m. Br., unter Christus verstehen wir ietzt freilich nicht mehr die Person Christi — wer würde ietzt nicht Jeden für einen Wahnsinnigen erklären, welcher sagte, er sei der Herr Christus? in Irrhäusern fällt zuweilen dergleichen vor — aber wir verstehen doch darunter die Lehre Christi, das Christenthum. Sollte uns in diesem Verstande iene Warnung Jesu nicht noch ganz äuserstwichtig sein? Wird nicht auch Viel für Jesu Lehre ausgegeben, das es gar nicht ist? Würde nicht Jesus bei vielen Lehrsätzen des Kirchenglaubens ausrufen — wenn sie euch sagen, da wäre ich, das hätte ich gelehrt, so glaubets nicht, es ist

nicht wahr . . . ? Nun, so stehe dann diese Warnung auch für uns noch fest, nur in einem andern Verstande, nehmlich so — —

Es ist nicht Alles Christenthum, was dafür ausgegeben wird. Im gemeinen Leben drückt man sich auch wohl so aus — Es ist nicht Alles Gottes Wort, was so klingt. — —

Erstlich gibt man noch häufig genug sogar solche Lehrsätze für Christenthum aus, für die man auch nicht einmahl eine Stelle aus den Reden Jesu selbst anführen kann, durch deren willkürliche Auslegung etwa auch nur dergleichen herausgebracht werden könnten. Spätere Lehrer haben sie ganz und gar erfunden, und man kann von verschidenen derselben sogar den Erfinder heute noch angeben. Solchen Lehrern war das Christenthum bald zu kurz, bald zu einfältig, bald zu uneinträglich für die Lehrer, bald die Lehrergewalt nicht ausdehnend und die Lehrerherrschsucht nicht begünstigend genug, u. s. w. Wer den Kirchenglauben kurz vor der Reformation und die ursprüngliche Lehre Jesu gegen einander hält, der mus in der That vor ienem zurückschaudern. Nun hat zwar Luther die Ausfegung dieses Sauerteigs sehr männlich begonnen und den Antichrist häufig aufgedeckt; aber es sind noch Ueberreste genug von ienem geblieben, und dieser treibt noch immer unter dem Schleier des wahren Christus sein Unwesen in der doch nur evangelisch seinwollenden Kirche.

Man zeige z. E. eine Christusstelle dafür, daß der Mensch von Natur in der Gemeinschaft des Teufels

fels stehe, und daß die Kinder durch die Taufe erst aus selbiger zur Gemeinschaft Gottes gelangten.... Nicht einmahl, daß Jesus auch nur die Kindertaufe gewollt, kann man beweisen; geschweige dann, daß er die Kinder gar für Besessene erklärt habe, aus welchen der Teufel durch die Taufe ausgetrieben werden müsse. Mag es doch immer sein, daß er, wenn er gewisse schwere Krankheiten heilte, dem damahligen iüdischen Sprachgebrauche nachgab und von sich sagen lies, er treibe Teufel aus. Mag es sein, daß er in solchen Fällen aus derselben Ursache sich dieser Redensart selbst bedient; ia, daß er sogar einst wirklich gesprochen — Fahre aus, du unsauberer Geist, von dem Menschen. Hat er denn irgendwo gesagt, daß aus iedem Menschen Teufel auszutreiben wären? Hat er das Fahre aus zum Formular bei der Taufe eingesetzt? Als er dis sprach, hatte er ia einen Erwachsenen, und zwar einen erwachsenen Wahnwitzigen vor sich, von dem hernach ausdrücklich gesagt wird, daß er wieder vernünftig geworden. Wie passt denn dis auf neugeborne Kinder? Ja, wenn ein Kind bald nach der Geburt epileptische Zufälle, dergleichen man auch Teufel nannte, zeigte und ein Arzt es davon befreiete, so könnte von diesem in altiüdischer Sprache gesagt werden, daß er den Teufel aus selbigem vertrieben. Hier ist ia aber nicht von körperlichem Bösen die Rede, wovon die Kinder durch die Taufe befreiet werden sollten, sondern von Seelenbösem. Hat denn da Jesus nicht buchstäblich gelehret, daß in den Kindern noch das Reich Gottes

sei? Wie kann denn also der Teufel mit Gott zugleich sein Reich in ihnen haben? Dessen ungeachtet aber treibt man noch in ganzen evangelischen Ländern den Teufel bei der Taufe aus... O wehe unserem aufgeklärten Zeitalter! So oft wir dabei sein und so etwas hören müssen, lasset uns denken — hier ist nicht Christus.

Man zeige ferner einen Ausspruch Christi darüber, daß vor dem Abendmahle die Beichte vorhergehen müsse. Lies er seine Apostel erst beichten, ehe er es ihnen austheilte? Sagte er das Geringste davon, daß diese in Zukunft die Christen vor dem Liebesmahle erst beichten lassen sollten? — Dessen ungeachtet dauert diese offenbare Menschenerfindung auch in der evangelischen Kirche, die doch nur Einen für ihren Rabbi, nehmlich Christum, erkennen will, noch fort, nur in verschidenen Gestalten, und selbst evangelische Lehrer widersetzen sich oft, wenn die Privatbeichte auch nur in allgemeine Beichte verwandelt werden soll, ebenso hartnäckig, wie sich nur Pfaffen widersetzen mochten, als Luther blos die sogenannte Ohrenbeichte abbrachte. Man sage zur Vertheidigung dieser kirchlichen Anstalt, was man will, sie ist nicht zu vertheidigen; genug — hier ist nicht Christus. Selbst, wenn sie auch nur als Vorbereitung zum Abendmahle gelten soll, ist diese doch nicht zweimahl nöthig. Der Sinn des Abendmahls kann unmittelbar vor dem Genusse den Leuten von neuem zu Gemüthe geführt werden, damit sie das Gehörige dabei denken. Mehr ist doch wohl als Vorbereitung nicht nöthig; dis kann aber in we-

nig

nig Perioden geschehen, und es ist ohnehin besser, wenn es unmittelbar vor dem Genusse geschieht. Wo nun dieses vollends wirklich auch schon zu geschehen pflegt, wozu da noch eine Vorbereitung Tags vorher? Aber es ist nicht nur hier nicht Christus, sondern es steht um das ganze Beichtwesen auch noch weit schlimmer; denn es entsprang aus den unreinsten Quellen. Herrschsucht über die Gewissen der Laien brachte es auf. Wenn Jeder den Lehrern alle seine Sünden erzählen und sein ganzes Herz aufdecken muste, welche Gewalt bekamen diese dadurch auf ihre Pfarrkinder — welche Einflüsse auf die Familien, ia, auf ganze Länder und Reiche, sobald sie Beichtväter der Grossen waren! Die Geschichte der Letzteren ist daher ausser der Geschichte der hohen Kebsweiber gewis die heilloseste in der ganzen Geschichte der Menschheit. Was nun Herrschsucht aufgebracht hatte, das pflegte die Geldsucht noch mehr. Den neuesten Beweis hievon liefern solche evangelische Prediger, welche darum wider die Einführung der allgemeinen Beichte sogar sind, weil sie dadurch am Beichtgelde zu verliehren fürchten.

Man zeige ebenso ein einziges eigenes Wort Christi darüber auf, daß Fasten aus Religion beobachtet werden sollen. Das that Jesus wohl, daß er ein besseres Benehmen bei dem Fasten lehrte, weil es einmahl Sitte war und man es sogar zur Heuchelei und Scheinheiligkeit misbrauchte. Nirgends aber hat er es befohlen; vielmehr weis Jeder, wie er seine Jünger, die gar nicht fasteten, darüber in Schuß nahm,

als ihnen die ruhmräthigen Pharisäer, die wöchentlich zwei Fasttage hatten, deshalb Vorwürfe machten. Auch sein eigenes ehemaliges Fasten, welches ganz andere Ursachen hatte, hat er nachher nie zum Beispiele für uns hingestellt; viel weniger hat er gesagt, daß es iährlich gefeiert und — mit Fastnachtslustbarkeiten angefangen werden solle. Evangelische Christen handeln vollends abscheulich, wenn sie Fastnachten feiern, da sie doch nicht einmahl die Fasten selbst eigentlich mehr feiern. Es leuchtet ia auch in die Augen, daß das wahre menschliche und christliche Fasten nur darin bestehen könne, daß man immerwährendmässig lebe; als wovon iene iüdischen Fasttage ebenfals nur das Bild sein sollten. Dennoch aber schreibt man noch in evangelischen Ländern grosse Fasttage aus. Auch hierbei mus es erlaubt sein zu sprechen — hier ist nicht Christus.

An diesen Beispielen sei es genug, wenn davon die Rede ist, daß es sogar noch Lehren in der Kirche gebe, für welche auch nicht ein einziges Wort Jesu angeführt werden kann, durch dessen willkürliche Auslegung sie auch nur zu beweisen wären. Es ist also nicht Alles Christenthum, was dafür ausgegeben wird. — Noch weit Mehr aber gibt man für Christenthum aus, was man durch willkürliche Erklärung gewisser Stellen Jesu erst in dasselbe hinein trägt. Hiermit ward freilich sehr früh in der Kirche der Anfang schon gemacht. Die Christen aus dem Judenthume wollten im Christenthume wiederfinden, was sie aufgegeben hatten; wie z. E. die Opferidee, welche sie mit dem

Tode

Tode Jesu verknüpften, gar deutlich beweiset. Die Heiden versuchten eben dis, besonders die Philosophen unter selbigen, welche zum Christenthum übergingen; wie z. E. die Lehre von drei Personen in dem einigen göttlichen Wesen ebenfals deutlich beweiset. Bald gab man ihnen nach, bald nicht. So entstanden Streitigkeiten über die Auslegung der Christusstellen, auf die sich iede Parthei berief. Es wurden Kirchenversammlungen gehalten, über die wahre Auslegung zu entscheiden; aber nicht die Wahrheit immer siegte in selbigen, sondern die stärkere Parthei. Nach eigenmächtiger Bestimmung dieser wurden Glaubensbekentnisse aufgesetzt und zur Glaubensrichtschnur erhoben, bei deren ersteren man, wenn man es lieset, gleich ausrufen mus — Hier ist nicht Christus. Endlich bauete man ganze Lehrsisteme; man bauete sie aber nicht aus dem Evangelienbuche, sondern aus sich, und suchte dann erst aus dem Evangelienbuche die Beweisstellen dazu auf, welche freilich oft nicht anders, als durch die offenbarste Gewalt, dazu umgemodelt werden konnten. Sollte der nicht aber noch ein feinerer und gefärlicherer falscher Christus sein, m. Br., der sich mit Jesu Worten zu decken sucht? Sollte dieser nicht die Auserwählten sogar, die gutherzigsten Menschen, verführen können? Leider geschah dann dis auch, und mit grössester Bigotterie nahmen Millionen Rechtschaffene Alles auf das Wort ihrer Lehrer an, was diese in Jesu Worte hinein trugen. Dadurch spielte die Kirchengewalt den kühnsten Streich, dadurch befestigte sie sich fürchter-

lich, daß sie, wenn sie auch das Lesen des Evangelienbuchs erlaubte, doch sich zur einzigen machthabenden Erklärerin desselben aufwarf, und bei Bannstrahlen befohl, wie einzig und allein Christus ausgelegt und verstanden werden sollte. Man liesse es ia wohl gelten, daß die Laien sich bei der Auslegung von ihren Lehrern zur Hand gehen und rathen lassen müsten, weil man von diesen voraussetzen darf, daß sie sich auf die Kunst, auszulegen, besser verstehen, als iene; wer gab ihnen aber als Auslegern ein Zwangsrecht? Und wie, wenn sie nun die deutlichsten Stellen Christi, welche ieder Laie verstehen kann, absichtlich in ein heiliges Dunkel hüllen? Oder wie, wenn es ihnen gar an den gehörigen Sprachkentnissen fehlt, um den Helfer bei der Auslegung mit Ehren vorstellen zu können? Und — war denn dis nicht vor der Reformation fast überall der Fall? Hat Vater Luther nicht den Lehrern seiner Zeit die unglaublichste Unwissenheit laut genug vorgeworfen? Dieser ehrwürdige Mann hat dann auch in der That Viel von dem, was durch willkürliche Erklärung der Worte Jesu in den Kirchenglauben gekommen war, wieder auf die Seite geräumt, und es ist bekannt, wie sehr er auch sogar dagegen war, daß man wirklichchristliche Lehren mit solchen Schriftstellen bewiese, welche sie bei richtigerer Erklärung nicht bewiesen. Wenn er aber auch einer der besten Ausleger seiner Zeit war, so konnte er doch dabei nicht weiter gehen, als seine Kentnisse und die damahligen Kentnisse überhaupt ihm verstatteten. Christus blieb daher doch für ihn noch oft da stehen, wo Chri-

stus

stus eigentlich nicht war. Seit seinen Tagen aber hat die Kentnis der heiligen Sprachen, wie die Auslegungskunde überhaupt, die herrlichsten Fortschritte gemacht; so ist es gewis, daß er, wenn er heute wiederkommen könnte, an vielen Orten, wo er Christum noch stehen lies, mit uns zugleich ausrufen würde — Hier ist doch nicht Christus.

Beruhet z. E. die Lehre von der Gottheit Jesu, wie sie gewöhnlich vorgetragen wird, nicht blos auf willkürlicher Auslegung folgender und ähnlicher Christusstellen — „wer mich siehet, der siehet den Vater“ — „ich und der Vater sind eins“ —? Hat Jesus nicht anderweit sich deutlich genug erklärt, wie er dis verstanden wissen wolle? Hat er nicht ausdrücklich gesagt, daß Gott grösser sei, als er? Hat er unsern Gott nicht auch seinen Gott genannt? Gesetzt also auch, die Apostel wären weiter gegangen, als er selbst, so dürften wir doch nur bei seiner Rede bleiben. Aber auch diese Wahrheitsfreunde sind durch die Auslegungskunde unserer Zeiten gerechtfertigt. Wie war es auch nur möglich, vom Paulus z. E. so etwas zu glauben, der ausdrücklich das Glaubensbekentnis ablegte — „wir haben nur einen Gott, den Vater“ — vom Paulus, der Jesum dadurch von Gott unterschied, daß er ihn den Herrn nannte, wozu ihn Gott erst gemacht habe, so, daß er es nun sei zur Ehre Gottes, des Vaters — vom Paulus, der einen Kaiser einen Bösewicht nannte, welcher sein Bild im Tempel Gottes aufstellen lies und vorgab, er sei Gott...?

Beruhet ferner die Lehre vom seligmachenden Glauben, wie sie gewöhnlich vorgetragen wird, nicht ebenfals auf willkürlicher Auslegung solcher Christusstellen, wie diese etwa sind — „Wie Moses in der Wüsten eine Schlange erhöhet hat, so mus der Menschensohn erhöhet werden, auf daß Alle, die an ihn glauben, das ewige Leben haben" — „wer da glaubt und getauft wird, der wird selig werden" —? Hat denn aber Jesus nicht ebenfals oft genug mit grössester Deutlichkeit gesagt, daß er unter dem Glauben nichts Anderes, als die Annahme und Befolgung seiner Lehre, verstehe? Sprach er nicht — „wer meine Worte hört und nicht glaubt, der hat schon seinen Richter an meinen Worten selbst" — „ihr seid meine Freunde, wenn ihr thut, was ich euch gebiete" — bleibet in mir; wenn meine Lehre in euch bleibt, wenn ihr meine Gebote haltet, dann, nur dann bleibet ihr in mir" —? Wann hat im Gegentheile Jesus eine Silbe darüber gesagt, daß der gerecht- und seligmachende Glaube in zuversichtlicher Ergreifung und Zueignung seines Verdienstes bestehe? Da etwa, als er ausrief — „Es werden nicht Alle, die zu mir Herr, Herr, sagen, ins Himmelreich kommen, sondern die den Willen meines Vaters thun" —? Da etwa, als er sagte — „Dadurch wird mein Vater geehret, wenn ihr viel Frucht bringet" —? Da etwa, als er sprach — „Ei du frommer und getreuer Knecht, du bist über Wenig treu gewesen, ich will dich über Viel setzen — den unnützen Knecht aber, der mir nicht einmahl Interessen von meinem Kapitale verschafft hat, werfet in die äuser-

äuserste Finsternis hinaus“ —? Hat Jesus etwa dadurch, daß dieser Schalksknecht seinem Herrn Schuld gab, daß er gern schneide, wo er nicht gesäet habe, seinen Gläubigen lehren wollen, daß sie schneiden könnten, wo sie nicht gesäet hätten? Wo redet er denn von seinem vollgültigen Verdienste für uns, daß wir es ergreifen könnten? Doch wohl da nicht, als er sagte, daß er gekommen sei, das Gesetz nicht aufzuheben, sondern zu erfüllen, oder, das Sittengesetz nicht ungültig, sondern vollgültig zu machen, und es in seinem ganzen Umfange uns erst einzuschärfen? Ist sein Verdienst, oder seine Erlösung, etwas Anderes, als unsere Befreiung durch seine Lehre von Meschensatzungen, von allem Aberglauben und von aller Sünde? Kann uns dis Verdienst, diese Erlösung, anders zu Statten kommen, als wenn wir seine Lehre annehmen und befolgen? Und dis, nur dis heisst an ihn glauben; ein solcher Glaube heisst mit Recht ein seligmachender Glaube — denn er gibt Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, d. h. wahre Frömmigkeit, nicht aber Gerechtigkeit, die nur vor Menschen gilt, oder eine blos fromme Aussenseite, wie sie die Beobachtung der jüdischen Kirchengesetze und Kirchengebräuche gab.

Beruhet nicht ebenso die Lehre von der Wiedergeburt, wie sie gewöhnlich vorgetragen wird, auf willkürlicher Auslegung iener Christusstellen — „Ihr müsset von neuem geboren werden“ — „Es sei dann, daß Jemand von neuem geboren werde, so kann er das Reich Gottes nicht sehen“ — „Warlich, ich sage euch,

wer

wer nicht geboren wird aus dem Wasser und Geist, der kann nicht in das Reich Gottes kommen" —? Sprach denn Jesus dis Alles nicht zu einem Juden, und noch dazu zu einem pharisäischen Juden? Hatte dieser nicht die fleischlichsten oder sinnlichsten Begriffe vom Reiche Gottes? Hatte er sie nicht in den Schulen seiner Sekte erlernt? So war er also, als vom Fleische geboren, Fleisch. Sollte er diese seine groben Begriffe nicht ablegen und die geistigen dafür annehmen, welche Jesu Lehre enthielt? Wer aus dieser seine Begriffe vom Reiche Gottes sammlet und so vom Geiste geboren wird, der ist Geist. Dis war aber für alle pharisäische Juden so eine grosse Verwandlung, daß sie mit Recht einer abermahligen Geburt oder Widergeburt glich. Wie kann nun dis auf uns angewendet werden? Hat denn Einer von uns iene pharisäischen Vorstellungen vom tausendjährigen Reiche ie gehabt, daß er sie erst hätte ablegen müssen, oder noch ablegen müste? Wir haben ia Alle gleich durch die Lehre Jesu die richtigeren Vorstellungen vom Reiche Gottes erhalten; wozu bedarf es denn bei uns einer Wiedergeburt? Diese könnte ia in der That in nichts Anderem bestehen, als darin, daß wir nun die pharisäischen Vorstellungen davon annehmen sollten.... Und wie hat man des Ausdrucks „Wasser" wegen gar auf eine Wiedergeburt durch die Taufe fallen können? Wo ist auch hier nur der geringste Fingerzeig weiter auf die Taufe? Verwechselt Jesus nicht unmittelbar darauf den zusammengesetzten Ausdruck „Wasser und Geist" mit dem einfachen „Geist"? Bedeutet

deutet Geist nicht seine von aller groben Sinnlichkeit entfernte Lehre? Diese aber ein geistiges Wasser zu nennen ward er durch den grobsinnlichen Einwurf des Nikodemus veranlasset. Genug, die Sache war, daß der Pharisäer von neuem geboren werde, womit dann Jesus auch schlos, wie er damit anfing. Thun sollte er, als wenn er wieder ein zartes Kind wäre und noch nie in der Schule seiner Sekte etwas gelernt hätte; in die Schule des Evangeliums sollte er kommen und da ohne vorgefasste Meinungen und ohne allen Widerspruch den richtigeren, aber ganz entgegengesetzten Unterricht einnehmen. Auf eine ähnliche Weise nannte auch Paulus, nicht die Taufe, sondern das Evangelium ein Bad der Wiedergeburt oder der Erneuerung des heiligen Geistes; denn er setzt ausdrücklich hinzu, daß dieser heilige Geist durch Jesum Christum ausgegossen werde. Johannes spricht dann wieder dafür — aus Gott geboren sein; Jakobus dafür — von Gott gezeugt worden sein durch das Wort der Wahrheit, oder durch das Evangelium; Petrus dafür — wiedergeboren sein aus dem lebendigen Worte Gottes, das ewiglich bleibt, oder durch die ewige Religion des neuen Bundes u. s. w. Wenn mithin nun auch die Apostel von einer Wiedergeburt reden, so ensteht doch dadurch keine besondere Lehre des christlichen Glaubens. Sie sprechen ia ebenso von einer Erleuchtung, von einer Bekehrung, von einer Reinigung, von einer Helligung, von einer Erneuerung, die durch den Geist, durch die Lehre Jesu,

durch

durch das Evangelium, durch Jesum Christum, geschehen sei. Sie sehen diese Ausdrücke insgesamt als gleichbedeutend an und verwechseln sie mit einander; daß dadurch also offenbar die ganze weitläuftige Lehre von den verschidenen Gnadenwirkungen des heiligen Geistes in sich selbst zerfällt. Sie verstehen aber auch überall nichts darunter, als die edlere Verwandlung der Meinungen und Gesinnungen, welche durch den christlichen Unterricht bei ehemalsgewesenen Juden und Heiden erfolgt war; so, daß also, weil wir weder aus Juden, noch aus Heiden erst Christen geworden sind, die ganze damit gemeinte Sache uns im Geringsten nichts angeht.

An diesen Beispielen sei es abermals genug, um zu beweisen, daß Viel für Christenthum ausgegeben werde, was blos durch willkürliche Erklärung gewisser Christusstellen erst in dasselbe übergetragen worden ist. — — Man gibt aber endlich auch Manches für Christenthum aus, was Jesus vom Judenthume einstweilig blos noch stehen lies. Da lässet es dann zwar so, als wenn Christus da wäre, aber er ist doch in der That nicht da.

Wir müssen nehmlich bei Lesung unseres Evangelienbuchs stets eingedenk sein, daß der grosse Reformationsplan Jesu eigentlich in zwei Theile zerfiel. Erstlich wollte er das Judenthum blos von den neueren Zusätzen, vorzüglich von den pharisäischen, reinigen; hernach aber sollte es ganz der uralten und ursprünglichen Religion, der Religion der Patriarchen, der Vernunft-

nunftreligion, wieder Platz machen. Man sage nicht, daß, wenn er das Letztere sogleich bewirkt hätte, das Erstere gar nicht nöthig gewesen wäre; es wäre dis offenbar unter seinem Volke zu Viel auf einmahl gewesen, und — er hätte gar nichts geleistet. So unternahm er für seine Person, als ein weiser Reformator der Welt, blos das Erstere, gab aber über das Letztere schon Winke, die den Klugen verständlich genug waren, und die auch die Priester recht gut verstanden, und machte in geheim seinen Aposteln auch wirkliche und sehr ausgedehnte Aufträge deshalb. Dis waren die Schlüssel des Himmelreichs, welche er ihnen überreichte und worüber er ihnen so viel ins Ohr sagte, das sie nach seiner Zeit erst von den Dächern lehren sollten. Gingen denn die Apostel hernach nicht auch wirklich weiter, als er selbst? Stiessen sie nicht wirklich das Judenthum um? O m. Br., wenn Alles, was Christus noch stehen lies, deshalb auch Christenthum sein soll, so mus es auch noch Beschneidung, verbotene Speisen, Sabbat, Tempel, Opferthiere, Opferpriester u. s. w. geben. Gab er aber nicht auch, indem er das Alles noch stehen lies, schon Fingerzeige genug, daß es nur vor der Hand noch stehen bleibe? Beschrieb er nicht die wahren Abrahamiten durch Leute, die nicht, wie Abraham, beschnitten wären, sondern die, wie Abraham, dächten und thäten? That er nicht den Ausspruch, daß nichts ausser dem Menschen sei, das ihn unrein machen könnte, wenn es in ihn einginge, weil es nicht in sein Herz, sondern in seinen Magen, ginge?

ge? Sagte er nicht, der Sabbat wäre für den Menschen da und also eine blosse Einrichtung für Zeit und Umstände? Weissagte er nicht die Nähe iener Tage, wo Gott nur im Geiste und in der Wahrheit verehrt werden und wo weder an Tempel, noch an Alles, was Tempelgesetz sei, mehr gedacht werden werde? Entlies er nicht ienen Gelehrten, der ihm gleichsam die Frage vorlegte, ob nicht ein gutes Gemüth gegen Gott und Menschen Mehr wäre, als Brandopfer und alle Opfer, mit der Antwort — du bist nicht fern vom Reiche Gottes —? Nun und also — so ist auch das Uebrige, was Jesus noch vom Judenthume einstweilig stehen lies, deshalb, weil er es noch stehen lies, nicht Christenthum, und Christus ist an iedem Orte unseres Kirchenglaubens, wo dergleichen noch steht, darum nicht wirklich da, weil er da zu sein scheint. Genug, daß er auch hierüber schon deutliche Winke genug gab, daß es nicht auf immer stehen bleiben sollte.

So steht es z. E. mit dem Judenteufel. Wo in unsern Glaubensbüchern die Lehre vom Teufel und von seinen bösen Wirkungen und Einflüssen abgehandelt wird, da ist nicht Christus. Jesus fand den Teufelsglauben so eingewurzelt und herrschend bei seiner Nation, daß er ihn schlechterdings nicht auf einmahl ausrotten konnte, sondern seinen Vergang aus sich selbst durch das Licht des Evangeliums nur erwarten durfte. Er trieb doch aber die Unterteufel aus und lehrte sie austreiben, und erklärte sich ausdrücklich dahin, daß er auch den Oberteufel schon im Geiste wie einen Blitz vom Himmel fallen und verlö-

schen

schen sehe. Was war dis anders, als ein Ausdruck seiner Freudigkeit darüber in voraus schon, daß es bald um alle Furcht vor der Gewalt des Teufels und um allen Teufelsglauben selbst geschehen sein werde? Jesu ganzer Unterricht über Gott war die wahre Verbannung und Austreibung des Teufels von der Erde. Wohin das Licht des Evangeliums dringt, von da flüchtet der Teufel, dieser Fürst der Finsternis, diese oberste unter allen Misgeburten des dummsten Aberglaubens. Was braucht man Mehr zu hören, um den ganzen Teufelsglauben wegzuwerfen, als das einzige Wort Jesu — „Fürchtet euch nicht; ihr seid doch wohl Mehr, als alle Sperlinge in der Welt? Nun sage ich euch, daß auch nicht ein Sperling ohne Gottes Willen umkomme; so ist dann gewis auf eurem Haupte iedes Haar gezählt und ihr dürfet nicht bange sein, daß euch irgend Jemand ohne Gottes Willen das Geringste thun könne.“ So lehrte auch Jesus ausdrücklich, daß das Böse aus dem Herzen selbst, aber nicht vom Teufel, komme; und, damit nicht Jemand doch meine, der Teufel gebe es dem Herzen ein, so setzte er hinzu, ein böser Mensch bringe es aus seinem eigenen bösen Herzensschatze, aus der Sammlung seiner von Jugend auf unter andern Menschen angenommenen schlechten Gesinnungen und Gewohnheiten, hervor. In der ganzen Lehre vom Teufel ist also nicht Christus.

Ebenso steht es mit der Judenauferstehung. Auch in dieser Lehre ist nicht Christus da, sondern scheint blos da zu sein. Die eigentliche Auferstehung, oder

die Auferstehung des Fleisches, welche die Pharisäer, als zum tausendjährigen Reiche gehörig, lehrten, war noch das Einzige, was unter den Juden, als Volk betrachtet, vom Glauben an ein künftiges Leben zu finden war. Hätte Jesus diese Lehre geradezu verworfen, so würde es ihm unmöglich gewesen sein, seine Landsleute und Zeitgenossen von der Wahrheit eines zweiten Daseins nach dem Tode zu überreden. Die feineren Begriffe von Auferstehung der Todten auf der Stelle, von Ausbildung eines neuen Körpers durch den Tod selbst, kurz, von ununterbrochener Fortdauer im Tode hätten sie auf keinen Fall gefasst. So hätten sie den alten Glauben fahren lassen und den neuen nicht angenommen, und wären also völlige Sadducäer geworden. Daß sie dis aber nicht würden, darum muste es doch wohl Jesu, dem Veredler der Menschen, am meisten zu thun sein? Dessen ungeachtet gab er aber Winke genug, daß er die Auferstehung blos als ein Bild gebrauche, wodurch er die Lehre von der Fortdauer im Tode versinnlichen wolle. Nicht nur, daß er auch den Bösen eine Auferstehung ankündigte, und zwar eine Auferstehung zum Gerichte; sondern er sagte auch ausdrücklich, die Auferstehungsstunde käme nicht nur, sondern wäre auch schon iezt. Er verwechselte den Ausdruck Auferstehung mit dem Ausdrucke Leben — „ich bin die Auferstehung und das Leben.“ — Er versicherte, daß wer recht lebendig an ihn glaubte, gar nicht sterbe, und fragte die Person, zu der er dis sprach, hernach ausdrücklich — glaubst du das? Ja, wie wäre es noch

mög-

möglich, Jesum länger miszuverstehen, wenn man lieset, daß er sterbend noch geglaubt habe, heute schon im Paradise zu sein! So geschah ia wohl seine Auferstehung an seinem Sterbetage schon???

Nicht anders steht es auch mit dem Judenhimmel und mit der Judenhölle. Auch da, wo die gewöhnlichen Vorstellungen von diesen beiden noch stehen, ist Christus nicht da, sondern scheint nur da zu sein. Die Pharisäer hatten ebenfalls die grobsinnlichsten Begriffe von der Glückseligkeit im tausendjährigen Reiche dem Volke beigebracht. Das höchste sinnlichste Wohlleben muste dazu alle seine Bestandtheile hergeben. Hätte da Jesus seinen Zeitgenossen von höherer Weisheit und Tugend im künftigen Leben vorpredigen wollen, so würden sie dabei gegähnt haben. Er musts also dabei gut sein lassen, daß sie dort reiche Leute zu sein, herrlich zu schmausen, sich prächtig zu kleiden u. s. w. hofften. Mit der Beschreibung des künftigen unseligen Zustandes muste er es natürlicherweise dann auch so halten. Sie musten von ewigem Feuer, von ewigen Würmern dort u. s. w. hören. Aus ewiger Gewissensqual würden sie sich nichts gemacht haben. Hat denn Jesus aber nicht auch hierüber Winke genug gegeben, wie er verstanden sein wollte? Rieth er nicht, solche Schätze zu sammlen, die die Diebe nicht raubten, die Motten nicht fräßen u. s. w.? Sprach er nicht von gesättigtem Hunger und Durste nach Gerechtigkeit? Lies er die Frommen nicht in seines Vaters Reiche leuchten, wie die Sonne? Verglich er nicht den künftigen Zustand mit dem Zu-

stande der Engel, wie man sich diesen damals nehmlich dachte? Beschrieb er nicht das ewige Feuer als ein Feuer, wie es für den Teufel passte? Lies er nicht den Reichen in der Hölle bei dem Anblicke des Lazarus und bei dem Zurückdenken an seine Brüder Gewissensbisse empfinden? Nun, so müssen wir ebenfalls glauben, daß Jesus alle iene sinnlichen Vorstellungen auch nur aus Noth stehen lies, und daß sie für uns nur als Bilder gelten können, welche hohe Seligkeit und Unseligkeit des künftigen Zustandes andeuten sollen. ——

Alle diese angestellten Betrachtungen bewahrheiten also unwiderleglich den Satz, daß nicht Alles Christenthum sei, was dafür ausgegeben wird. Wie nöthig ist demnach iene Warnung Jesu auch noch für uns — wenn sie zu euch sagen, hier ist Christus, da ist Christus, so glaubts nicht!

„Wie, so wäre Christus ia wohl am Ende nirgends? So dürften wir wohl gar keinem christlichen Unterrichte glauben?“ —— O m. Br., wie sollte dis folgen? Die Sache ist nun nur, daß wir den Unterricht prüfen, ob er auch wirklich christlich sei, und daß wir unterscheiden lernen, ob Christus irgendwo sei, oder ob es nur so heisse, daß er da sei. Liegen denn aber nicht in unsern vorigen Betrachtungen die Regeln hierzu wirklich schon alle da? Erste Regel — wofür auch nicht einmahl zum Scheine nur eine Christusstelle angeführt werden kann, da ist Christus nicht, und wenn es zehenmahl so hiesse. Zweite Regel — wo etwas offenbar nur durch eine willkürliche Erklärung aus wirklichen Christusstellen erzwungen wird, da

ist

ist Christus nicht, und wenn die Erklärung tausend Jahre alt wäre. Dritte Regel — wenn es von irgend etwas sonnenklar ist, daß Jesus es blos der alten Juden wegen einstweilig nur noch stehen lies, solches aber schlechterdings zu seinem übrigen Unterrichte nicht passt, und er daher auch schon Winke gab, daß es nach seinem Tode wegfallen sollte, so ist auch da Christus nicht, wenigstens für uns nicht mehr. Unter diese letzte Regel gehören dann auch alle iüdische Vorstellungsarten christlicher Lehren und alle Herablassungen zu den schwachen Begriffen der Juden, welche wir bei den Aposteln, vom Briefe an die Römer an bis zum Briefe an die Hebräer, antreffen. Wir sind nie Juden gewesen und als solche erst zum Christenthume übergetreten; folglich ist auch in ihnen allen nicht Christus für uns da. Freilich aber helfen uns alle diese Regeln nur alsdann, wenn wir das Evangelienbuch fleissig lesen; und darum kann man die Christen nicht genug hierzu ermuntern. Sollte denn aber uns selbst nicht Alles daran liegen, daß wir, so oft es heisst, hier ist Christus, da ist Christus, wüsten, ob er auch wirklich da wäre, oder nicht? O evangelische Christen, schätzet doch eure Freiheit recht, die euch euer Luther so schwer erkämpfte!

Der schöne Vergleich, welchen Jesus zwischen seinem Kommen und dem Blitze anstellte, gibt uns in der That einen noch kürzeren Weg an die Hand, um dahinter zu kommen, ob Christus irgendwo wirklich sei, oder nicht. Man kann getrost sa-

gen — wo Christus sein soll, da mus er mich anblitzen.

Wie der Blitz aufgeht vom Morgen und auch gleich im Abend leuchtet, so ist das Kommen des Menschensohnes — was Christenthum sein soll, das mus man schnell einsehen und begreifen können. Anblitzen mus uns die Wahrheit davon. Wir müssen in dem Augenblick gleich uns zu sagen gezwungen fühlen — ia, das mus wahr sein. Was sich schnell anschliesst an ausgemachte Grundsätze der Vernunft, das ist Christenthum.

Wie der Blitz aufgeht vom Morgen und auch gleich im Abend leuchtet, so ist das Kommen des Menschensohnes — was Christenthum sein soll, dessen heilsamen Einflus auf uns müssen wir gleich fühlen. Anblitzen mus uns der Nutzen davon. Wir müssen auf der Stelle gleich zu sagen uns genöthigt sehen — ia, das macht selig. Was schnell das Herz im Guten stärkt und wahrhaftig zufriden macht, das ist Christenthum.

Christen, Christen, sobald ihr also etwas glauben sollet, das ihr gar nicht begreifen könnet, so sprechet getrost — hier ist nicht Christus. Er wäre ia sonst in der Kammer, er, der sich immer so öffentlich zeigte; so gebet euch nicht einmahl die Mühe, in die Kammer zu gehen — er ist nicht in der Kammer. Und ebenso, so bald ihr etwas glauben sollet, was nicht im Geringsten nützt und frommt, so sprechet ebenfals getrost — da ist nicht Christus. Das wäre ia eine wahre Wüste, wohin man euch zu ihm wiese; so gebet euch noch weniger die Mühe, den weiten Weg nach der Wüste zu gehen — er ist nicht in der Wüste.

LVIII.

Ueber die Schätze im Himmel.

Am 26. Sonnt. n. Trinit.

Ueber Luc. XII. V. 33.

Verkaufet, was ihr habt, und gebet Allmosen Machet euch Säckel, die nicht veralten — einen Schatz, der nimmer abnimmt im Himmel, an den kein Dieb kommt und den keine Motten fressen.

Hier, Vater, gibt es noch viel Reiche, die du blos reich machtest und die es ohne all ihr Zuthun sind; dort aber wird Jeder arm sein, der sich nicht selbst reich gemacht hat. Hier, hier sollen wir diesen Reichthum für dort sammlen; reich an guten Werken sollen wir werden. O so las uns Gutes thun und nicht müde werden, damit wir einen recht grossen Schatz im Himmel haben! — —

Meine Brüder. Das Evangelium, welches uns iezt auch äuserlich auf allen Seiten so glücklich macht, bewirkte für seine ersten Bekenner ganz das Gegentheil. Jeder, wer zu Anfange des Christenthums ein Christ ward, setzte sich dadurch der Gefar aus, arm und elend, nackend und blos zu werden, ohne Dach und Fach umherzuirren, um Familienpflege in Krankheiten, um alle Sicherheit, ia selbst um seine Freiheit, wo nicht gar ums Leben, zu kommen. Seine eigenen Mitbürger, ia, seine eigenen Hausgenossen wurden wohl seine Feinde und gaben ihn an; und so war's um sein ganzes zeitliches Glück geschehen. Hierdurch wurden nicht nur Viele abgehalten, das Evangelium anzunehmen, wie Jesus selbst bald einsah; sondern in welch einer iammervollen Lage musten sich auch die Mehresten von denen, die es angenommen hatten und wirklich Bekenner desselben waren, befinden, wenn andere Christen, die durch ihre

angesehenen Verbindungen, oder durch grössere Entfernung von dem verfolgenden Arme nichtchristlicher Obrigkeit, oder sonst durch Zufall, ein besseres Schicksal hatten und im Besitze ihres gesamten Eigenthums blieben, oder auch nur einen Theil davon gerettet hatten, sich ihrer nicht brüderlich annähmen!

Von hieraus mus man dasienige erklären, was Jesus kurz vor seinem Tode sprach — „Wenn der Menschensohn in seiner Herrlichkeit kommen wird, dann wird er die zur Seligkeit seines Reichs einführen, welche ihn, wenn er hungrig war, gespeiset, wenn er umherirrete, beherbergt, wenn er nackend war, gekleidet, wenn er krank, oder gefangen, war, besucht haben. Und wenn dann diese aus Bescheidenheit dis Lob von sich ablehnen werden, weil sie ihn selbst nie speisen, beherbergen, kleiden und besuchen können, indem sie ihn nie hungrig, umherirrend, nackend, krank und gefangen gesehen: so wird er ihnen zur Antwort geben — was ihr gethan habt Einem unter den Geringsten meiner Brüder, das habt ihr mir gethan.“

Unter diesen Geringsten unter seinen Brüdern verstand er eben alle dieienigen Bekenner seines Evangeliums, welche durch dasselbe in die armseligsten und elendesten Umstände gerathen waren und also recht eigentlich für Jesum litten. Dieser sollten sich die Wohlhabendgebliebenen, die Glücklicheren unter den Christen annehmen; mit ihnen sollten sie Alles theilen — damit sie nicht aus Noth wieder abfielen oder ganz trostlos ihren gethanen Schritt beseufzten, und

damit

damit die Ausbreitung des Christenthums um so weniger Hindernis fände, wenn die, welche seintwegen alles verlassen sollten, sich doch Hofnung machen könnten, von ihren Mitchristen unterstützt zu werden. Dis ists, was Jesus damit sagen wollte, daß diese das, was sie an ienen thäten, gleichsam ihm selbst thäten. Das Christenthum ward nehmlich durch solche liebevolle Unterstützungen armer und verunglückter Christen offenbar befördert. Und für diese Beförderung des Christenthums, für diese an Christen Christo erwiesene Wohlthaten sollte die schönste Seligkeit seines Reichs der Lohn sein.

Nun — einen stärkeren Beweggrund zur Unterstützung seiner unglücklichen Bekenner konnte Jesus den glücklicheren doch wohl nicht angeben? Er stellte sich als den Austheiler der Seligkeit, welche der Vater bereitet hätte, hin und fügte ausdrücklich hinzu, daß er sie nur denen zu Theile lassen werde, welche sich menschenfreundlich gegen ihre leidenden Mitchristen gezeigt und durch Liebe gegen diese ihre Liebe zu ihm, der nicht mehr gegenwärtig gewesen, an den Tag gelegt hätten.

M. Br., wenn dann nun also auch diese Aeuserung Jesu in unsern Zeiten im eigentlichen Verstande nicht mehr anwendbar ist, sollte doch nicht im Allgemeinen der Satz in ihr liegen, daß auch uns nur menschenfreundliche Handlungen zur Seligkeit iener Welt einführen werden? Doch, wozu die mittelbare Herausziehung dieses Satzes aus einer Redestelle Jesu? Jesus hat ihn ia auch unmittelbar genug vorgetragen. „Machet euch Säckel, die

nicht

nicht veralten; sammlet einen Schatz, der nie abnimmt, im Himmel" — und, wollte man erst noch darüber streiten, worin der Schatz im Himmel, die Grundlage unserer künftigen Seligkeit, bestehe, so beugt er allem Streite damit vor, daß er ihn selbst auf das deutlichste bestimmt — „Gebet Allmosen" helfet, dienet Andern, übet menschenfreundliche Handlungen aus, wo ihr wisset und könnet.

So wäre dann also dis der höchste Preis menschenfreundlicher Handlungen — sie sind Schätze, für iene Welt gesammlet; sie begründen unsere künftige Glückseligkeit; sie sind es, die dort uns reich und selig machen. O lasset uns doch hiervon uns lebendig überzeugen, damit wir Menschenfreundschaft aller Art mit höchstem Eifer ausüben mögen! — — —

Mag es doch immerhin den Reichen unserer Tage eine übertriebene Zumuthung zu sein scheinen, wenn Jesus sagt — Verkaufet, was ihr habt, und gebet Allmosen; sie sollen ia auch ietzt nichts verkaufen, wenn sie sonst nicht wollen. Ihren Ueberflus sollen sie nur, statt ihn zu verschwenden, oder zu verschliessen und zu verscharren, zu Ausübungen der Menschenliebe anwenden. Sie sehen ia doch, daß das wahr sei, was Jesus auch sagte, daß Niemand davon lebe, daß er viel Güter habe, oder daß Ueberflus an sich blos nicht glücklich mache, und daß derienige am Ende ein Thor sei, welcher sich nur Schätze sammlet und nicht reich in Gott, oder nicht reich an guten Gesinnungen, Neigungen und Hofnungen ist, die allein nur wahre Zufriedenheit gewähren. Wenn sie doch ihren

Reich-

Reichthum einmahl so lieben, sollten sie ihre Liebe zu ihm nicht vernünftig einrichten? Sie befeufzen es, daß sie ihn im Tode nicht mitnehmen können; warum denn nicht mitnehmen? Hier ist ein Mittel dazu; in Handlungen der Menschenliebe, welche sie mit ihm verrichten, können sie ihn allerdings mitnehmen, aber auch auf diese Art einzig und allein nur. Wie, und sie wollen ihren Schatz ganz auf Erden zurücklassen und dort muthwillig arm sein? Wär's nicht klüger, sie theilten ihn, hinterliessen die Hälfte davon nur den oft lachenden Erben und sammleten sich selbst mit der andern Hälfte einen Schatz im Himmel?

Doch — wer wollte den sogenannten Reichen den Vorzug allein zugestehen, daß sie sich Schätze im Himmel sammlen könnten? Nein, auch der Aermste mus dis können; sollte denn der Himmel blos Himmel für die Reichen sein? Jede Anwendung unserer Kräfte zum Besten Anderer ist ein Goldstück, für iene Welt zurückgelegt. Jesus deutete schon hierauf hin, wenn er nicht nur von Sättigung der Hungrigen und von Kleidung der Nackenden, sondern auch von blosser Behülflichkeit an Krankenbetten, von blossen menschenfurchtlosen Besuchen Unschuldiggefangener sprach. Jeder Mensch, wenn er auch nicht Geldkräfte hat, hat doch Kräfte, zu helfen und zu dienen, und oft solche Kräfte, die alle Geldkraft überwiegen. Der Eine hat Knochenkraft, der Andere Verstandeskraft; der Eine Muthkraft, der Andere Redekraft; der Eine Ermunterungskraft, der Andere Besänftigungskraft, u. s. w. Jeder diene dem Andern mit der Gabe, die er

von

von Gott empfangen hat. Jeder, wer so thut, der legt sich dadurch einen guten, ia den sichersten Grund aufs Zukünftige, um einst der ewigen Seligkeit theilhaftig zu werden. Hier sind die Worte des Paulus in einem andern Sinne anwendbar — „welche wohl dienen, die erwerben sich selbst eine gute Stufe“ — lasset uns immer hinzusetzen — im Himmel.

Dis Alles sollen wir iedoch nicht so verstehen, als müste Gott iede menschenfreundliche Handlung dort besonders belohnen, und als sollten wir sie nur in der Absicht thun, um dort dafür von Gott belohnt zu werden; Gott ists ia nicht, der den Schatz dort uns erst bereitet, wir sammlen ihn uns hier selbst. Jede gute Handlung ist an sich ein Beitrag zu dieser Sammlung; iede gute Handlung belohnt uns selbst.

Wenn Paulus sagt, daß die, welche wohl dienen — obgleich in einem andern Verstande — sich dadurch eine gute Stufe erwerben, so setzt er auch hinzu — und eine grosse Freudigkeit im Glauben in Christo Jesu, d. h. eine hohe christliche Religionsfreudigkeit. Hier mögen wir in der That die erste Erklärung davon finden, wie menschenfreundliche Handlungen unser Schatz im Himmel sein müssen. Nicht nur gute Handlungen selbst, wenn wir sie verrichten, haben viel Angenehmes für uns, sondern auch das Bewustsein davon bleibt uns hernach noch lebenslang süs. Wem sollte nicht immer von neuem wieder wohl werden, so oft er daran denkt, wie er einst menschliche Thränen getrocknet und einer Menschennoth ein Ende gemacht habe? Dis Bewustsein vie-

ler solcher Handlungen hat die Wirkung, daß es bald eine gewisse stille Freudigkeit über unser ganzes Wesen verbreitet, dergleichen durch nichts Anderes bewirkt werden mag. Sehet nur unsere wahren und unermüdeten Menschenfreunde an — sind sie nicht immer ruhigheiter? bedürfen sie erst sinnlicher Ergötzlichkeiten, um vergnügt zu werden? blicken sie nicht Jedem unbefangen ins Gesicht? stört sie der Neid, oder die Verleumdungssucht? fordern sie in eigenen Bekümmernissen fremden Trost? Dis ists, daß ihnen ihr Herz sagt, daß sie wahrhaftige Menschen sind, daß sie Seelenadel haben und ihre grosse Bestimmung erfüllen. Wer dis Bewustsein hat, der hat Alles; denn er ist reich in Gott. Bei Christen kommt nun vollends noch das besondere Bewustsein hinzu, daß sie durch Menschenliebe auch einzig und allein wahres Christenthum und ächten Glauben an Jesum ausüben. Drang denn Jesus nicht immer auf Liebe? Wollte er nicht einzig und allein seine Gläubigen daran erkennen, wenn sie Liebe gegen einander hätten? Gebot er, blos im Allgemeinen und obenhin zu lieben und es nur bei guten Gesinnungen bewenden zu lassen, oder bestand er nicht vorzüglich auf gute Handlungen und darauf, daß man lieben solle, wie er geliebt habe? Er aber, der nur gekommen war, um zu dienen, hat uns ie und ie geliebt und sich selbst für uns dahin gegeben. Daran haben wir erkannt seine Liebe, daß er sein Leben für uns gelassen hat, und wir sollen auch das Leben für die Brüder lassen können. So kommt dann zur allgemeinen Freudigkeit des Menschen-

schenfreundes auch noch besondere und hohe christliche Religionsfreudigkeit hinzu. Ich bin wahrer Mensch — ich bin wahrer Christ — dis sind die Vorstellungen, die schon sein Schatz hier, sein Himmel auf Erden sind. Nun, und ebenso sind sie auch einst sein Schatz im Himmel. Die Menschenseele bleibt im Tode, was sie ist, und dasselbe Wesen. Das Bewustsein, viel edle Handlungen verrichtet zu haben, begleitet uns auch in iene Welt und verbreitet da dieselbe Freudigkeit über unser ganzes Wesen, wie hier. Diese Freudigkeit wird so ewigfortdauernd sein, als wir selbst; denn wodurch sollte sie ohne unser Ende ie ein Ende haben können? Darum nannte Jesus diesen grossen Menschenschatz einen Schatz, der nimmer abnimmt im Himmel; darum bediente er sich zur Beschreibung seiner Fortdauer und Unverliehrbarkeit der sinnlichen Volksbilder, daß die Diebe nicht nach ihm graben, die Motten ihn nicht fressen und der Rost ihn nicht verzehren könnten. Nimmt man nun noch dazu, daß hier der Menschenfreund im Genusse seiner Freudigkeit noch oft gestört wird, weil er weder über seinen Körper, noch weniger über die Natur um sich her, gebieten kann, und weil die Menschen, unter denen er lebt, nicht Alle moralischgut sind — o wie gros wird dann dort erst seine Seligkeit, die er aus ihr schöpft, sein, wenn alle diese Störungen derselben wegfallen! Mit welchem Gefühle der Würdigkeit wird er alles das äuserliche Gute geniessen, das iene Welt doch auch haben mus; und wie wird ihm ienes Gefühl dieses Gute noch unendlich

lich verschönern! So legte dann ein so kurzes Leben, wie das gegenwärtige war, dadurch, daß er es der Menschenfreundschaft widmete, den Grund für ihn zu frohen Ewigkeiten — o wie wird er über den unendlichen Einflus desselben sanft erstaunen; wie wird er sich ewig dafür segnen, daß er es auf die rechte Weise, in unzuermüdender Thätigkeit für Andere, zubrachte! Sagt, Menschen, die ihr alle eure Kräfte nur für euch anwendet, sagt ihr besonders, die ihr euren äuserlichen Ueberflus blos verschwelget und verprasset — wohin denket ihr? Warlich, ihr habt euren Lohn dahin. Ihr habt für euch gesorgt und zur Ungebühr gesorgt; wie, dafür erwartet ihr noch weiter etwas? Ihr habt euch gesättigt, gekleidet u. s. w.; seid ihr dadurch nicht satt und bedeckt geworden? Was wollet ihr denn noch dafür? Kann euch etwa das Bewustsein erfreuen, daß ihr euch gesättigt und gekleidet, übergesättigt und übergekleidet habt? Speiset hungrige Andere, kleidet nackende Andere; bittet die zu Gaste, die euch nicht wieder bitten können, so wirds euch, wie Jesus sagt, vergolten werden in der Auferstehung der Todten, d. h. das Bewustsein hiervon wird euch ewig erfreuen. Sagt ihr, die ihr blos zusammenscharret, die ihr in den ersten funfzig Jahren euch selbst nicht an euren Mammon waget und den Termin immer weiter hinaussetzet, da ihr auch nur Selbstgenus davon zu schöpfen anfangen wollet, fällt euch denn gar nicht ein, daß es, wenn endlich der Termin um ist, Tags vorher heissen könne — In dieser Nacht wird man deine Seele von dir fordern und wes wirds sein,

das du gesammlet hast? Dann lasset ihr euren Schatz ganz und gar zurück und nehmet nicht einmahl das Bewustsein mit, daß ihr mit ihm euch, geschweige Andern, etwas zu Gute gethan habet. Dann werdet ihr dort in euren eignen Augen nicht nur als gewesene Menschenfeinde, sondern sogar als gewesene Selbstfeinde, da stehen und eure Thorheit, wie eure Härte, verwünschen. Dis, dis wird dann die ewige Pein sein, in die ihr gehen werdet, wenn die Menschenfreunde in das ewige Leben gehen. Mit grosser Freudigkeit werden diese dann wider euch stehen, die ihr ihre Arbeit verworfen habet; ihr aber werdet mit Reue und Angst des Geistes seufzen — das sind die, die wir für ein lächerliches Beispiel hielten und deren Eifer in der Liebe wir verspotteten — — wir Narren hielten ihre Art, für Andere zu leben, für eine unsinnige Lebensart — wie sind sie nun gezählt unter die Kinder Gottes, wie ist nun ihr Erbe unter den Heiligen, ihr Schatz im Himmel so gros!

Lasset uns noch einmahl an iene Worte des Paulus zurückdenken — welche wohl dienen, die erwerben sich selbst eine gute Stufe; eine zweite Erklärung liegt hierin davon, wie menschenfreundliche Handlungen unser Schatz im Himmel sein werden. Paulus verstand nehmlich unter den Dienern die Gehülfen der Aeltesten oder der Vorsteher, welche unter der Aufsicht Dieser damals die Armen- und Krankenpflege besorgten, die die Apostel ganz nach dem Willen Jesu für die erste und unentbehr-

lehrlichste Kirchenanstalt ansahen. Er suchte also auch diese Leute zur unermüdeten Verwaltung ihres Amts dadurch zu ermuntern, daß er ihnen vorstellte, wie sie sich dadurch den Weg bahnten, einst zu höheren Stellen zu gelangen und z. E. Aelteste und Vorsteher selbst zu werden. Er betrachtete dis nicht als einen blossen Kirchenlohn für sie, sondern er nahm die Sache von der Seite, daß sie sich durch Treue und Eifer auf nideren Stellen am gewissesten und natürlichsten die Tüchtigkeit zu höheren erwürben. Und — von dieser Seite lasset uns nun auch alle unsere menschenfreundlichen Handlungen betrachten; so werden wir einsehen, daß sie unser Schatz im Himmel sind. Sollte es denn möglich sein, daß wir denken könnten, daß unsere Seligkeit in iener Welt im Müssiggange bestehen würde? Wo hätte Jesus dergleichen gelehrt? Da doch wohl nicht, als es hies — ei du frommer und getreuer Knecht, du rechtschaffener und zum Guten eifriger Mensch, du bist über Wenig getreu gewesen, nun will ich dich über Viel setzen? Da doch auch wohl nicht, als es hies — Nehmet dem faulen Knechte auch den Centner, den er noch hatte, und gebet ihn dem, der zehen Centner hat? Aber — spricht nicht der Verfasser des Briefs an die Ebräer, daß noch eine Ruhe dem Volke Gottes vorhanden sei, und daß, wer zu seiner Ruhe einst gekommen sei, auch von seinen Werken ruhe??? M. Br., hier redet ia der Apostel von den Juden; er spricht ausdrücklich vom Volke Gottes, und gedenkt na-

mentlich des Josua, der selbiges zur ersten, zur bürgerlichen Ruhe gebracht hatte. Juden also hält er vor, daß sie die kirchliche Ruhe, zu welcher sie durch Jesum gelangen sollten, noch höher schätzen und zu dieser Ruhe einzukommen suchen sollten. Sie sollten, meinte er, sich durch das Evangelium von den Werken, von den jüdischen Gebräuchen und von allen äuserlichen ermüdenden Zurüstungen zur Verehrung Gottes befreien lassen und dann so gleichsam von der Aengstlichkeit, mit der sie sonst iene immer beobachten musten, sich erholen. Kann denn also der glücklichere und freiree Zustand eines Judenchristen unter irgend einem Bilde treffender vorgestellt werden, als unter dem Bilde der Ruhe?.. Wie müssen wir uns aber vor uns selbst schämen, dieses Bild zum Bilde unseres Zustandes in iener Welt zu machen! Wie, hier wollten wir nützlichere Menschen gewesen sein, als dort? So bestiegen wir ia keine höhere Stufe nicht nur, wir fielen ia von der Stufe, auf der wir hier standen, tiefer herab. Hilf Gott, welch eine Vorstellung von Ausbildung und Vervollkommung unserer Natur! Und, wie können wir vollends Ruhe und Unthätigkeit zum Bilde unseres seligeren Zustandes in iener Welt machen? Was mag denn wohl einem vernünftigen und guten Menschen ietzt schon mehr zur Last sein, als Müssiggang und Langeweile? Warlich, nur Männer, die hier einen Abend und alle Abende, welche Gott für unsere Halbkugel werden lies, verspielten, oder gar Tag und Nacht am Faraotische zubrachten, können sich den Himmel

für

für Männer so denken; nur Weiber, die es entweder nicht besser machten, oder die ihre Zeit mit Klätschereien verlebten, können sich den Himmel für Weiber so vorstellen. Der rechtlichdenkende, der edle Mensch findet sich wie gestraft, wenn er einmahl an einem ganzen Tage nichts Nützliches verrichten kann. Dann aber, dann geht seine Seligkeit an, wenn er in gemeinnützige Rege kommt — dann, dann wächset sie, wenn er trotz aller Hindernisse glücklich fortarbeitet — dann, dann wird sie vollkommen, wenn er das fertige gute Werk vor sich hinstellt und ausruft, es ist vollbracht. Nun, so ist es unmöglich, daß es dort anders sein werde. Der menschliche Geist bleibt derselbe, und das, was ihn hier nur selig macht, wird auch dort nur ihn selig machen. Soll er also einst dort noch seliger sein, als hier, so mus er dort auch noch höhere nützliche und gemeinnützige Werke, noch weit grössere menschenfreundliche Handlungen verrichten. Was für welche dis sein werden? — o lasset doch, Spötter über Menschenwerth und Menschenhoheit, die Frage bis dahin ausgesetzt sein, wenn erst erscheinen wird, was wir dort sein werden. Konntet ihr euch denn schon als Kinder einen Begrif von den Aemtern machen, welchen ihr nun als Männer vorstehet? Dis aber wustet ihr und es ward euch tausendmahl gesagt, daß ihr, wenn ihr nichts lerntet, auch einmahl nichts könntet; dis ward euch als Jünglingen noch gesagt, daß ihr euch zu eurem künftigen Amte vorbilden und vorüben müstet, wenn ihr mit Ehren darum anhalten, oder nicht als Anhaltende

bei der Prüfung zurückgewiesen werden wolltet. So lasset es also immer sein, daß wir euch die Arbeiten und Geschäfte iener Welt nicht beschreiben können; genug, der Mensch ist zur Thätigkeit bestimmt, er ist zur Gesellschaft, mithin auch zur Thätigkeit für Andere, bestimmt, und so wird sein künftiger Beruf auch in noch höheren menschenfreundlichen Handlungen bestehen. Wer weis denn, ob nicht auch das äuserliche Glück dort ins Unendliche erhöhet werden können werde? Wer weis, welche Beiträge wir dazu für Andere leisten können werden? Müssen wir aber nicht tüchtig dazu sein, wenn wir sie leisten können sollen? Wodurch erlangen wir aber diese Tüchtigkeit? Es ist dieselbe Frage, als wenn die Diener der Aeltesten, oder die Diakonen zu der Apostel Zeiten fragten — wodurch werden wir tüchtig, Aeltesten einmahl zu werden? Paulus antwortete — diene wohl, sei als Diakon brav. Erworbene Fertigkeit in kleineren Geschäften gibt die natürlichste Tüchtigkeit zu grösseren Geschäften derselben Art. Wer so hat, dem wird gegeben. Sei also hier gern Menschenfreund im Kleinen, so wirst du es dort im Grossen sein können; und, wie du dann hier mässige Seligkeit davon hattest, daß du es im Kleinen warst, so wirst du dort die höchste Seligkeit davon haben, wenn du es im Grossen sein wirst. Du baueſt dir dadurch eine gute Stufe, eine Stufe im Himmel, und kommst einst gleich geschickt zu den Geschäften des Himmels an. So sind demnach auch von dieser Seite die Ausübungen der Menschenliebe aller Art der Schatz, welchen wir für den

Him-

Himmel sammlen müssen. Und — mag es doch sein, daß Menschen, die sich ganz in die grobsinnlichsten Genüsse versenkt haben, dis unbegreiflich finden, und wohl gar ein Hohngelächter darüber aufschlagen; wer den Karakter der menschlichen Natur, Thätigkeit zum Guten, noch nicht ganz verleugnet hat, der erwägt wenigstens alle diese Worte in seinem Herzen. Unbrauchbar, völlig unbrauchbar wirst du dort da stehen, Untheilnehmender, Unbehülflicher, und daher auch unselig, völlig unselig. Und, wolltest du dort erst Brauchbarkeit erwerben, so müstest du doch wenigstens Trieb dazu haben; hast du aber auch wohl nur den Trieb, dich von Gott brauchen zu lassen, hier gebildet und gepflegt?

Menschenfreundliche Handlungen sind unser Schatz im Himmel — der dritte Beweis hierüber lässet sich noch leichter führen. Lasset uns doch nur erwägen, daß die, gegen die wir sie ausüben, Unsterbliche sind, wie wir, daß sie uns dorthin vorangehen, oder nachfolgen, kurz, daß wir in einer und derselben zweiten Welt am Ende wieder so beisammen sein werden, wie iezt in einer und derselben ersten Welt. Was hilft es uns denn iezt zum wahren Lebensgenusse, daß wir unter Tausenden leben, wenn nicht Einige darunter sind, mit denen wir in näheren Verbindungen stehen? Wenn wir daher an einem ganz fremden Orte sind und wir treffen da zufälligerweise auch nur einen alten Bekannten an, wie froh sind wir über den glücklichen Fund! Welche Verbindungen sind aber an Sanftheit, und doch auch an Kraft, denen gleich, die reine und warme

Menschenliebe stiftet? Gewis, hier sind wir es uns zu sehr bewust, daß uns nicht ein blos thierischer Naturtrieb, sondern unser eigener freier Wille, gutherzig macht, und dis gewährt uns ein edles Selbstgefühl. Dieienigen, welchen wir da Gutes erzeigen, wissen dis ebenso, wie wir, und lieben uns, wenn sie auch gefühlvolle Menschen sind, gewis noch mehr dafür, als wenn wir als Blutsfreunde oder Verwandte ihre Gutthäter würden. Wer fand daher ie in der Fremde irgend einen Solchen wieder, den er vor Jahren im Vaterlande beglückt hatte, und glaubte nicht einen wahren Schatz daselbst an ihm zu finden? Wie, und wir wüsten, daß wir in eine zweite Welt eingingen, und wollten, da wir doch könnten, nicht dafür sorgen, daß wir Menschen in ihr anträfen, mit denen wir hier in so süssen Verbindungen standen? Wir wollten unsere menschenfreundlichen Handlungen, durch die wir iezt solche Verbindungen stiften, nicht als unsern Schatz im Himmel betrachten? Ach hier, hier lasset uns doch recht sinnlich davon überzeugt werden, daß wir, wenn wir einst hochglücklich sein wollen, iezt Andere beglücken müssen. Erwäget doch nur gleich anfangs, daß iene innere Freudigkeit, welche dort, wie hier, die Grundlage aller unserer Seligkeit sein wird, aus dem Bewustsein unserer Herzensgüte entspringe. Wann können wir aber dieses Bewustsein unherbeigerufener und auch deutlicher haben, als wenn Menschen uns umgeben, die unsere Herzensgüte in hoher Masse erfaren haben? Verbinden sich nicht bei ihrem Anblick gleich in uns selbst damit die Rückgedanken an das,

was wir ihnen gethan? Versinnlichen sie uns also nicht recht unsere Herzensgüte? Wie hoch mus daher aber auch unsere Freudigkeit über uns selbst dadurch steigen! Erwäget ferner, daß sie durch die unverkennbarsten Ausdrücke ihrer Anhänglichkeit an uns diese Freudigkeit von aussenher noch vermehren werden. O wie werden sie ewig an uns gefesselt sein, sie, die reine und unerzwungene Liebe hier mit uns verband! Unser Herz wird uns sagen, daß diese Bande unser schönes Selbstgestifte sind; sie selbst werden es uns sagen und durch dieses ehrenvolle Bekentnis auch edle Unbekannte uns zu Freunden machen. Erwäget endlich, daß diese durch uns Beglückten von uns hierniden gelernt haben, wie man edel handeln müsse, daß sie dort, mit grössern Kräften begabt, an Thätigkeit im Guten uns nicht nachgeben werden, und daß wir, die wir einst ihnen halfen, an ihnen dann also bei unseren höheren Verrichtungen die bereitwilligsten Helfer wieder und die eifrigsten Mitarbeiter haben werden. Hierdurch wird alsdann die Freudigkeit über uns selbst und über unser wohlangewendetes Erdenleben aufs höchste steigen; hierdurch werden sich immer neue und unversiegende Quellen von Herzensfreuden für uns eröfnen. Welch ein herzlicher und zärtlicher Umgang wird das sein, der durch nichts mehr unterbrochen, durch nichts mehr verbittert wird! Welch ein gegenseitiges Geben und Nehmen! Wie werden die iede ihrer Seligkeiten mit uns zu theilen streben, welche uns ihr Erdenglück zu danken hatten! O denket euch doch dis Alles so schön und herrlich, als ihr nur immer könnet, Menschen,

die ihr Andern zu dienen, wesentlich zu dienen im Stande seid! Und Menschenfreunde, die ihr gern solche Dienste leistet, habet, so oft ihr mit eurer thätigen Herzensgüte an einen dankbaren Gegenstand kommet, in dem Gewahrwerden der tiefen und treflichen Eindrücke, welche ihr dadurch auf ihn machet, schon die Vorempfindungen davon! Dis Heil, dis ewigdauernde Heil haben wir uns dann während eines kurzen, flüchtigen Lebens bereitet; dis Heil, dis unschätzbare Heil haben wir uns durch Theilgebung solcher Güter erworben, die wir so einmahl alle hätten hingeben müssen. War dis nicht die höchste Erdenweisheit, die wir ausüben konnten? So einen Theil seiner Schätze in Früherstorbenden von der Erde zum Himmel voran schicken, und so noch einen andern Theil derselben in Späterstorbenden sich nachkommen lassen — das heisst doch wohl sich Schätze im Himmel sammlen.

Es ist noch übrig, daß wir auch die Stimmung zur Mitfreude in Betracht ziehen, welche wir dadurch erlangen, wenn wir uns recht in menschenfreundlichen Handlungen üben. Wir werden bald sehen, daß auch diese uns dergleichen Handlungen zum wahren Schatze im Himmel mache. Was ists denn, das gute Seelen so dienstfertig, behülflich und im Retten unermüdet macht, anders, als Mitleid? Der Anblick fremder Noth macht ihnen dieselben Schmerzen, wie die Empfindung eigener Noth. So, wie nun eigenes Leid, wenn es sich endigt, in Freude übergeht, so hört auch, wenn der Mitleidige fremdes Leid beendigt hat,

nicht

nicht blos sein Mitleid auf, sondern es verwandelt sich auch in Mitfreude für ihn. Je öfter nun diese Stimmung hervorgebracht wird, desto stärker und fester wird sie; endlich wird sie herrschend. Der Menschenfreund freuet sich dann nicht blos über solch Glück, das er gestiftet hat; alles fremde Glück macht ihm Freude, es mag sich herschreiben, woher es will, sobald es nur nicht aus Ungerechtigkeiten entspringt. Dadurch hat er die grosse Kunst erfunden, iedes fremde Glück in sein eigenes zu verwandeln und im eigentlichen Verstande unermeslich glücklich zu sein. So segnet ihn iezt schon die Mitfreude in einer Welt, wo sie noch immer einmahl ums andere durch Mitleid wieder gestört wird; wie wird sie ihn dort vollends segnen, wo nur Glückliche beisammen leben? O m. Br., saget selbst, was sollten wir ohne eine solche Seelenbestimmung im Himmel? Wenn Gutes, das besessen und genossen wird, nicht anders uns lieb und werth sein kann, als wenn wir in Person es besitzen und geniessen — wenn all unser Wohlwollen sich ganz und blos nur um unser eigenes Ich her drehet — wenn wir uns wohl gar in der Masse unglücklich fühlen, in welcher Andere glücklich werden — wenn wir sogar dasselbe Glück, welches wir doch auch haben, Andern nicht einmahl gönnen, und wenn es uns dadurch gleich weniger schäzbar wird, sobald wir sehen, daß ein Anderer es auch erhalte — — so wären wir ia in einer Welt von lauter Glücklichen die unglücklichsten Wesen. Warlich, der Neid verwandelt den Himmel in Hölle; alle Anstalten, welche Gott, ienseits uns

zu

zu beglücken, macht, sind für den Neider vergeblich; um ihn zu beglücken, müste er ihm einen Stern allein eingeben, und dann sein einzelnes Ich so ausdehnen, daß er den ganzen Stern damit bedecken, Alles darauf einsam besitzen und Alles darauf einsam geniessen könnte. O wehe den Verschraubungen des menschlichen Herzens, daß sie so weit gehen können! Heil und Segen dem Edlen, dem Mitfreude süs, ia noch süsser ist, als Selbstfreude! Er, er wird im Himmel erst recht in seiner Welt sein. Zu Theilgebung und Theilnehmung gewöhnt und hoch gestimmt, wird er, selbstselig, durch den Anblick unzähliger Mitseligen sich noch immer seliger, ia unendlichselig, fühlen. Ueber Alles wonnevolle Eindrücke wird es auf ihn machen, wenn er nun endlich auch iene Weisen und Edlen, die auf der Erde verkannt wurden und unbelohnt blieben, herrlich hervorglänzen und in einer Schicksalslage sehen wird, die ihren Verdiensten angemessen ist. Die entgegengesetzten Anblicke der schreiendsten Ungerechtigkeiten, welche ietzt noch der Gang der Dinge oft ausübt, waren es eben, die ihm hier so oft das Herz zerrissen und ihm den längeren Aufenthalt auf der Erde schier verleideten. Nun ist auch diese letzte Quelle seines Kummers versiegt; nun ist nichts, als Freude, über seinem Haupte und um ihn her, und nichts, als Mitfreude, in seinem Herzen. O stimmet, stimmet euch doch Alle recht zu dieser Mitfreude; sie macht euch den Himmel erst zum Himmel ganz. Stimmet euch zu ihr durch menschenfreundliche Handlungen, die euch am natürlichsten dazu behülflich sind, und betrachtet

die-

diese daher unaufhörlich als die Schätze, welche ihr euch im Himmel sammlen müsset. — —

Wo dann euer Schatz ist, setzte Jesus hinzu, da wird auch euer Herz sein. Ja, ia, mit Freuden werdet ihr dann dahin denken, wohin ihr euren ewigfortdauernden Reichthum in Sicherheit gebracht habt. Und — ist dis nicht derienige Gemüthszustand, der über alles Glück der Welt geht? Gott, wie fürchterlich sind Menschen daran, denen das, was uns Allen das Liebste sein mus, der Glaube an Unsterblichkeit, zur Qual gereicht! Sehet sie doch nur, in welcher schrecklichen Verlegenheit sie sich befinden, so, daß sie zu dem iämmerlichen Mittel ihre Zuflucht nehmen müssen, die schönste unserer Hofnungen als falsch hinzustellen! Wenn dis nun uns auch weiter keinen Eintrag thut, weil wir nicht nöthig haben, es lieber zu hören, daß kein Leben weiter nach dem Tode sei, so mus doch unser ganzes Herz vor Menschen zurückbeben, denen zu ihrer Beruhigung nichts weiter übrig ist, als daß sie, wenn es auch nur beim blossen Wunsche bliebe, wenigstens doch wünschen müssen, daß das nicht wahr sein möge, worin alle gute Menschen ihre einzige Ruhe finden. Sie sehen den Himmel leer für sich; darum wollen sie ihn nicht. Ihr aber, Menschenfreunde, habt euren Schatz im Himmel, und so geht euch auch der Blick gen Himmel über alle Blicke nach dieser niderenErde. Euch sind iezt schon das die seligsten Augenblicke, in welchen ihr euch das Leben ienseits denket; o empfanget durch sie die höchsten Stär-

kun-

kungen eures Triebes zum Wohlthun überhaupt, und eures Eifers, die schwersten Hindernisse dabei zu überwinden, besonders! Machet euch durch sie zu Opfern der Liebe bereit. Erhebet euch durch sie über Undank, Spott, Verfolgung und andere Leiden, welche der Menschenfreund von dem im Argen liegenden Theile der Welt noch immer zu fürchten hat! Und so, so sammlet fort für dort; ie grösser dann euer Schatz droben wird, desto mehr wird auch euer Herz da sein. Es ist um ein Kleines zu thun, so seid ihr selbst da, wohin ihr iezt nur denket, und wer will euch dann euren eigenen Reichthum vorenthalten? Ihr habet; so wird euch vielmehr noch gegeben werden, ia, es wird euch so gegeben werden, daß ihr die Fülle haben werdet.

Die Sache so hingestellt, m. Br., kann es dann wohl nicht den Anschein haben, als solle es bei dem Sammlen der Schätze im Himmel auf grobe Gewinnsucht angesehen sein. Nein, unsere menschenfreundlichen Handlungen sind diese Schätze selbst; ihr freudiges Bewusstsein, die Fähigkeit durch sie zu den höheren Geschäften Gottes, unser Beisammensein mit den durch sie beglückten, die herrschende Stimmung, welche wir durch sie zur Mitfreude in einer Welt von Seligen erhielten, werden uns dort reich machen. Das Uebrige, was iene Welt für uns haben wird, wollen wir von dem Gott erwarten, der die Menschenfreunde mit seinem Beifalle krönt, und der diesen seinen Beifall auch öffentlich an den Tag legen wird. Genug, wir wollen unser Gutes aus der reinesten Absicht thun; wir

wol-

wollen Andere glücklich machen, weil wir Menschen dadurch glücklich machen; so, so folgen uns unsere Werke gewis auf allen Seiten segnend nach.

Ebenso kann unsere heutige Betrachtung noch weniger den Verdacht erwecken, als sollten durch sie wirklichschlechte Menschen seliggepriesen werden, welche am Ende aus Todesfurcht noch den Menschenfreund spielen, und wohl gar mit ihrem Sündengelde Schenkungen und Vermächtnisse an Armenhäuser, Kirchen, Schulen u. s. w. machen. Diese haben freilich viel Aehnlichkeit mit ienen reichen Juden, welche das Ende des iüdischen Staats erlebten und daher geplündert wurden, und man kann daher auf sie die Worte des Jakobus anwenden — ihr habt euch Schätze gesammlet an den letzten Tagen. Ja, man kann sie, ohne die guten Sitten zu beleidigen, mit dem Judas vergleichen, der, ehe er sich erhenkte, sein Sündengeld auch erst in den Tempel warf. Jeder sieht aber gleich den Unterschied zwischen solchen Barmherzigkeiten aus Höllenangst und zwischen einem reinen menschenfreundlichen Lebensganzen zu deutlich ein, als daß es noch weiterer Auseinandersetzung bedürfte. Wenn inzwischen wahre Menschenfreunde bei Fertigung ihres letzten Willens auch noch für die Nachwelt Segenstifter werden, so ist dis gleichsam die Krone,

wel-

welche sie ihrer Menschenliebe aufsetzen, und man kann Jedem, dessen Umstände sich dazu eignen, getrost zurufen — Gehe hin und thu desgleichen. Warlich, bald, bald wird es hohe Zeit werden, unsere gutdenkenden Reichen zu bitten, daß sie auch diesen letzten Schatz im Himmel zu sammlen nicht vergessen.

LIX. Wer

LIX.

Wer nicht für Wahrheit und Recht ist, der ist wider sie.

Am 27. Sonnt. n. Trinit.

Ueber Matth. XII. V. 30.

Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich; wer mir nicht einsammlen hilft, der leert mich aus.

Meine Brüder. Man rechnet es zur feineren Politik des Lebens, oder zur höheren Bürgerklugheit, daß man sich so wenig, als möglich, in fremde Händel mischen müsse. Sobald es also Fälle von Belang gibt, in welchen es gefärlich zu sein scheint, seine Meinung zu sagen, oder Parthei zu nehmen, ist nichts gewöhnlicher zu hören, als Folgendes — ich begebe mich dismahl meiner Stimme — ich schiebe mein Urtheil auf — ich schlage mich zu keinem von beiden Theilen — ich verhalte mich leidend.

Das ist wahr — zum besten weg kommt man auf solche Weise. Auch kann nichts bequemer sein, als dis. Nicht einmahl nachzudenken braucht man darüber, welche von zwei entgegengesetzten Meinungen die richtige sei, oder welche von den streitenden Partheien das Recht für sich habe. Noch weniger darf man sich Mühe geben, Wahrheit und Recht denen, die sie nicht erkennen wollen, zu beweisen und aus einander zu setzen. Am allerwenigsten hat man Verdrus, oder Gefar, oder gar wirklichen Verlust, zu befürchten, wie diejenigen allerdings, welche die Wahrheit vertheidigen oder gegen Unrecht sich setzen. Ja, man kann dabei am Ende oft wohl gar im Trüben fischen. Der Streit der Partheien hört vieleicht von selbst auf, und so hat man es mit keiner verdorben, sondern zieht nach, wie vor, von beiden alle gesel-

schaftliche Vortheile. Oder die Wahrheit und das Recht siegen; war man vorher weder kalt, noch warm, für sie, so behielt man sich dadurch die Freiheit vor, noch werden zu können, welches man wolle. Man zeigt sich nun also warm für sie und beruft sich darauf, daß man nie wider sie gewesen wäre.

Ist dis wohl aber unsere Bestimmung im bürgerlichen Leben — im Trüben zu fischen? Ist dis unsere Bestimmung zur Welt, immer so zu thun, als wäre die Welt für uns gar nicht da, und als wären wir gar nicht in der Welt — als ginge uns nichts eher etwas an, als müste uns nichts eher wichtig sein und uns in Rege setzen, oder auch nur zur Sprache bringen, bis es geradezu und unmittelbar unser eigenes Ich beträfe?

Ebenso ist freilich auch dis wahr, daß Mancher, der mitspricht, besser thäte, er schwiege, weil er die Sache nicht versteht — daß mancher Voreilige sein Urtheil lieber noch aufschieben sollte, weil er den Gegenstand noch nicht von allen Seiten betrachtet hat — daß zuweilen beide Partheien Unrecht haben und man es daher mit keiner halten könne — und daß Viele das Beste ergreifen, wenn sie sich leidend verhalten, weil sie ihre Wirksamkeit nicht zu regiren wissen u. s. w.

Hieraus kann doch aber unmöglich folgen, daß es in allen Fällen ohne Unterschied Jedem frei stehe, zu sagen — ich will keine Stimme haben — ich behalte mir mein Urtheil vor — ich nehme keine Parthei — ich verhalte mich passiv. Was sollte aus der bürgerlichen Gesellschaft werden, wenn sich alle Bürger dieser

ser sogenannten höheren Bürgerklugheit ergäben? Wie stände es alsdann um Wahrheit und Recht, um diese höchsten Güter des gesellschaftlichen Lebens, so oft sie ins Gedränge kämen? Eine solche Handlungsart aber nun, welche, sobald sie allgemein wäre, den Untergang aller bürgerlichen Gesellschaft nach sich ziehen müste, darf auch kein einzelner Bürger zur seinigen machen.

Sobald wir also Wahrheit von Belang wissen und sie in Gefar sehen, verkannt oder verdrängt zu werden, müssen wir für sie reden, es sei so gefärlich, als es wolle; und sobald wir das Recht fühlen, und wir können uns gegen das äuserlichstärkere Unrecht setzen, müssen wir für das Recht wirken, es koste uns, was es wolle. Niemand, Niemand, der in solchen Fällen stumm ist, oder die Hände in den Schos legt, darf sich damit entschuldigen, daß er doch nicht wider die Wahrheit und wider das Recht sei; Heuchler, du sollst nicht nur nicht wider Wahrheit und Recht sein, du sollst auch mit ihnen sein. Auch, wer nicht mit ihnen ist, der ist wider sie.

Dieses auffallenden aber wahren Satzes bediente sich auch Jesus einmahl, die Afterpolitik vieler seiner Zeitgenossen ins Blosse zu stellen und diejenigen unter ihnen, welche sich am sichersten dadurch zu setzen meinten, wenn sie weder kalt, noch warm, gegen ihn wären, ins Gleis der Rechtschaffenheit zurückzuführen. „Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich; wer mir nicht sammlen hilft, der leeret mich aus.“ Wer meiner Lehre nicht huldigt, heisst dis, der bezeugt dadurch,

daß er sie nicht für Wahrheit gelten lasse, und erklärt mich also für einen Irrlehrer; wer die Zahl meiner Anhänger durch seinen Zutritt nicht vermehren hilft, der verringert sie durch sein ungläubiges Beispiel gar noch, indem dieses Andere, die schon glaubten, wieder von mir abzieht.

Lasset uns nun zurückkehren und diesen Satz auf Wahrheit und Recht überhaupt anwenden! Beide rufen uns zu — Wer nicht mit uns ist, der ist wider uns. — —

Der erste Beweis hiervon scheint nur schwer, aber er ist es nicht. — M. Br., wenn zwei Meinungen, oder zwei Handlungsarten, blos verschiden sind, so trift sichs wohl, daß wir mit keiner von beiden sein können. Beide können nehmlich falsch sein, und es gibt eine dritte, die die Wahrheit oder das Recht in sich enthält. Da folgt dann keineswegs daraus, wenn wir es nicht mit der einen von ienen beiden halten, daß wir es mit der andern hielten; und, wer uns dis nachsagte, der beginge einen Trugschlus. Nehmet zuförderst hiervon ein Paar Beispiele aus dem Gebiete der Meinungen, oder der Wahrheit. Hier ist eins aus der Religion. Es tritt Jemand auf und behauptet, die grossen menschenfreundlichen Thaten Jesu wären unmittelbare Wirkungen der in ihm wohnenden Gottheit gewesen, und Jesus hätte alle seine Reden wörtlich so gehalten, wie wir sie haben. Ein Anderer tritt dagegen auf und behauptet, alle iene Thaten Jesu wären als geschehene Vorgänge nicht einmahl wahr, und alle diese Reden Jesu wären von den ersten

christlichen Lehrern blos ersonnen. Wenn wir nun da dem Erstern uns nicht zugesellen, folgt daraus, daß wir mit dem Letztern sind, oder umgekehrt? Nein, es gibt ia offenbar eine dritte Meinung — daß nehmlich die Vorgänge wahr sind, ohne deshalb unmittelbare Wirkungen Gottes sein zu müssen, und daß auch die Reden wirkliche Reden Jesu sind, aber nur nicht von Wort zu Wort. Da ist ein weltliches Beispiel. Es hält Jemand die Regirungsform für die beste, wenn nur Einer unumschränkt regirt. Ein Anderer hält es mit der Regirung, welche das Volk selbst verwaltet. Wenn wir nun nicht mit Jenem sind, kann man daraus folgern, daß wir mit Diesem wären, oder umgekehrt? Nein, es gibt ia offenbar auch noch eine dritte Regirungsart — daß zwar nur Einer herrsche, aber daß er nur an der Hand weiser und heiliger Landesgesetze herrsche. Und nun nehmet auch noch ein Paar Beispiele aus dem Gebiete des Rechts. Ein Bürger fordert offenbar von einem seiner Mitbürger zu viel; dieser aber will sich auch nicht im geringsten einmahl zu seiner Schuldigkeit verstehen. Sind wir darum, weil wir nicht mit Jenem sind, mit Diesem, oder umgekehrt? Ein Vorgesetzter behandelt seine Untergebenen wie Lastthiere; diese aber verlangen wie Freiherren leben zu können? Sprechen wir Diesen dadurch das Recht zu, weil wir es Jenem nicht zusprechen, oder umgekehrt? Noch einmahl also gesagt — bei zwei blos verschidenen Meinungen und Handlungsarten kann also der Fall eintreten, daß wir mit keiner von beiden sind, und daß also auch Niemand daraus, daß wir

nicht mit der einen sind, schliessen dürfe, daß wir schlechterdings mit der andern sein müssen. Sind aber zwei Meinungen oder Handlungsarten einander völlig entgegengesetzt, so ist es nicht möglich, daß wir mit beiden nicht sein könnten; ebenso, wie es nicht möglich ist, daß wir mit beiden sein könnten. Hier sind weder zwei wahre, noch zwei falsche Meinungen, weder zwei gerechte, noch zwei ungerechte Handlungsarten; hier ist eine wahre und eine falsche Meinung, eine gerechte und eine ungerechte Handlungsart. Eine hebt die andere auf; darum können wir nicht mit beiden sein — Ja und Nein können wir nicht zugleich in derselben Hinsicht denken. Ja, oder Nein, müssen wir aber denken, und so müssen wir mit einer von beiden sein. Sind wir also nicht mit der einen, so müssen wir mit der andern sein. Da nun beide einander völligentgegengesetzt sind, so ist es auch ein richtiger Schlus, daß wir, sobald wir nicht mit der einen sind, wider sie sind; denn wir sind nun mit der andern, weil wir mit einer sein müssen, und diese ist ihr widrig. Nehmet die beiden Sätze — es hat ein Mensch, Nahmens Jesus, gelebt — es hat kein Mensch des Nahmens gelebt; sobald ihr nicht mit ienem seid, seid ihr mit diesem, und also wider ienen. Oder auch die Sätze — Obrigkeit ist nützlich — Obrigkeit ist schädlich; seid ihr nicht mit ienem, so seid ihr wider ihn. Oder auch die Sätze — Herrschaften müssen ihre Dienstboten wie Menschen halten — Herrschaften können ihre Menschen wie Thiere halten; braucht es noch eines Beweises, daß ihr, wenn ihr ienes nicht

billi-

billiget, dieses ausüben werdet? Wer also die Wahrheit nicht für Wahrheit erkennt, der erkennt die Unwahrheit für Wahrheit, und wer das Recht nicht für Recht erklärt, der erklärt das Unrecht hierdurch selbst für Recht. O wie unumstöslichgegründet ist es also durch diese einzige Betrachtung schon, wenn Wahrheit und Recht uns zurufen — Wer nicht mit uns ist, der ist wider uns!

Nun folgt ein faslicherer Beweis für diesen Satz. — Mit der Wahrheit sein — das heisst eigentlich, für die Wahrheit reden; mit dem Rechte sein — das heisst eigentlich, für das Recht wirken. Dis Reden für die Wahrheit macht die Wahrheit stärker; dis Wirken für das Recht macht das Recht fester. Die Wahrheit selbst kann nicht für sich reden; das Recht selbst kann nicht für sich wirken. Wer also nicht mit Wahrheit und Recht ist, der versagt ihnen seinen Beistand; denn er spricht und handelt nicht für sie. Hierdurch ist er offenbar wider sie. Indem er ihnen seinen Beistand versagt, macht er sie schwächer, und so, wie sie schwächer dadurch werden, werden Unwahrheit und Unrecht stärker. Diese haben nun nicht nur seinen Beistand nicht zu überwältigen, sondern ihre Freunde werden auch sofort kecker und wilder, wenn sie Wahrheit und Recht wehrlos und verlassen sehen, und sind im Stande, die Stummen und Unthätigen zu sich selbst zu zählen. Ein einziger Bidermann, der die Wahrheit gegen sie vertheidigt, das Recht gegen sie in Schuz genommen hätte, würde ihnen vieleicht allen Muth benommen und die Hände gelähmt haben. O

welch eine erbärmliche Ausrede ist es also — Niemand kann auftreten und sagen, daß ich iemals wider Wahrheit und Recht wäre — bist du denn aber wohl mit ihnen, du Mensch, weder kalt, noch warm? Sprichst du für iene, da du doch für sie sprechen könntest? Regst du dich für dieses, da du dich doch tapfer regen könntest? So bist du ia wirklich wider sie; denn du gibst sie Preis.

Nehmet einmahl, um euch dis recht zu versinnlichen, den Fall einer gerichtlichen Aussage, m. Br. Eine öffentliche Lüge z. E. erhübe ihr Haupt und man hörte von euch, daß ihr die Einzigen wäret, welche über sie Auskunft geben könnten. Es verhielte sich auch wirklich so, und es bedürfte nur eurer getreuen Erzählung, so wären die Lüge und ihre Verbreiter mit Schande bedeckt. Die Obrigkeit forderte euch also vor Gericht und verlangte von euch zu hören, was ihr wisset. Ists da wohl genug daran, daß ihr nicht geradezu wider die Wahrheit seid und aus irgend einer unlautern Absicht die Lüge noch befestigt? Müsset ihr nicht auch mit der Wahrheit sein und eure ganze bessere Wissenschaft mittheilen? Wenn ihr dis nun nicht thut, verliehrt die Wahrheit nicht dadurch offenbar? Gewinnt die Lüge dadurch nicht offenbar? Werden die Waffen der Wahrheit nicht zu Waffen der Lüge? Heisst es nun nicht, daß auch ihr, deren einziges Zeugnis noch übrig war, nichts Entgegengesetztes ausgesagt? Steht nun die Lüge nicht als Wahrheit da? Geschieht dis nicht durch eure Schuld? Ja, wer hat Mehr Schuld daran, wenn nun die Lüge allgemein geglaubt

wird

wird — die Erfinder derselben, oder ihr, die ihr sie durch Verschweigung eures besseren Wissens gleichsam bestätigt habt? O höret, Menschen, und seid mit der Wahrheit, wenn ihr vor Gericht tretet und zeugen sollet; ihr werdet sonst Mörder der Unschuld, die sich auf euch beruft und die ihr Schicksal in eure Hände geben mus.

Nehmet auch den Fall offenbarer Ungerechtigkeiten und Unterdrückungen, welche vor euren Augen geschehen sollen. Ihr fühlet es tief, daß es dergleichen sind; ihr habt Kräfte, euch selbigen entgegenzusetzen; die Bedroheten wissen dis und fordern euch zur Abtreibung der Gewalthätigkeiten auf. Ist es da genug, daß ihr nicht gar auch Handlanger dabei werdet, Gewalt mitausübet und mitunterdrücken helfet? Ihr sollet auch mit dem Rechte sein; ihr sollet es retten helfen. Wenn ihr nun nicht mit ihm seid, seid ihr nicht wider dasselbe? Geht es nicht verlohren, verlohren durch euch? Entweder ihr waret die Einzigen, welche es noch vertheidigen konnten, und so steht es, sobald ihr euch zurückziehet, oder die Hände in den Schos leget, ganz wehrlos da und wird nach Gefallen von den Gottlosen mit Füssen getreten; oder euer Beispiel scheucht auch die Uebrigen, welche noch Vertheidiger werden konnten, sich aber nach euch richten, zurück und entwafnet sie, so daß der Fustritt nur etwas später erfolgt. Ists da nicht ebenso, als hättet ihr selbst das Recht mit Füssen getreten?

Ja, dis gilt nicht nur von solchen Fällen, wenn wir, aufgefordert, zur Steuer der Wahrheit zu reden,

schwei-

schweigen, und aufgefordert, der Unterdrückung des Rechts uns zu widersetzen, müssige Zuschauer bleiben; sondern sobald wir auch nur sehen, daß Wahrheit und Recht in die Enge getrieben werden, und wir nicht durch Rede- und Thatkräfte, die wir doch besitzen, ihnen wieder Raum verschaffen, kommen auch alle die Beeinträchtigungen, welche sie von Stund' an leiden, auf unsere Rechnung. Wir konnten diese ia verhindern; warum thaten wir es denn nicht? Ueber wen haben nun die Märtirer für Wahrheit und Recht mehr zu seufzen Ursache — über ihre Gewaltthätiger, oder über uns? Alle Anschläge der Ersteren waren vereitelt, so bald wir nur ein Wort sprachen, nur eine Hand bewegten, ia, nur Mine machten, die Parthei der Bedrängten zu nehmen. Mit vollem Zutrauen verliessen sich diese daher auch auf uns und brachten willig und gern die ersten kleinen Opfer, weil sie in Ewigkeit nicht glaubten, daß wir so schändlich handeln und es zu den allergrössesten kommen lassen würden. Wie mag es ihnen nun das Herz zerreissen, daß wir ihre rechtmässigste Hofnung getäuscht! Wie müssen sie uns, ihre feilen oder doch feigen Freunde noch für weit schlechter halten, als ihre Feinde selbst!

Wer nicht mit uns ist, der ist wider uns — rufen Wahrheit und Recht aus, und leider gibt es für diesen nun schon bewiesenen Satz am Ende oft noch einen Beweis mehr, der noch dazu der erschütterndste ist. Warum sind denn solche Menschen, die zwar nicht im buchstäblichen Verstande wider Wahrheit und Recht sind, d. h. sich nicht wirklich gegen sie aufma-

machen, nicht mit ihnen, da sie doch kräftig mit ihnen sein könnten? Die glimpflichste Erklärung davon ist doch wohl diese, daß sie Gemächlichkeit, oder Menschenfurcht, oder Besorgnis vor damit verknüpften Verlusten davon abhalte. Ja, ia, wir wollen es gern glauben, daß dis am häufigsten dabei der Fall sein möge. Setzet nun aber einmahl, daß die Umstände gar von der Art würden, daß diese Gemächlichkeitsverehrer alle ihre Gemächlichkeit aufs Spiel gestellt und sich in die grösseste Unruhe verwickelt sehen, wenn sie zulezt nicht, statt daß sie seither nur nicht mit Wahrheit und Recht waren, auch wirklich wider beide sind — was wird geschehen? Setzet, daß die Menschenfurcht bei ihnen so Ueberhand nähme, daß sie weder aus, noch ein, weiter wissen, wenn sie nicht endlich die Parthei nehmen, welche sie davon befreiet — was wird geschehen? Setzet, daß Besorgnis vor noch grösseren Verlusten entstehe und der Augenblick des Eintritts derselben schon plötzlich überraschend bevorstehe, so, daß man sich auf der Stelle bestimmen mus — was wird geschehen? Dis geschieht, daß alle diese Menschen nun im eigentlichen Verstande auch wider Wahrheit und Recht sein werden; dis geschieht, daß sie, die seither nur für die Wahrheit schwiegen und für das Recht unthätig waren, nun die Wahrheit überschreien und das Recht unterdrücken helfen. Solchen Menschen ist gar nicht zu trauen; aus blossen Unfreunden der Wahrheit und des Rechts werden sie erklärte Feinde Beider, sobald die Ursachen, welche sie zu ienen machten, dringender werden. Sie haben Wahrheit und Recht schon halb

auf-

aufgeopfert; warum sollten sie sie nicht auch ganz aufopfern können? Ists also nicht ewigwahr, daß, wer nicht mit Wahrheit und Recht ist, wider sie sei? Sehet sie Alle darauf an, iene Unwürdigen, die weder kalt, noch warm, für Beide sind, und es werde euch dabei, als wenn ihr sie im Geiste schon über lang oder kurz als die öffentlichsten Wahrheitshasser und als die rüstigsten Rechtszertreter erblicktet.

Aber ach — nicht selten hat es noch eine weit abscheulichere Ursache, warum Menschen nicht mit Wahrheit und Recht sind. Sie sind wirklich im Herzen schon wider selbige. Zuweilen ists aber blosse Weltklugheit, welche ihre Sprache und ihre Hände nur noch zurückhält. Sie wollen erst genau absehen können, wohinaus es mit dem Kampfe zwischen Wahrheit und Unwahrheit, zwischen Recht und Unrecht wolle. Träfe sichs, daß Wahrheit und Recht siegten, so dürftens die Feinde derselben übel haben; dann freuen sich die Heuchler, daß sie sich nicht geoffenbart haben, daß man sie also nicht unter diese zählen dürfe, und daß sie ihr Schicksal nicht mit ihnen theilen müssen. Neigt sich der Kampf aber augenscheinlich zum Siege für Irthum und Unrecht, so brechen sie, wie aus einem Hinterhalte, hervor, vereinigen sich mit den längsterklärten Wahrheitshassern und Rechtsbedrückern, und machen den Märtirern für Wahrheit und Recht um so schneller das Garaus, ie weniger diese einen Angrif von ihnen vermutheten und deshalb auf der Hut vor ihnen zu sein bedacht waren. Zu einer andern Zeit ists noch ein Ueberrest von Scham, der die Heuchler zurückhält,

der

der Wahrheit laut ihren Has anzukündigen und dem Rechte öffentlich den Tod zu drohen. Es fehlt der rasenden Parthei noch an einem Oberhaupte, das mit seinem weltlichen Ansehen die Schande bedeckt, welche Jeder davon hätte, wenn er mit ihr wäre; oder es fehlt ihr noch an scheinbaren Vorwänden, ihren Wahrheitshas und ihre Ungerechtigkeiten damit zu bemänteln; nun werden diese Vorwände gefunden, nun findet sich selbst ienes Oberhaupt, und — — so stehen die Heuchler in ihrer wahren Gestalt da. Noch zu einer andern Zeit ist es die überlegteste Bosheit, mit welcher solche Menschen bei ihrer einstweiligen Zurückhaltung zu Werke gehen. Sie sind schon völlig einverstanden mit den Wahrheits- und Rechtsfeinden, reden es aber mit diesen ab, daß sie nicht thun sollten, als wenn sie zu ihnen gehörten, damit sie unbeobachteter auflauern, die Anstalten der Verfolgten zur Gegenwehr erforschen und unverdächtiger einen ihrer Freunde und Beschützer nach dem andern von ihnen abziehen können. Sie arbeiten im Stillen gegen Wahrheit und Recht; sie verfertigen in ihrer geheimen Werkstätte die vergifteten Pfeile, welche Andere verschiessen müssen, und warten, bis das Gift erst wirke. Sie machen die Verfolgten sicher vor sich und suchen sie einzuschläfern, damit sie sie hernach beim ersten nächtlichen Ueberfall im Hui verderben können. Ha, so zog schon mancher heuchlerische Bösewicht, wenn der auserkorne Augenblick dazu kam, wie im Bliz die Maske ab, und man erbebte vor ihm. Nun sah man, warum er nicht mit der Wahrheit, nicht mit dem Rechte gewesen war;

er

er war im Herzen schon immer wider sie gewesen. Freilich, m. Br., sollen wir es nicht immer auf diese Weise erklären, wenn Menschen weder kalt, noch warm für die Sache der Wahrheit und der Gerechtigkeit sind; wenn es dann aber doch Beispiele gibt, daß sich diese Erklärung davon uns am Ende selbst und mit Gewalt aufdringt, so müssen wir es auch dem tiefblickenden Menschenkenner nicht verdenken, wenn er diesen und jenen schon eher, als wir, in Verdacht deshalb hat, daß es wohl so um ihn stehen möge. Und — wer könnte also noch in Abrede sein, daß es richtig sei, wenn Wahrheit und Recht sprechen — wer nicht mit uns ist, der ist wider uns — ???

Es entsteht in der That die grosse Frage, ob Wahrheit und Recht je Mehr durch die verlohren haben, welche geradezu wider sie waren, oder durch die, welche nur nicht mit ihnen waren und doch mit ihnen sein konnten und sein sollten. Sagt doch nur gleich — wodurch richteten die, welche wider sie waren, ihre greulichsten Schändlichkeiten aus? Geschahs nicht dadurch, daß die, welche mit Wahrheit und Recht sein sollten, nicht mit ihnen waren; daß sie stumm und unthätig blieben, dem Geschrei der Wahrheitsfeinde freien Lauf und den Gewaltthätigkeiten der Bösewichter freien Spielraum liessen? Wenn in derselben Masse für die Wahrheit geschwiegen wird, in welcher für den Irthum geschrieen wird, so glaubt endlich die ganze Welt dem Geschrei und hält den Irthum für Wahrheit, weil er keine Widerleger findet; und wenn die Bosheit gar keinen Widerstand antrift, sie mag

thun,

thun, was sie will, so erlaubt sie sich endlich Alles und die fürchterlichsten Abscheulichkeiten in ungemessener Zahl, von denen sie nicht die hunderste gewagt haben würde, wenn ihr auch nur bei der neunundneunzigsten noch Trotz geboten worden wäre.

Ebendarum nun aber, m. Br., müssen wir, wenn wir auch wirklich gutmüthige Menschen sind, nicht glauben, daran genug zu thun und unser Gewissen damit beruhigen zu können, daß wir nur nicht wider die Wahrheit und wider das Recht sind. Nein, wir müssen schlechterdings bei ieder Gelegenheit auch in der That mit ihnen sein. Wir wären und thäten ia sonst nur nicht schlecht; sollen wir denn hierbei es bewenden lassen, oder müssen wir nicht auch gut sein und gut handeln? Und — welchen erstaunenden Schaden richten wir an, wenn wir nicht mit der Wahrheit, mit dem Rechte sind! Wir machen ia dadurch, daß die Unwahrheit zur Wahrheit und das Unrecht zu Recht werde.

Ihr Stummen und Unthätigen für Andere, wie benehmet ihr euch denn, wenn euch von euren Mitbürgern das Zeugnis der Wahrheit, oder der rechtliche Beistand, versagt wird? Schreiet ihr nicht darüber, als über eine Grausamkeit, die gegen allen geselschaftlichen Vertrag an euch begangen würde? Ist denn das aber genug, daß ihr von euren Mitbürgern immer vertheidigt und geschützt sein, für sie aber auch kein Haar zu versengen in Gefar gerathen und keinen Finger ins Wasser tauchen wollet? — O welche Schändlichkeit, gelassen zuhören, wie die Lüge triumfirt, da

man sie doch gleich, wenn man nur auf eine Minute lang reden wollte, zu Schimpf und Schmach verurtheilen könnte! Welche Schändlichkeit, gelassen zusehen, wie das himmelschreiendste Unrecht ausgeübt wird, da man doch, wenn man nur den geringsten Muth zeigen wollte, es auf der Stelle verhindern könnte!

Sagt nicht, ihr Untheilnehmenden an den Schicksalen eurer Brüder — es geht uns ia nichts an. Es ist die aftermenschlichste und unbürgerlichste Sprache, die ihr führen könnet, wenn ihr sprechet, daß euch nicht eher etwas angehe, als bis es euch selbst, eure eigene Person, oder eure eigene Familie, betrift. Wozu können wir reden und wirken, wozu leben wir in bürgerlicher Gesellschaft, wenn wir nicht Alle gegenseitig für einander reden und für einander wirken wollen? Kommt nicht Ehre, Glück und Freiheit oft auf ein einziges ehrliches, unvorenthaltenes, vollständiges Zeugnis an? Hat nicht ieder Mensch seine Feinde, wenn er sie auch nicht verdient, und mus er, wenn Gleichgewicht seiner bürgerlichen Lage sein soll, nicht auch zu seinem Schutze die Freunde finden, welche er verdient? Sobald ihr also etwas besser wisset, als das gemeine Gerede geht, und sobald ihr durch Aussage desselben machen könnet, daß die Wahrheit an den Tag komme, so mags betreffen, wen es will — es geht euch Viel an. Nicht einmahl warten müsset ihr, bis man euch eure Wissenschaft abfrage; aus eigenem Herzensantriebe müsset ihr euch aufmachen und sie mittheilen, damit die Wahrheit noch eher an den Tag

kom-

komme. Und sobald ihr Unrecht im Anzuge sehet und ihr Kraft genug, es zu verhindern, besitzet, so mags treffen sollen, wen es will, und wenn es ein Fremdling wäre — es geht euch Alles an. Nicht darauf warten müsset ihr einmahl, bis er euch erst zu Hülfe rufe; aus euch selbst müsset ihr ihm die Hülfe anbieten, aus euch selbst sie ihm reichen, damit die Zeit zu helfen nicht ungenutzt verstreiche, oder die Hülfe zu spät komme.

Dis ists, was man schon iedem Bürger ohne Unterschied sagen mus; freilich aber, ie angesehener Jemand ist, es mag nun sein Ansehen sich auf Kentnissen, oder auf Geld, auf Geburt, oder auf Ehrenstellen gründen, desto Mehr gehts ihn an, sobald Wahrheit und Recht vor seinen Augen ins Gedränge kommen. Er mus um so eifriger mit ihnen sein, weil sein Beispiel auch auf dieser Seite ungemeinviel wirkt. Wie er sich in solchen Fällen macht, so machen sich auch alle die, welche ihn achten müssen, oder freiwillig achten. Spricht er gern für die Wahrheit, wirkt er gern für das Recht, so thun seine Anhänger auch ohne ihn ebenso; und so oft er dann seine Stimme erhebt, oder seinen Arm ausstreckt, schliesst sich sein ganzer Anhang an ihn treulich an. O wie viel könnet ihr für die Sache Gottes auf Erden ausrichten, ihr, die ihr Uebergewicht über viel Andere habet! So ergebet ihr euch am wenigsten der Trägheit und Indolenz für Wahres und Gutes; führet ihr am wenigsten ein Pflanzenleben in der moralischen Welt;

euch ist Viel gegeben, von euch wird Viel gefordert werden.

Wenn nun Jemand gar von Amtswegen verpflichtet ist, Wahrheit und Recht in Schutz zu nehmen, und er wäre nicht immer, immer mit ihnen und spräche irgendeinmahl, wenn sie in Gefar gerathen, was ihn das anginge — so wäre dis ia das Schaudererregendste, was man hören könnte. Mit Recht könnte man ihn doch wohl fragen — wozu bist denn da, wenn du nicht thun willst, was deines Amts ist? Etwa nur, um die Einkünfte deines Amts einzustreichen und dich mit ihnen wohl zu beleiben und wohl zu vergnügen? Dennoch hat ieder Staat solche Treulose in geistlichen und weltlichen Aemtern, und Jesaias hat schon über sie geklagt. Seine Klage steht im 56. Kapitel; wollen wir sie hören? Es ist eine gewaltige Stelle; ia, ia, lasset uns sie nur hören; sie steht ia in der Bibel; aber, noch einmahl gesagt, es ist eine gewaltige Stelle — —

„Die Wächter sind blind; stumme Hunde sind's, die nicht strafen können; sind faul, liegen und schlafen gern. Aber — Hunde stark von Leibe sind's, die nimmer satt werden können. Die Hirten sehen Jeder auf seinen Weg; ieder geitzt für sich in seinem Stande. Kommt her, heissts bei ihnen, Wein her, voll saufen wollen wir uns; soll morgen wieder sein, wie heute, und noch besser!“

Leset diese Stelle so lange, bis ihr sie auswendig könnet, und sagt sie dann laut her, wo es nöthig ist!

ist! Schreibet sie ab und schicket sie Jedem, für den sie geschrieben steht und der sie doch nicht selbst aufschlägt! Es ist Gottes Wort, und, wenn's dis ist, so müsset ihr's Jedem hersagen und Jedem schicken können, dem's zum allgemeinen Besten Noth thut...

Summa — Gott, der Wahrhaftige, wird den Schaden der Wahrheit von Jedem von uns fordern, der ihn verhüten konnte; Gott, der Gerechte, wird den Schaden des Rechts von Jedem von uns fordern, der ihn verhindern konnte.

Die Ausrede — wenn ich noch so laut für die Wahrheit rede, es hilft doch nichts — wenn ich noch so bider das Recht vertheidige, es ist doch umsonst — ist die kahlste und unnützeste zugleich. Wer rechnet dir denn zu, was es helfe, wenn du als ein rechtschaffener Mann sprichst und handelst? Nur das rechnen wir dir zu, wenn du nicht so sprichst und handelst. Den Erfolg, die Wirkung davon überlas dem, in dessen Nahmen und für dessen Sache du sprichst und handelst. Bist du denn auch im Stande, den Erfolg vorherzuwissen? Wer sagt dir denn, daß es nichts helfen werde? Versuchs doch erst — du wirst sehen, es hilft. Und gesetzt, es hülfe nicht, so hast du doch das Deinige gethan und stehst als ein ehrlicher Mann da.

„Aber — welche Gefaren immer dabei, welcher wirkliche Verlust oft davon, wenn man für die Wahrheit redet und für das Recht handelt!" — Ach, nicht gleich so verzagt, m. Br.! Wer wollte vor iedem Schatten zittern, von iedem rauschenden Blate sich in Schrecken setzen lassen! Man rede männlich und be-

scheiden zugleich! Man wirke mit Nachdruck und Anstand zugleich! So werden die Gefaren fliehen und die Verluste nicht eintreten. Der Wahrheitsvertheidiger, der Rechtsbeschützer stehen unter höheren Schirmen, und alle Haare auf ihrem Haupte sind gezählt. Und gesetzt, es wäre Gefar und Verlust dabei unvermeidlich, müssen wir für Wahrheit und Recht uns nicht auch in Gefar begeben, für Wahrheit und Recht nicht sogar wirklich leiden können?

Wie? wäret ihr Christen, wenn ihr dis nicht könntet? Wisset ihr nicht — sintemahl auch Christus für uns gelitten hat — der Gerechte für die Ungerechten —? Und ihr, seine Gläubigen, wolltet die Ungerechten sein, die die Gerechten lieber für sich leiden liessen?

Zu kurz ist dis Leben, um sich so ewig dadurch zu brandmarken. Zu klein sind die Verluste dieser Erdengüter, um das höchste Gut — Rechtschaffenheit — dagegen aufs Spiel zu setzen. So höret, höret Alle mit heiligem Ernste die Stimme der Wahrheit und des Rechts — Wer nicht mit uns ist, der ist wider uns; höret, o höret sie, wie schon vom Weltgerichte her!

LX.

Jesus soll uns noch immer mehr veredlen — beste Kircheniahrsfeier!

Am 1. Advent.

Ueber Marc. I. V. 15.

Die Zeit ist erfüllt, und das Reich Gottes ist herbeikommen — Thut Busse.

Meine Brüder. Jesus lies vor sich her Busse predigen; er selbst predigte Busse; er lies auch Busse nach sich predigen. Der Beweggrund, welchen er dazu angab und angeben lies, war — das Reich Gottes sei herbeikommen. Die ganze Predigt war also eine Predigt der Busse zum Reiche, und Busse und Reich hingen genau zusammen.

Wir wissen Alle, daß Busse Sinnesbesserung, Veredlung des Herzens, bedeute. Ebenso wissen wir auch, daß Reich Gottes die Veranstaltung wahrer menschlicher Glückseligkeit anzeige. Mithin liegt Jesu ganzer Zweck bei seiner Predigt vor unsern Augen deutlich da — Heiligkeit und Glückseligkeit wollte er befördern, weil Beide das grosse Ziel des Menschen sind. Glückseligkeit vernünftiger Wesen ist ohne ihre Heiligkeit nicht denkbar; wo aber Heiligkeit ist, da folgt auch Glückseligkeit unausbleiblich. Thut also Busse, hies es mit Recht, damit das Reich auch für euch komme!

Da nun das Reich auf Busse, oder Glückseligkeit auf Heiligkeit, beruhet, so lies es Jesus bei dem allgemeinen Aufrufe, Thut Busse, nicht bewenden, sondern gab auch ausführliche Belehrung über die Heiligkeit. Er that dis schon mittelbar, durch seinen Unterricht über die wahre Gottesverehrung, von der er alles Aeuserliche, das nur heiligen Schein und blos

eine heilige Aussenseite gibt, ausschlos, und die er einzig und allein in rechtschaffenen Gesinnungen und Handlungen, oder in einem Glauben, der durch die Liebe thätig wäre, festsetzte. Er that es aber auch unmittelbar, indem er keine sinnliche Begierde übrig lies, gegen die er nicht eifrig gesprochen hätte.

So sprach er z. E. gegen die Wolluſt — Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie stehen in dem erfreulichsten Verhältnisse mit Gott. So sprach er gegen den Stolz — Wer der Vornehmste sein will, der werde Aller Diener. So sprach er gegen den Geitz — Hütet euch vor dem Geitze, denn Niemand lebt im eigentlichen Verstande davon, daß er viel Güter hat. So sprach er gegen den Neid — Siehest du darum scheel, daß Gott so gütig ist; hat er nicht Macht, mit dem Seinigen zu thun, wie er will? So sprach er gegen die Zanksucht — Heil den Sanftmüthigen, sie sind ruhige Besitzer. So sprach er gegen den Zorn — wer mit seinem Bruder zürnt, der ist so schuldig, wie ein Mörder. So sprach er gegen die Rache — Segnet, die euch fluchen, thut Gutes denen, die euch hassen; dann handelt ihr, wie Gott. U. s. w.

So hielt Jesus seine Predigt der Busse zum Reiche; so lud er die Menschen durch Heiligkeit zur Glückseligkeit ein. Seine Zeitgenossen hörten ihn; aber sie machten eine doppelte Predigt daraus — eine Predigt vom Reiche und eine Predigt von der Busse. Die erstere hörten sie gern, die letztere aber nicht. Sie meinten, die Busse pre-

dige

dige er nur beizu, die Hauptsache sei das Reich. Glücklich wollten sie werden, aber heilig nicht. Daher seine Klagen darüber, daß sie nicht Busse thäten, und daß sie sich durch alle seine Ermahnungen nicht vom Verderben retten liessen, so, daß das Reich von ihnen genommen und den Weltvölkern gegeben werden würde. Unstreitig hatten ihre grobsinnlichen pharisäischen Vorstellungen vom Reiche die grösseste Schuld hieran. Mit selbigen vertrugen sich die gröbesten sinnlichen Begierden, deren vollkommenere Sättigung sogar das tausendjährige Reich erst versprach; und so fanden sie es ganz widersinnig, daß sie diese ablegen sollten. Indessen gefiel ihnen die blosse Predigt vom Reiche nach, wie vor; sie wünschten, daß Jesus mit diesem Reiche kommen möchte; sie führten ihn im Taumel der Freude darüber als König ein, streuten ihm Palmzweige und schrieen — Es lebe der verheissene Thronfolger Davids, unser Messias, den Jehova uns sendet, hoch! Er lebe! Er lebe! Nicht lange darauf aber schrieen sie — Kreutzige ihn! Sein Blut komme über uns und unsere Kinder! Das wars, daß sie nur die Predigt vom Reiche gern hörten, nicht aber auch die Predigt der Busse.

Lasset uns bessere Menschen sein, m. Br! Wir wollen die Predigt Jesu nicht theilen; wir wollen es nicht mit der blossen Predigt vom Reiche, sondern mit der Predigt der Busse zum Reiche halten; wir wollen nicht glückselig sein, ohne heilig zu sein; wir wollen heilig sein, so werden wir dadurch selbst glücklich werden. Noch immer heiliger wollen wir werden;

Je.

Jesus soll uns noch immer mehr veredlen; so wird das Reich noch immer mehr zu uns kommen, und noch immer vollkommenere Glückseligkeit unser Theil werden. Dieser Entschlus ist die wahre Huldigung, welche wir heute aufs neue dem König im Reiche Gottes, oder in der moralischen Welt, leisten wollen — die christlichste Kirchenjahrsfeier ist er, welche wir halten mögen. Was gehört aber zur Ausführung desselben? Weg mit Palmen und mit Hosianna — hier kommen würdigere Gegenstände in Betracht. — —

Mit Bekämpfung der sinnlichen Begierden, mit Unterwerfung des Fleisches unter den Geist, fing Jesus seine Predigt der Busse zum Reiche an; er kann uns also dann nur immer mehr veredlen, wenn wir fortfaren, über unsere sinnlichen Begierden zu wachen und uns ihnen entgegenzusetzen. — Nicht, als wäre die Sinnlichkeit an sich selbst verwerflich; nicht, als sollten wir den sinnlichen Trieben entsagen; dis können wir nicht nur nicht, sondern wir kämen ia dadurch auch um alle Thätigkeit und um alle Glückseligkeit zugleich. Nein, ein Wesen kann unmöglich dadurch sich vervollkomnen, daß es seine Natur ausziehe; dadurch nur wird es vollkommener, wenn es seine Natur ausbildet. Wir Menschen haben ausser Sinnlichkeit auch Vernunft; so sollen wir unserer Sinnlichkeit nicht blind, sondern an der Hand der Vernunft, folgen. Diese soll verhindern, daß unsere sinnlichen Triebe grobe sinnliche Begierden werden, und soll die Begierden, wenn sie dennoch ausbrechen, dämpfen und beherrschen. Ei-

ne durch Vernunft geleitete Sinnlichkeit ist die Ausbildung unserer Natur, ist unsere Glückseligkeit zugleich, und also das eigentliche Ziel der Menschheit — hienieden wenigstens. Wie unsere Triebe der Grund aller unserer Thätigkeit sind, so setzen sie uns, wenn sie heftige Begierden werden, in unweise und böse Thätigkeit; und wie sie ursprünglich unser Wohlsein besorgen, so zerstören sie es alsdann. Dazu sind keineswegs alle sinnliche Begierden nöthig — wie könnte auch ein und dasselbe Herz der Sammelplatz aller Leidenschaften sein, da es auch völligentgegengesetzte darunter gibt, die nicht beisammen bestehen können? — nicht einmahl Viele, oder auch nur drei derselben sind dazu nöthig. Eine einzige kann das ganze Herz verderben; und dis kann nicht nur diese oder iene von ihnen, sondern iede, sobald sie herrschend wird. Kein Wunder also, wenn Jesus die Veredlung des Menschen mit der Dämpfung der sinnlichen Begierden anfing; ebendarum aber müssen wir auch, wenn er uns noch immer mehr veredlen soll, seiner Lehre gemäs anhaltend über sie wachen.

Es ist nicht genug, m. Br., daß wir dieienige Begierde, welche in uns die Uebergewalt hatte, besiegt haben; lasset uns ia nun ihrentwegen nicht ganz sorglos sein. Sie kann zurückkehren; nie sind wir sicher davor. Der natürlichste Beweis, daß sie uns leicht ergreifen könne, ist der, daß sie uns schon ergriffen hat. Mehrentheils kehrt sie mit den zurückkehrenden Lagen und Umständen zurück, in und unter welchen sie einst sich unser bemächtigt hatte. Wie, und

wenn

wenn unser ganzer Sieg über sie nur ein vermeinter wäre, und wenn ihre Ruhe blos von veränderten Lagen und Umständen herrührte? Würde sie alsdann nicht bei abermals veränderten Lagen und Umständen um so gewisser sofort wieder in Bewegung sein? Bei ihrer Zurückkehr würde sie alsdann weit schnellere Fortschritte thun, als da, da sie zum ersten mahle in uns einkehrte; denn sie fände gleich den alten Weg wieder, den sie sich schon selbst gebahnt hätte. Wachet also ia über Lagen und Umstände, und seid, sobald die ehemahligen für die böse Begierde günstigen wieder eintreten, vor der Begierde selbst auf der Hut!

Wenn sie aber auch nie zurückkehrte, wenn wir ganz und auf immer mit ihr fertig wären, sind wir deswegen vor andern sicher? Vieleicht machte diese oder iene schon Anstalten zur Bewegung genug in uns, und es fehlte nur noch an gewissen Verbindungen der Dinge, welche sie begünstigten; nun treten diese ein, mit welcher Gewalt wird sie hervorbrechen! Gewisse Leidenschaften sind nur gewissen Lebensaltern eigen; so ist es zwar sehr begreiflich, daß sich diese mit den Jahren selbst zur Ruhe begeben, hat nicht aber iedes Alter seine eigenen? Was ist alsdann für unsere Sittlichkeit gewonnen, wenn wir blos einen Leidenschaftstausch treffen? Nur gar zu gewöhnlich veranstaltet die Natur diesen selbst, und so auffallend, daß sie von der einen Leidenschaft zur geradeentgegengesetzten führt. Sehen wir denn nicht oft genug, wie die Wollüstigen am Ende Blutdürstige, die Verschwender Geitzige, die Zerstreuungssüchtigen mürrische Einsiedler

siedler werden? Bilden sie sich nicht gar auf ihre vermeinte Besserung Viel ein? Triumfiren sie auf dem Abwege rechter Hand nicht darüber, daß sie dem Abwege linker Hand endlich glücklich entkommen sind? O wachet also vorzüglich über diese Verwandlungen der Begierden, da sie so natürlich zu geschehen pflegen!

Ja, und wenn wir auch mit allen sinnlichen Begierden im Ganzen fertig wären, so mus uns doch auch dis noch nicht genug sein. Wir müssen noch immer vollkommenere Herrschaft über sie erlangen. Wer immer unter gesitteten Menschen lebt, der bringt es leicht dahin, daß keine seiner Begierden grob ausbreche; wir müssen aber auch keine solchen Ausbrüche derselben dulden, welche die Vernunft schon blos misbilligt. Viele derselben entschuldigt die Welt; sind wir aber dadurch wahrhaftigsittlich, wenn die Welt blos unsere Unsittlichkeit entschuldigt? Viele derselben können wir auf eine gute Art bemänteln; hört aber Böses dadurch auf da zu sein, wenn es unter einer Decke da ist? So verbirgt Mancher seine wahre Unlust, Andern zu dienen, die sich durch Langsamkeit dabei äusert, unter dem Vorwande nöthiger Vorsicht und Klugheit, ohne die kein Menschenfreund zu Werke gehen müsse. So verbirgt Mancher seine offenbare Rachsucht unter dem Vorwande der sich und den Seinigen schuldigen Nothwehr, und seinen Hang, zu schneiden, wo er nicht gesäet hat, unter dem Vorwande rechtlicher Ansprüche. Wachet, ach wachet auch über solche Bemäntelungen böser Begierdenausbrüche ganz besonders, daß sie sich euer Herz nicht zu Schulden kommen lasse.

So,

So, so, m. Br., wollen wir die Wachsamkeit über die sinnlichen Begierden nach Jesu Unterrichte fortsetzen; dann wird uns Jesus noch immer mehr veredlen. Höret nur seine Meinung darüber in einem vortreflichen Bilde — „Das Auge ist des Leibes Licht. Ist das Auge gesund, so wandelt der Leib im Hellen; ist es aber verderbt, so umgibt diesen Finsternis und Gefar. So sorge dafür, daß das Auge, das dem ganzen Leibe Licht geben soll, nicht selbst finster sei. Ist dann aber dein ganzer Leib lichte, so wird er dich erleuchten, wie ein heller Blitz.“ Das Bild nun weggenommen, was heisst dis anders, als — die Triebe sind für die Seele, was das Auge für den Körper ist. Ein Jeder sehe also darauf, daß nicht böse Begierden daraus werden, die seine Seele verfinstern. Wer von dem Lichte einer gereinigten und über die Leidenschaften herrschenden Vernunft geleitet wird, so, daß in seinem Herzen nichts von der Finsternis einer wilden Leidenschaft untermengt ist, der ist auf seinen Wegen so sicher vor allen Gefaren des Falles, als ein Reisender bei der hellsten Fackel.

Jesus setzte seine Predigt der Busse zum Reiche damit fort, daß er die Herzen der Menschen zur aufrichtigen und herzlichen Liebe für einander stimmte. Der grösseste Theil seiner Unterweisungen ging hierauf hinaus, und es war keine Art von Ausübungen der Liebe, welche er nicht besonders empfohl. Er gab der Liebe den Vorzug vor den Opfern; er machte die Liebe zum Hauptkennzeichen seiner Anhänger; er hatte im Grunde gar kein Gebot weiter, als sie. Muste er nicht

auch

auch so thun, wenn er wahre Veredlung der Menschen bewirken wollte? Mit Recht nennt Jakobus das Gesetz — Liebe deine Nächsten, wie dich — das königliche Gesetz, oder das Reichsgrundgesetz in der moralischen Welt. Mit Recht nennt Paulus die Liebe die Erfüllung oder den Inbegrif aller Gesetze; denn sie thut Andern kein Böses von irgend einer Art und leistet ihnen Gutes ieder Art. Der übt gewis iede gesellschaftliche Pflicht aus, dessen herrschender Trieb allgemeines Wohlwollen ist; er braucht dann weiter nichts, als dieses nur auf ieden vorkommenden Fall besonders anzuwenden, und die Beschaffenheit des Falles selbst lehrt ihm gleich die besondere Anwendung. Soll uns Jesus also immer mehr veredlen, so müssen wir uns in noch immer höherem Grade nach seiner Lehre mit Menschenliebe erwärmen.

Dabei ist die Hauptsache, daß wir immer aufrichtiger und unpartheiischer das wahre Verhältnis zwischen Menschen und Menschen anerkennen. Zufällige Verschidenheiten müssen aufhören, so grosse Eindrücke auf uns zu machen; ieder Mensch ist im Grunde das, was wir sind. Wir sind allzumahl Einer — Kinder einer Art und eines Vaters — Brüder — Geschäpfe, welche auf der Schäpfung leiter nicht über und unter einander in weiten Abstufungen, sondern auf einer und derselben Stafel, stehen. Darum heists eben — Liebe deinen Nächsten, wie dich — Er ist du. In iedem Unsersgleichen müssen wir ein denkendes Wesen anerkennen und schätzen, ein Wesen, das zu derselben Glückseligkeit von Gott bestimmt ist, wie wir, ein

Wesen, so unsterblich, wie wir, ein sittliches Wesen, dessen moralische Vollkommenheit, und wenn sie iezt kaum in ihren ersten Anfängen hervorschimmerte, Gott auch noch ausbilden kann und gewis auch noch ausbilden wird. Aus diesem Gesichtspunkte müssen wir die ganze Menschheit immer fester betrachten; so müssen wir das eigentliche Verhältnis zwischen uns und allen andern Menschen mit immer lebendigerer Ueberzeugung bestimmen und es dann überall, wo unser Glaube daran sich sichtbar machen kann, immer seltener aus den Augen verliehren. Je mehr wir in Andern uns sehen, desto mehr lieben wir sie, wie uns.

Blosse Standes-Weltlagen- und Glücksgüterverschidenheit mus in unsern Augen am wenigsten weiter in Betracht kommen. Diese ist erst mit dem Eintritte in die bürgerliche Gesellschaft entstanden, muste aber auch mit ihr entstehen. Wer durch sie hervorragt, wird dadurch kein höheres Wesen, als Andere, und wer durch sie tiefunten steht, wird dadurch kein nidrigeres Wesen, als Andere. Sobald solche äuserliche Verschidenheit sein mus, wie sie dann wirklich sein mus, so hört sie ia in der That auf, Verschidenheit zu sein. Was kann denn der Vornehmste Mehr thun, als daß er seinen höchsten Platz ausfülle? Wenn nun der Nidrigste seinen untersten Platz auch ausfüllt, so thun sie ia Einerlei, leisten dasselbe für die Gesellschaft, haben gleichen Werth — Beide füllen ihren Platz aus. Was hat der Glücklichere Mehr gethan, als daß er sein grösseres Glück annahm, da es ihm gegeben ward? Der weniger Glückliche nahm

sein

sein kleineres Glück auch an, weil ihm kein grösseres gegeben ward; so haben sie ia Beide Einerlei gethan — Beide haben genommen, was ihnen gegeben ward. Bist du also ein vornehmerer Bürger, so behandle den gemeinen Bürger bescheiden; denn du bist dadurch, daß du ein vornehmerer Bürger bist, kein vornehmerer Mensch, als er, und du hast durch deine Bescheidenheit kein grösseres Verdienst um ihn, als er durch seine bürgerliche Hochachtung gegen dich um dich hat. Bist du ein Reicher, so sieh den Armen nicht für deinen Knecht an; es kann im Grunde kein Mensch Herr über den andern sein, und du thust weit Weniger, wenn du Mitleid mit dem Armen hast, als wenn der Arme keinen Neid gegen dich hat.

Höhere Verstandesausbildung ist allerdings wichtiger, als eine glücklichere Weltlage; aber auch sie kann uns, wenn wir sie haben, nicht berechtigen, Andere unter uns herabzuwürdigen. Wie schwer wird es doch, eigentliche wirklichgrössere Verstandesanlagen zu beweisen! Und, wenn dergleichen Statt fänden, und wir hätten sie wirklich, so könnten wir ia am wenigsten auf sie stolz sein, weil wir sie uns nicht gegeben hätten. Aber nein, ein glücklicheres Zusammentreffen der Umstände war's, welches uns ebenso zu Weiseren machte, wie es Andere zu Vornehmeren und Reicheren zu machen pflegt. Daß wir diese glücklicheren Umstände benutzten, dis ists, was wir dabei gethan haben. Würden aber Andere sie nicht auch so benutzt haben, wenn selbige für sie sich so vereinigt hätten? Es wäre doch wohl abscheulich, wenn wir ih-

nen dis absprechen wollten, da wir nicht im Stande sind, den Beweis dafür zu führen? Was können sie aber dafür, daß sich die Umstände nicht so für sie vereinigten? Gott, wie unzählichoft kommen uns Menschen in den untersten Klassen vor, deren gesunder, schlichter Menschenverstand aus allen ihren Urtheilen und Handlungen hervorblickt! Weise vom: ersten Range würden sie geworden sein, wenn sie die dazu gehörigen Hülfsmittel gehabt hätten. Du Ausgebildeter am Geiste, so oft du Menschen erblickst, die am Geiste so unendlich hinter dir zurückblieben, so oft denke dich von Jugend auf in ihrer Lage, und sie von Jugend auf in der deinigen; dein Herz wird dir alsdann sagen, daß du iezt so weit hinter ihnen zurück sein würdest, wie sie hinter dir zurück sind. Sie haben Verstandesanlage, wie du; sie werden sie auch nicht umsonst erhalten haben. Um eine Welt früher blos warst du so glücklich, die deinige mehr auszubilden; gib der Vorsehung dafür den gebührenden Dank und sei ihnen einstweilig mit deiner höheren Ausbildung nicht im Wege, sondern zur Seite. Leite, führe, warne, rette sie; so werden auch sie der Vorsehung danken und deine Weisheit segnen.

Sogar bei Herzensverschidenheit, und wenn sie die traurigste wäre, müssen wir doch am Menschen nie den Menschen aus den Augen verliehren. Allgemeine Schwächen, solche Schwächen, die von der menschlichen Natur unzertrennlich sind, müssen wir an Andern lieber gar nicht mehr rügen; es sind unsere eigenen. Wollten wir sie also ia rügen, so thun wir

edler,

edler, wenn wir sie an uns selbst rügen; welches auch gewis das beste Mittel ist, sich die fremde Rüge ganz abzugewöhnen. Jeder Mensch hat auch sein Gutes, wie sein Böses. Sieht ein selbstguter Mensch nicht lieber auch an Andern das Gute? So handeln wir auch dann braver, wenn wir immer zuerst auf die gute Seite Anderer blicken; tausendmahl braver wenigstens, als derienige handelt, welcher, wenn er nichts, als Gutes, an Andern sieht, ihre böse Seite mühsam auszuspähen sucht. Ständen aber auch wirklich Menschen vor uns in den traurigsten Gestalten da, mit heftigen Leidenschaften, mit den bösesten Gewohnheiten, ia, mit den schwärzesten Lastern — — wer mag bestimmen, wie viel Antheil an ihrer Unsittlichkeit Eltern, Erziehung, Temperament, Lebensart, ia selbst das Schicksal, haben??? Gott, der Allwissende, kann allein hierüber entscheiden und also auch nur ein gerechtes Urtheil über sie fällen. Wir, die Besseren, sollen sie nicht verdammen; unser besseres Herz soll vielmehr alle mögliche Versuche machen, sie auch zu bessern; und, schlägt unserem Herzen Alles fehl, reift der lasterhafte zur schrecklichsten Strafe, so soll es ihm noch nachbluten, und soll die Hofnung noch hinter seinem Untergange her hegen, daß auch er nicht auf ewig verlohren sein, sondern daß auch für ihn endlich eine Zeit kommen werde, wo das Gefühl seines Elends der Anfang seiner Besserung sein wird.

Ist aber vollends von einem Leidenden die Rede, dem wir helfen können, so müssen wir in ihm, wer er auch sei, immer mehr zuerst den leidenden Men-

schen erblicken. Es mus, um uns zur Hülfe für ihn zu bewegen, weiter gar nichts nöthig sein, als der Gedanke — hier leidet ein Mensch. Da mag er unser Verwandter sein, oder nicht, er mag unsern Glauben haben, oder nicht, wir mögen ihn kennen, oder nicht — er ist ein Mensch und ist in Noth. Ebenso mus diesen Gedanken — hier leidet ein Mensch — auch kein anderer Gedanke hernach zu entkräften vermögen. Und, wenn wir unsern ärgsten Feind im Leidenden erblickten, wenn die ganze Welt sagte, er sei unserer Hülfe nicht werth, wenn er offenbar Selbstschuldiger, ja, Selbstmörder, wäre — genug, er ist ein Mensch und ist in Noth... Ach, m. Br., welch einen Schatz von Herzensgüte werden wir sammlen, wenn wir so auf allen Seiten immer mehr denken und handeln! Wie wird uns Jesus immer mehr veredlen, wenn wir so ganz nach seiner Lehre, die überall davon voll ist, uns mit Menschenliebe erwärmen!

Jesus vollendete seine Predigt der Busse zum Reiche damit, daß er die Menschen bei allem ihren Thun und Lassen ganz und gar an eine höhere Stimme verwies, welche zu ihnen spreche. Er verstand darunter nichts Anderes, als jenes Gesetz, das allen Menschen ins Herz geschrieben ist und dessen Befolgung allein Frieden gibt — jenes Gefühl von Recht und Unrecht, welches von der Natur des Menschen, als eines vernünftigen Wesens, unzertrennlich ist. Diese Stimme war in seinen Augen die Stimme Gottes selbst, der als Menschenschäpfer dieses Gefühl in jedes Menschenherz gegossen und jenes Gesetz in jedes Menschenherz

ge-

geschrieben hätte. Solcher höheren und untrüglichen inneren Stimme sollten wir sklavisch folgen und dabei weiter nichts denken, als — ich mus thun, wie der Vater geboten hat. Soll uns also Jesus immer mehr veredlen, so müssen wir für diese innere Stimme, für unser Gewissen, für das Sittengesetz der Vernunft, das in uns spricht und das Gottes Gesetz ist, immer mehr Achtung haben und uns ihm immer unbedingter und seitenblickloser unterwerfen.

Hier, hier, m. Br., ist unsere höchste Veredlung zu bewirken. Es ist schön, wenn wir die Herrschaft über unsere sinnlichen Begierden so haben, daß sie sich blos in den Schranken der Triebe halten müssen; wie aber, wenn auch die Triebe selbst zuweilen aufgeopfert werden müsten? Es ist schön, wenn unser Herz von Menschenliebe ganz durchwärmt ist; wie aber, wenn die Ausübungsfälle unserer Menschenliebe mit einander in Streit geriethen? Daß wir uns alsdann für das höhere Gute, das wir bewirken können, bestimmen müssen, wenn wir auch selbst dabei litten, und wenn wir auch durch Erfüllung einer Nächstenpflicht die andere überträten, ist gewis und bedarf keines Beweises weiter; wornach entscheiden wir aber über das höhere Gute? Die Triebe sind uns natürlich; die Aufopferung eines rechtmässigen Triebes überwiegt nur gar zu leicht das durch sie zu bewirkende höhere Gute. Und, haben wir die Wahl zwischen zwei Pflichten gegen Andere, wie bald setzen wir die schwerere der leichteren hintenan! Hier ist jene innere Stimme, das Gewissen, unsere letzte Stütze.

Dieses entscheidet gewis über das höhere Gute richtig; wir müssen nur Achtung für dasselbe haben und ihm ohne alle Rücksichten und Seitenblicke geradezu Folge leisten.

Man hat darüber gestritten, ob irgend so etwas, man mag es allgemeines Sittengesetz, oder moralisches Gefühl, oder Gewissen, nennen, wirklich ein natürliches Eigenthum der Menschheit sei, oder ob nicht die, welche es haben, es erst durch das Leben in wohleingerichteter bürgerlicher Gesellschaft empfingen. Freilich, wenn wir den Nachrichten der Weltumsegler völlig glauben dürfen, so könnte es scheinen, als müsten wir daran zweifeln; denn es ist alsdann kein so abscheuliches Unrecht zu denken, das nicht diese oder iene wilde Nation für Recht hielte. Warum übersehen wir denn aber dabei den wichtigen Umstand, daß sie solch Unrecht blos gegen Fremde, aber nicht gegen sich unter einander, für Recht halten? So fehlt es ihnen doch also nur an iener Stufe von Ausbildung der Vernunft, auf welcher der Mensch die ganze Menschheit für ein Volk und alle Erdbewohner für seine Landsleute zu halten anfängt — an iener Stufe von Ausbildung der Vernunft, auf der er sein rechtliches Gefühl über Alles verbreitet, was Mensch ist. Spricht man aber ienen Wilden vollends darum das sittliche Gefühl ab, weil die Weltumsegler selbst den Mangel desselben bei ihnen empfunden, so ists kein Wunder, wenn sie, durch die traurigsten Erfarungen gewitzigt, die ungebetenen Gäste gleich so abweisen zu müssen glauben, daß ihnen die Lust vergehe, wiederzukommen und — sie zu Knech-

ten machen zu wollen. Auch mus man, wenn ewige Kriege unter dergleichen Nationen mit ihren Nachbarn etwa Statt fanden, Viel auf die Erbitterung der Gemüther abrechnen, die ein ewiger Krieg anrichtet, der am Ende auch bei den gesittetesten Völkern wohl alles Menschengefühl erstickt. Warum fand man denn manches wilde Volk, das noch kein Europäer vorher besucht hatte, das von keinem Kriege mit Nachbarn wuste und noch ganz im Stande der Natur lebte, so gutmüthig und menschlich, daß man gewünscht hätte, alle Christen möchten so sein?

Und — so sprechen auch alle Versuche, die man an unsern noch völlig unverschraubten Kindern täglich machen kann, für das Dasein des sittlichen Gefühls, als eines wirklichen Bestandtheils der Menschheit an uns. Ohne den rechten Punkt zu verfehlen, geben dergleichen Kinder der Erzählung sanfter, schöner und grosmüthiger Handlungen ihren herzlichsten Beifall, und bezeigen vor der Erzählung von Härte und Grausamkeit ihren innigsten Abscheu. Dürfte man wohl weiter etwas thun, als dis Menschengefühl, dieses himmlische Geschenk an unsere Natur, ihnen nur nicht rauben, sondern sie dabei erhalten, um einst an ihnen, als Erwachsenen, Menschen zu sehen, die sich zu keiner unmenschlichen Handlung entschliessen könnten, zu jeder menschlichen aber immer bereit und willig wären? O lasset uns doch an unsern grossen Lehrer hier denken; was wollte er denn auch anders damit sagen, daß diesen Kleinen noch das Reich Gottes wäre, als daß reines und richtiges Sittengefühl der mensch-

lichen Natur ursprünglicheigen sei? Die Kinder befolgen es noch — die Erwachsenen nicht mehr, dis ists. Daraus aber, daß Erwachsene es nicht befolgen, folgt nicht, daß sie es nicht mehr hätten. Es ist unzerstörbar, weil es zur Menschheit gehört; freilich aber kann man durch eine Reihe von Bosheiten, zu deren ersteren man verführt ward, so weit verfallen, daß man es endlich mit Füssen tritt, ohne es iedoch ie zertreten zu können. Auch der ärgste Bösewicht, der die verabscheuungswürdigste Unmenschlichkeit ausübt, glaubt nicht, daß er daran Recht thue; es ist ihm nur einmahl nun Einerlei, ob er Unrecht thue, oder nicht. Und so frage sich nur auch Jeder von uns selbst, wenn er es nicht über sich vermochte, einen seiner Triebe für das höhere Gute aufzuopfern, ob er nicht doch hernach sich selbst sage, daß er edler gehandelt, wenn er ihn aufgeopfert hätte. Ein Jeder frage sich, wenn er die leichtere Menschenpflicht der schwereren vorgezogen, ob er nun doch nicht lieber die schwerere ausgeübt haben möchte.

Es kommt also Alles darauf an, wenn wir die höchste Veredlungsstufe ersteigen wollen, daß wir uns gegen die Stimme unseres Gewissens zur höchsten Achtung gewöhnen und ihr immer unumschränkteren Gehorsam leisten. So soll ich thun — so mus ich thun; so soll ich thun — so will ich thun — — Dis, dis werde immer mehr unser Wahlspruch des Lebens! Dann kann man es endlich dahin bringen, daß das Gewissen Allgewalt über uns ausübt; und dis, dis gibt die edelsten, die vollkommensten Menschen.

Jr-

Irrten sie dann ia auch wirklich dabei zuweilen, so gereicht ihnen ein Fehler mit dem Gewissen ebenso zur Ehre, wie Andern Handlungen wider alles Gewissen zur Schande gereichen. Es werden dergleichen Fehler aber auch immer seltener vorkommen und endlich ganz wegfallen, wenn sie über ihre Natur und Bestimmung nur immer tiefer nachdenken und so das höhere Gute allenthalben auch deutlicher einsehen. Eine solche Veredlung, welche die Allgewalt des Gewissens stiftet, wird zuletzt der Seelenadel Jesu selbst. „Ich kann nichts von mir selbst thun. Wie ich höre, so richte ich, darum ist mein Gericht recht; denn ich suche nicht meinen Willen und mache nicht gewisse eigene Neigungen zu Triebfedern meiner Urtheile und Handlungen, sondern ich suche den Willen des Vaters, der mich gesandt hat, das höhere Gute, worauf mich eine innere Stimme, die seine Stimme ist, hinweiset.“ — Dis war es, wornach Jesus sein ganzes Leben führte. „Soll ich den Kelch nicht trinken, den mir der Vater reicht? Vater, ists nicht möglich, ich trinke ihn dann — so geschehe sein Wille!“ — Dis war's, was ihn noch zur Selbstaufopferung bestimmte. O heilige Seelen, die so, wie er, nur immer thun, wie Gott gebietet, und die dis Gebot Gottes in dem Gebote ihres Gewissen vernehmen! O selige Seelen, deren Speise es ist und die darin leben und weben, daß sie des Vaters Willen, den sie sich selbst sagen, thun; darum liebet sie der Vater, daß sie Alles thun und leiden können, was er will! — —

So, m. B., so soll uns Jesus immer mehr veredlen. Nach seiner Predigt der Busse zum Reiche wollen wir immer mehr über unsere Begierden wachen; nach seiner Predigt der Busse zum Reiche wollen wir immer mehr uns mit Menschenliebe erwärmen; nach seiner Predigt der Busse zum Reiche wollen wir immer mehr Achtung für unser Gewissen haben und demselben die genaueste Folge leisten. Diese Entschliessungen, recht herzlich gefasst, sind die beste Kirchenjahrsfeier; sie sind Mehr, als Palmenstreuen, Mehr, als Kleider auf den Weg breiten, Mehr, als alles Hosianna schreien. Jesus ist uns gemacht zur Heiligung, und dadurch zur Erlösung. Durch seine Lehre sollen wir heilig, und hierdurch glückselig werden. Wachsen sollen wir nach seiner Lehre noch immer mehr in der Heiligkeit, und dadurch auch in der Glückseligkeit. O so sei uns sein Unterricht über Alles schätzbar, und Gott segne ihn immer mehr an unserem Herzen!

Las, Vater, deine Kirche auf Erden ferner unter deiner heiligsten Vorsehung bestehen! Erhalte Jesu Lehre uns und unsern spätesten Nachkommen! Las sie immer lauterer gelehrt, immer treuer befolgt werden! So wird dein Reich hier schon unter uns anbrechen, und einst werden wir eingehen in das ewige Reich unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi, wo Heiligkeit und Glückseligkeit im vollkommensten Verhältnisse mit einander stehen sollen.

LXI.

Wacker sein allezeit ist die beste Masregel wegen grosser Unglücksfälle.

Am 2. Advent.

Ueber Luc. XXI. V. 36.

Seid wacker allezeit und betet; daß ihr würdig werden möget, zu entfliehen Allem, was geschehen soll, und zu stehen vor dem Menschensohne.

Meine Brüder. Die Rettungsregel, welche Jesus seinen Freunden bei dem ungeheuren Unglück, das ihrer Nation bevorstand, gab — „Seid wacker allezeit“ — enthält auch für uns immer noch den Kern von Masregeln aller und ieder grossen Unglücksfälle wegen.

Auch sogar solch Unglück, wovon Jesus eigentlich nicht sprach, Unglück, das nicht von Andern, oder durch Umstände, für uns bewirkt wird, sondern das wir selbst verschulden, ist nicht davon ausgeschlossen. Liegt denn nicht in dem Wacker- oder Wachsamsein allezeit der Rath zu allgemeiner Vorsichtigkeit, und erzeugt der blosse Mangel an gehöriger Vorsicht nicht unzähliches Unglück, welches Alles, wenn es uns hernach trift, unsere eigene Schuld ist?

Gehet doch das ganze menschliche Leben durch — woher in der That das mehreste Unglück? Woher z. E. so viel misgelingende Geschäfte? Daher, daß man den Plan dazu nicht gehörig überdenkt, daß man nicht auf Zeit, Ort und Umstände dabei Rücksicht nimmt, daß man seine Leute, mit denen man eingeht, nicht erst ganz kennen zu lernen sucht, daß man sich auf unvermeidliche Hindernisse nicht vorbereitet, oder sie für zu klein ansieht u. s. w. Woher so viel Verarmung? Daher, daß man Einnahme und Ausgabe nicht genau berechnet, daß man in guten Zeiten nicht

an

an den Wechsel der Zeiten denkt, daß man Dinge unternimmt, die man nicht übersehen kann, daß man sich vor listigen Betrügern nicht in Acht nimmt, u. s. w. Woher so viel sieches Wesen? Daher, daß man sich seinen sinnlichen Begierden blind überlässet, daß man seinen Körper für unzerstörbar hält, daß man bei seinen Vergnügensgenüssen von der äuserstен Erhitzung zur stärksten Erkältung schnell übergeht, daß man nicht alles dasienige meidet, wovon man schon seiner Gesundheit schädliche Erfarungen gemacht hat, u. s. w. Woher so viel einzelne wirkliche Lebensgefaren? Daher, daß man bei Anwendung seines Muths nicht mit Beurtheilungsschärfe zu Werke geht, daß man sich nicht überall erst umsieht, ob man nicht ausweichen könne, daß man beim Gebrauche grosser Thiere ihrer Stärke vergisset, daß man in Krankheiten sich ungeschickten Aerzten anvertrauet u. s. w.

So gehts im Kleinen; ists im Grossen wohl anders? Woher so viel schreckliche Feuersbrünste, die oft ganze Dörfer und Städte verheeren? Ists nicht daher, daß mit dem furchtbaren Element Feuer so leichtsinnig und nachlässig umgegangen wird? Woher oft das Sterben ganzer Viehheerden? Ists nicht daher, daß der Hirt sie verhütet, oder daß sie zur Unzeit ausgetrieben werden? Woher oft die ungewöhnlichsten und fürchterlichsten Ueberschwemmungen? Ists nicht daher, daß man, weil der Flus lange nicht austrat, sicher ward und die Dämme nicht sorgfältig im Stande erhielt? Woher oft der länderverderblichste Krieg? Ists nicht daher, daß man sich ungerufen in die inneren Streitig-

ägkeiten der Nachbarn mischt und sie für zu schwach ansieht? Woher oft Rebellion? Ists nicht daher, daß man gegründeten Volksbeschwerden nicht zu rechter Zeit abhilft, oder bei neuen ins Grosse gehenden Anstalten sich um die Stimmung des Volks nicht bekümmert?

Wir haben Vernunft. Wir wissen, daß aus ähnlichen Ursachen, wenn nichts dazwischen kommt, ähnliche Wirkungen entstehen. So müssen wir so etwas nicht thun, woraus Unglück erfolgt; wir müssen nicht darauf rechnen, daß etwas dazwischen kommen werde, das das Unglück an unserer Statt abhalte, noch weniger müssen wir aufs Gerathewohl handeln. Vorsichtig mit Allem umzugehen, besonders mit den Elementen, ist uns Pflicht; thun wir dis, so werden wir allem selbstverschuldeten Unglück, mithin gewis dem grösseren Theile der Summe aller Unglücksfälle, entgehen. Seid wacker allezeit; suchet durch Vorsicht iedem selbstverschuldeten Unglück zu entgehen.

Jesus sprach aber von solchem Unglück, woran seine Freunde wenigstens nicht Schuld waren. Der völlige Untergang des iüdischen Staats war es, welcher bevorstand, und der mit dem unsäglichsten Elende aller Art verknüpft sein würde. Aus diesem wünschte er seine Treuen gerettet zu sehen; so machte er sie mit den Zeichen der Zeit bekannt und rieth ihnen an, in beständiger Hut zu sein, damit sie, sobald selbige sich anmeldeten, sich noch durch die Flucht retten und dadurch dem allgemeinen Verderben entgehen könnten. — Nun, und so ist dann auch für uns das

Wackersein allezeit noch immer die beste Masregel, welche wir auch grosser unverschuldeter Unglücksfälle wegen, solcher Unglücksfälle wegen, die Zeit und Umstände herbeiführen, treffen können. — —

Es liegt hierin erstlich ebenfals wieder auch eine Aufforderung zur Vorsicht. Wir wissen nehmlich, daß sich, wie sich viel Unglück durch unsere Schuld ereignet, auch viel Unglück ohne unsere Schuld ereigne. Es gibt aber kein Unglück, wogegen es nicht auch Mittel gäbe. Diese Gegenmittel in guter Bereitschaft halten — dis ist die Vorsicht, welche wir hierbei ausüben müssen, und deren Mangel solche Unglücksfälle mehrentheils erst so fürchterlichgros macht, als sie eigentlich gar nicht werden sollten. Wer hier weiter nichts thut, als daß er seine Füsse nur in guter Bereitschaft hält, um davon laufen zu können, der rühme sich ia keiner Vorsicht; und auch dis den Sorglosen so bewährte Mittel schlägt ihnen, wenn sie das Unglück erst Ueberhand nehmen lassen, am Ende wohl fehl. Wollte man sagen, es gebe des möglichen Unglücks so viel, daß man sich unmöglich gegen iedes Unglück in Bereitschaft setzen könne: so mag ia auch immerhin die Rede nur davon sein, daß man sich nur gegen gros Unglück in Bereitschaft setze, das gewöhnlich zu Zeiten sich ereignet, oder das gar zuweilen sich ereignen mus. Sollten wir denn auch dis nicht thun wollen? Nun, so wären wir ia selbst Schuld daran, wenn hernach so ein Tag schnell und wie ein Fallstrick, oder auch wie ein Bliz, über uns käme,

und

und uns und die, welche in der Nähe um uns her auf Erden wohnen, rettungslos dahin raffte.

Lasset uns einige Beispiele von dergleichen immer vorkommenden Unglücksfällen im häuslichen und im bürgerlichen Leben zur Hand nehmen. — Feuer entsteht nicht immer auf der Erde erst; es fällt auch oft vom Himmel. Ist unser Jahrhundert aber nicht auch durch die Erfindung der Blitzableiter merkwürdig geworden? Wenn nun Jemand ein Gebäude hat, das an sich von Werth ist, oder worin er sein Eigenthum von grossem Werthe aufbehält, kann er es nicht wenigstens durch Anlage eines solchen Ableiters vor dem unmittelbaren Schaden des Wetterstrahls zu immerwährenden Zeiten sichern? Gesetzt aber, seine Nachbarn thäten kein Gleiches, so, daß er doch mittelbar, wenn es bei ihnen einschlüge und zündete, der Feuersgefar ausgesetzt wäre, oder sie machten durch Verwahrlosung dieses Elements sich und ihn unglücklich — kann er nicht durch eine Feuerordnung in seinem Hause machen, daß sein Verlust alsdann wenigstens erträglicher werde? Wohlhabender Hauswirth, du thust wohl daran, daß du deine ganze Familie und alle deine Hausgenossen streng dazu anhältst, daß sie auf das behutsamste mit diesem rachsüchtigen Elemente umgehen; du thust äusserstwohl daran, wenn du die Feueroberaufsicht sogar in deinem Hause führst und an iedem Abend nachsiehest, ob deine gewöhnlichen Feuerstäten in Ruhe und Ordnung sind; Genug aber thust du hieran noch nicht. Du must alles das, was du zu dem Besten deines Eigenthums rechnest, nicht im ganzen Hause umher

zerstreuen, sondern für ieden Theil desselben einen bestimmten Platz haben. Dann must du einem Jeden von deinen erwachsenen Hausleuten den Platz anweisen, wohin er sich bei Feuersgefar zu begeben habe, und ihm bestimmen, wornach er daselbst zu greifen habe. Du must mit ihnen Allen iährlich öfter darüber reden und ihnen auf den Nothfall, weil er doch leicht möglich ist, bei Zeiten Muth einflössen. So werden sie, wenn die Noth da ist, nicht gegen einander rennen, oder blos Kleinigkeiten, die ihnen die nächsten sind, retten; sondern das Schätzbarste, das du besitzest, wird durch dich und sie der Flamme entfliehen, die einmahl lodern soll. Und — was können nun vollends nicht für gute obrigkeitliche Anstalten schon in voraus gegen Feuersgefar getroffen werden! Von tüchtigen Spritzen in verhältnismässiger Anzahl an bis auf Anstellung iedes Bürgers an die ihm dabei obligenden Geschäfte — von der Feuerwache vorher auf dem Thurme an bis auf die Feuerwache nachher bei den geretteten Sachen — — o wie viel kann die Polizei thun, um auch das unvermeidlichste Unglück dieser Art wenigstens kleiner zu machen und in seine Grenzen zurückzuweisen! Wer kennet nicht die deutschen Städte, welche durch eine solche vollkommene Feuerordnung berühmt sind? Wer weis aber auch nicht, wie noch ungleichviel mehrere so weit darin zurück sind, daß es zu bewundern ist, daß noch eine derselben steht; und wie besonders der arme Landmann, der den Städtern doch so wacker zu Hülfe eilt, in Flammennoth häufig noch ganz verlassen sei?

Fer-

Ferner — wie viel kann geschehen, um die mörderische Wut der Seuchen zu hemmen, welche von Zeit zu Zeit bald hier, bald da, durch die Natur selbst, oder durch Unreinigkeit, entstehen! Werden sie nicht alle erst dadurch fürchterlich, wenn ihnen gar nichts entgegen geschieht? So wandert die Pest aus Land in Land nicht blos durch Menschen, die sie mitbringen, sondern sogar durch Waaren und Güter, welche von daher kommen, wo sie herrscht. Zwingt man daher nicht Alles, was aus solchen Gegenden kommt und gebracht wird, an bestimmten Orten auf eine bestimmte Zeit still zu liegen? Bohrt man nicht verpestete Schiffe, wenn sie mit Gewalt landen wollen, samt der ganzen Mannschaft durch Kanonen in den Grund? So wandern auch bösartige Fieber und bedrohen die Menschheit weit und breit. Hält man sie daher nicht durch Unterbrechung alles Handels und Wandels und durch bewafnete Landessperre von den Grenzen zurück? Sobald also im Lande selbst eine Krankheit sich äusert, die epidemisch ist, kann die Landespolizei durch Untersuchung derselben ihrer Ueberhandnehmung auch Einhalt thun. Sie kann die bewährtesten Mittel gegen sie ausfindig machen und herbeischaffen; sie kann die rechte Behandlung der von ihr Befallenen bekannt machen und andere Vorkehrungen treffen, die nie ihren Zweck ganz verfehlen werden. Bei Viehseuchen kann sie dasselbe thun; und wie verdient macht sie sich hierdurch um den grossen Theil des Volks, der vom Fuhrwesen, von Ackerbau und Viehzucht lebt! Ist es nicht ein Elend, wenn der arme Landmann, dessen ganzer Reich-

thum oft in seinen Arbeitsthieren und Heerden besteht, sich, wenn das Sterben unter diese kommt, fast noch immer gar nicht zu helfen weis? Sollts denn für Thiere nicht so gut Heilmittel geben, als für Menschen? Sollte die Beförderung der Thierarzneikunde in einem Lande nicht wenigstens die Hälfte von dem verdienen, was oft auf Lustbarkeiten verwendet wird? Selbst in Familien kann Viel gegen Seuchen an Thieren und Menschen geschehen. Wie mancher kluge Hauswirth, der von Rindviehseuche oder Schafsterben in einiger Entfernung hörte, rettete durch den Gebrauch eines einzigen zuvorkommenden Mittels alle seine Rinder und Schafe! Und — wie viel brave Eltern, die das Wackersein allezeit vor Augen und im Herzen hatten, segneten sich schon dafür, daß sie die Einimpfung der Pocken in ihren Erziehungsplan aufgenommen hatten, wenn sie nach einigen Jahren unter ihren gesunden und wohlaussehenden Kindern ruhig und zufriden sassen, während daß auf allen Seiten um sie her durch die bösartigen Blattern die Kinder wie die Fliegen fielen, oder verzerrt und verkrüppelt wurden! O m. Br., bei diesem Beispiele lasset uns doch noch einige Augenblicke verweilen, um uns von dem Nutzen menschlicher Vorsicht auch bei unvermeidlichen grossen Unglücksfällen zu überzeugen. Freilich wäre es herrlich, wenn die Blattern ganz wieder aus unsern Gegenden vertrieben würden, so, wie sie einst bei uns gar nicht waren. Es scheint dis aber, Alles wohl erwogen, unmöglich zu sein. Was also zu thun für wackere Eltern? So liegt die Sache wenigstens noch,

daß

daß Jeder, wer die Blattern nicht gehabt hat, lebenslang befürchten mus, sie noch zu bekommen. Sollen Eltern nun wagen, ihre Kinder zu ieder Zeit, es sei zu rechter Zeit, oder zur Unzeit, ieder Art von Blattern, auch der bösartigsten, zu überlassen, oder sollen sie wagen, ihnen zu rechter Zeit die gutartigsten Blattern einzuimpfen? Die Erfarung hat entschieden, daß die natürlichen Blattern die Kinder schaarenweise wegraffen, wenn von ebensoviel Eingeimpften etwa Eins stirbt. Ebenso hat die Erfarung das Vorurtheil widerlegt, als wenn Eingeimpfte kein hohes Alter erreichten. Die Rettung guter Gesichtsbildung durch die Inokulation ist vollends ausgemacht. Welcher Wag von Beiden ist also wohl pflichtmässiger für Eltern? Ist nicht vor der Hand die Einimpfung noch das sicherste Mittel, wodurch Kinder entfliehen mögen diesem Allen, was noch durch die Pocken geschehen soll? Und gesetzt, es schlüge fehl, so werden die Eltern doch bestehen vor dem Menschensohne, wie vor ihrem eigenen Gewissen; denn sie haben das letzte übrige Mittel zur Rettung ihrer Kleinen auch nicht ungebraucht gelassen. Millionen Kinder aber würden offenbar gerettet werden, wenn die Einimpfung allgemein würde; und so ist dis ein Beweis aller Beweise, was menschliche Vorsicht auch gegen natürliche und unvermeidliche grosse Unglücksfälle vermöge.

Lasset uns noch Miserndten und daher entstehende Brodttheurung und Hungersnoth zum Beispiele nehmen! — Die Natur gibt uns im Durchschnitte von mehreren Jahren volle Genüge; nur nicht in einem

Jahre so Viel, als im andern. Sie gibt uns zuweilen Weniger, als wir brauchen, dafür aber ein anderes mahl Mehr, als wir brauchen. Wir sind Menschen und wissen dis; so sind wir auch auf dieser Seite besser daran, als die Thiere. Was hilft uns aber das Wissen, wenn wir keinen Gebrauch davon machen? Dieser Gebrauch besteht darin, daß wir bei gesegneten Erndten den Ueberflus aufheben, um ihn bei Miserndten zulegen zu können. So kann menschliche Vorsicht alle Erndten zu hinreichenden Erndten machen und auch dem schrecklichsten Elende, dem Hunger, Grenzen setzen. Es kann dis allerdings schon von den einzelnen Bürgerfamilien selbst geschehen. Die wenigsten aber haben dazu Gelegenheit, geschweige dann Geld. So ist und bleibt dann diese Vorsicht der Aufsammlung des Ueberflusses an Getraide, als eines Vorraths auf Jahre des Mangels, im Ganzen dem Staate überlassen. Jede Obrigkeit, deren Volk, den Fall des Krieges abgerechnet, nach Brodt schreien mus, ist Gott dafür verantwortlich und wird nicht bestehen vor dem Menschensohne; denn sie hätte durch gute Magazine es leicht bewirken können, daß die armen Unterthanen entflöhen diesem Allen, wovon Gott nicht will, daß es durch Miserndten geschehen soll. Auch blosse Brodtheurung schon ist iämmerliche Volksplage. Gegen eine mässige können sich freilich die untersten Stände schützen, wenn sie auch Vorsicht gebrauchen und in sehr wohlfeilen Zeiten von ihrem Verdienst zurücklegen; gegen grosse aber nicht. Und — was hilft am Ende auch alles Geld, wenn gar kein Brodt mehr

zu haben ist? Darum, noch einmahl gesagt — Magazine, Magazine! Diese haben noch oben drauf den grossen Nutzen, daß sie auch ieder erkünstelten Theurung vorbeugen, welche die Wucherer unter den Aufkäufern, Gutsbesitzern und Pachtern unseres Zeitalters durch teuflische Verabredung unter einander schon so manchmal, auch wenn wir drei reiche Erndten hinter einander hatten, zu veranstalten gewust haben. In der That, so könnte der Staat unaufhörlich fast einen gleichen Brodtpreis erhalten, wobei Bürger und Bauern bestehen könnten. Welch eine heilsame und Gottverherrlichende Anstalt wäre dis, und wie leicht ists doch den Obern, sie zu treffen!

Auf gleiche Weise kann man alle nur denkbare grosse Unglücksfälle, welche uns treffen sollen, durchgehen, und man wird sich überzeugen, daß sich Gegenanstalten wider sie machen lassen. Es ist Sache der Vernunft, sie zu erfinden, und keine Art von Erfindungen kann ihr mehr zur Ehre gereichen, als diese. In der That hat sie auch schon Viel darin geleistet, und es ist keineswegs zu zweifeln, daß sie noch immer Mehr leisten werde. Man mus alsdann diese Gegenanstalten und Gegenmittel nicht erst treffen und herbeisuchen wollen, wenn das Unglück schon da ist — es wäre dann, daß es nicht nur ein ganz unvorhergesehenes, sondern auch ein ganz ungewöhnliches, oder gar noch nicht vorgekommenes, wäre, sondern man mus sie so viel, als möglich, schon in Bereitschaft halten. So wird man allemahl die trostvolle Erfarung von neuem haben, daß solche menschliche Vorsicht das Uebel we-

nigstens nicht nur an sich geringer, sondern auch besonders in seinen Folgen erträglicher, machen könne.

Freilich aber würde auch alle diese Vorsicht vorher oft zu nichts helfen, wenn man alsdann, wenn gros Unglück wirklich eintritt, nicht bei sich wäre, oder sich nicht zu sammlen und zu fassen wüste. Darum liegt auch in dem Wackersein allezeit Geistesgegenwart in der Noth selbst; ia, auf diese kommt oft Alles an.

Da sind dann nun die mehresten Menschen gleich wie ganz aus einander, verliehren den Gebrauch aller ihrer Kräfte, übersehen die Rettungsmittel, welche dicht vor ihnen liegen, und lassen die Rettungszeit vorbeistreichen, oder wenden Kräfte und Mittel falsch an, sind Andern, die die Rettung klüger betrieben, noch im Wege und vermehren solchergestalt die Gefar gar. Besonders geschieht dis, wenn das Unglück Fallstricksmässig und urplötzlich eintritt. In diesem Falle leidet freilich wohl Jeder, auch der wirkliche Mann, etwas; glücklich aber der, welchen der erste plötzliche Eindruck zwar auch erschüttert, bei dem aber diese Erschütterung hernach nicht in Erschlaffung, sondern in Spannung, übergeht. Wie sich der Körper ganz aus sich gegen den Fall sträubt und sein Gleichgewicht herzustellen strebt: so setzt sich der Geist eines solchen Menschen zur Gegenwehr in der Gefar. Muth beseelt diesen Mann und durchdring talle seine Adern und Nerven. Glücklich er aber dann erst ganz, wenn Blut und Muth nicht Meister über ihn werden, sondern wenn er freies Bewustsein, deutliche Vorstellungen

gen und richtige Beurtheilungskraft dabei behauptet. In dieser Geistesgegenwart sieht man dann die wahre Gefar; man sieht die Gefar nicht für kleiner, aber auch nicht für grösser, an, als sie wirklich ist; man findet die rechten Mittel und — wendet sie recht an.

Sehr oft gelingt es daher dem Geistesgegenwärtigen, die grössesten Gefaren, wenn sie ihn schon zu verschlingen drohen, noch zurückzuschlagen, oder ihnen doch zu entrinnen. Erinnert euch doch, nur, m. Br., an die völligwahren Beispiele, welche wir davon haben, wie ein einziger Reisender sich gegen drei, vier Strassenräuber, die ihn anfielen, glücklich vertheidigte und sein Leben aus ihren Fäusten wie eine Beute davon trug — wie ein Anderer, bei dem zur Nachtzeit Einbruch geschah und der ganz allein war, durch vorgebliche Führung zu seinem versteckten Schatze die Diebe irre führte und sie so in seinem eigenen Hause einfing — wie Mancher aus Flammen und Ueberschwemmungen, ia sogar im Schiffbruche auf dem Meere, blos durch seine kluge Entschlossenheit, wie durch ein Wunder, sich rettete. Wenigstens macht Geistesgegenwart den Verlust fast iederzeit geringer, welchen das Unglück bereiten will. Den augenscheinlichsten Beweis hiervon haben wir bei Feuersnöthen, wo sie, wenn noch Zeit, etwas zu retten ist, gewis rettet und zwar das Beste reitet, als wozu schlafende Kinder zuerst gehören.

Es ist oft fast unglaublich, wie Viel Geistesgegenwart im Unglück vermöge. Ein einziger Mensch, der sie besitzt, rettet nicht selten ganze Haufen Anderer,

oder erleichtert doch ihr Schicksal. Bei Feuersgefahren ist dis etwas ganz Gewöhnliches. Trift sichs da, daß ein Solcher einer der Ersten ist, so bändigt er durch weise Anstellung der Hülfe die Flamme, welche sonst ganze Strassen ergriffen hätte, in das Haus zurück, worin sie aufging. In Kriegszeiten geschieht es gleichfalls nicht selten. Wie oft erhält da ein einziger Officier das Leben von Tausenden durch eine kühne und geschickte Wendung, oder befreiet sie aus der fast unvermeidlichen Gefangenschaft dadurch, daß er sich an ihre Spitze stellt und sich da, wo noch der einzigmögliche Ausweg dazu ist, durchschlägt! Wie oft hält ein einziger Bürger die Plünderung von einem ganzen Orte ab, wenn er sich männlich dem Anführer der eigenmächtigen Marodeurs entgegenstellt, ihm die Nähe des starken Feindes vorspiegelt, oder ihn so lange hinhält, bis die ganze Bürgerschaft unter den Waffen ist und die streifende Parthei zum Abzuge nöthigt! In Stürmen auf dem Meere — o was vermag da oft ein einziger geschickter und entschlossener Schifsmann! Wenn das gesamte Schifsvolk um ihn her schon Sterbelieder singt, sich verlohren gibt und keine Hand mehr anlegen will, dann spricht er ihnen Muth zu, zeigt noch einen möglichen Rettungsversuch, stellt Jeden dabei an seine gewisse Arbeit an, fängt zuerst an zu arbeiten, arbeitet für drei Mann, setzt die übrigen dadurch in gleiche Thätigkeit und bringt so Schif und Mannschaft glücklich ans Land. O wehe der Menschheit in iedem grossen Unglück, wenn sie alsdann nicht wenigstens einen Mann von Geistesgegen-

wart unter sich hat, der als Befehlshaber der Uebrigen auftritt, sie anfeuert und die ganze Masse von Kräften, welche sie zusammen haben, zweckmässig regirt und richtet!

Wer sieht nicht hieraus, daß Geistesgegenwart also eine Eigenschaft sei, die man an allen Obern finden sollte? Der, welcher verdienen will, zu allen andern Zeiten an der Spitze Vieler zu stehen, mus in Nothfällen auch an ihre Spitze treten können; sonst ist seine Kunst eine Kunst, die Jeder kann. Wenn er läuft, so ists natürlich, daß er auch an ihrer Spitze laufen werde; Alles läuft ihm nach, weil Alles ihm zu folgen einmahl gewohnt ist. Läuft er aber auch nicht, legt aber die Hände müssig in den Schos, oder zittert und bebt, woher sollen die Uebrigen Herz bekommen, wenn der Mann an ihrer Spitze kein Herz hat? Dis Herzhaben ist aber warlich nicht damit abgethan, daß er nur fluche, daß Himmel und Erde sich aufthun möchten. Eine unverzeihliche Unanständigkeit für Befehlshaber und Vorgesetzte, die man doch aber so häufig an ihnen antrift! Ists Recht, daß man seinen Mitbürgern, die zu helfen bereit sind, alles Böse an den Hals wünscht? Stärkt man sie dadurch wohl in ihrer Hülfslust? O seid doch nie bescheidener und liebreicher, als in öffentlicher Nothfällen, ihr Oberen; lobet die Wackern, muntert dadurch die Trägen auf, stellet die Helfer zur Hülfe recht an und — gehet ihnen insgesamt mit Selbsthandanlegen dabei vor; so, so stehet ihr an ihrer Spitze in der Noth, nicht aber,

wenn

wenn ihr als privilegirte Erzflucher nur unter ihnen her tobet.

Wo es nun an solchen Befehlshabern fehlt, die im Unglück an die Spitze treten können, da betrachte man Jeden ohne Unterschied, der wahre Geistesgegenwart zeigt, als den natürlichen Befehlshaber. Ihr Alle, die ihr alsdann zerstreut am Geiste und ausser Fassung seid, schliesset euch zuversichtlich an ihn an und thut blind, wie er, und mit Sklavengehorsam Alles, was er euch gebietet. Er ist der Retter, euer eigener oder doch eurer Mitbürger Retter. Ohne euch kann er vieleicht nur Wenig, mit euch Viel, vieleicht Alles. Ihr werdet, wenn die Noth vorüber ist und ihr zum vollen Besinnen wieder gelanget, erstaunen über das, was ihr gethan, und werdet sehen, daß ihr, ohne zu wissen, was ihr thatet, so gehandelt habt, wie ihr nur nach der reiflichsten Ueberlegung hättet handeln können. Gebet einem solchen Seltenen hernach iederzeit vor tausend Andern im bürgerlichen Leben den Vorzug; ia, übersehet seiner Geistesgegenwart im Unglück wegen sogar manche Schwäche an ihm, die er an Freudentagen zeigt. Beides hat vieleicht einerlei Grund.

M. Br. Sollten wir uns nicht Alle solche Geistesgegenwart im Unglück wünschen, um wacker zu sein allezeit, besonders zur nöthigsten Zeit? — Lasset uns aber ia nicht denken, daß Temperament hierbei Alles ausmache; es trägt allerdings Viel dazu bei und erleichtert ihre Erlangung sehr, aber es gehört doch noch weit Mehr dazu.

Ein gutes Gewissen ist dabei die Hauptsache. Wenn gros Unglück kommt, so mus es unser Herz nicht für eine verdiente Strafe ansehen. Sonst ist aller wahre Muth dahin; oder, ist ia Muth noch da, so ist er toller Verzweiflungsmuth, der grösstentheils ins Verderben selbst führt. Sind wir aber des Guten uns bewust, so entsteht dadurch iene innere Ruhe, welche der Grund des Gleichgewichts aller unserer Kräfte ist. In dieser Ruhe können wir richtiger überlegen und schneller den rechten Punkt treffen. Wir vertrauen dann auch mehr auf günstigen Zutritt anderer Menschen und hülfreicher Umstände, und dis Vertrauen macht uns entschlossener, im Gebrauche unserer Kräften dreuster und überall thätiger.

Eine geübte Beurtheilungskraft ist ebenfals schlechterdings nöthig. Wir müssen uns eine Leichtigkeit erwerben, die wahre Beschaffenheit der Dinge und Lagen des menschlichen Lebens einzusehen, und das eigentliche Verhältnis der Mittel zu ihren Zwecken zu erkennen. Diese allgemeine Leichtigkeit kommt uns dann in Nothlagen sehr zu statten. Wir erkennen dann auch schneller ihre eigentliche Grösse und wählen ebenfals unter mehreren Mitteln, die sich uns gegen sie darbieten, die besten gewisser und schneller zugleich. Nicht blos sinnlich geniessen, sondern auch recht viel nachdenken — dis, dis bereitet gar herrlich Geistesgegenwart.

Ebenso müssen wir uns auch oft grosse Unglücksfälle als möglich vorstellen, selbst über sie denken und auch mit Andern uns darüber unterhalten. Jeder mus.

dis besonders in Ansehung derienigen Unglücksfälle thun, die in seiner Lage, in seinem Stande und Berufe die möglichsten sind. Es gehört ia dis in der That auch schon zur nöthigen Vorsicht vorher. Beim Eintritt der Unglücksfälle selbst haben wir dann aber auch den Vortheil davon, daß sie uns nicht als ganz neue Vorstellungen erschüttern, die um so viel niederreissender sein würden, weil sie die Empfindung selbst zugleich mit sich führten. Es sind Fälle, die wir schon oft gedacht und mit deren Möglichkeit wir uns längst vertraut gemacht haben; so gleitet ihr schmetterndster Eindruck von uns ab, und wir bleiben bei Bewustsein.

Noch müssen wir uns auch nicht verweichlichen. Ein Weichling bebt vor ieder Gefar, weil sie ihn in seiner Gemächlichkeit unangenehm stört. Er will immer Alles vollauf haben, will kein Haar versengen, keinen Finger nas machen, scheuet iede ungewöhnliche Anstrengung und fürchtet sich vor ieder rauhen Luft. Wohl dem, der sich von Jugend auf abhärtet, an Arbeit sich gewöhnt, ieder Witterung sich aussetzt, Mangel ertragen lernt und auch den Kampf der Elemente nicht scheuet. Er wird in ieder Noth ein Mann sein und mit seinem Muthe Thaten thun, als wenn er Berge versetzte.

Ganz vorzüglich müssen auch frühe Wollüste vermieden werden. Diese sind es, die die Menschheit iezt so entnerven und Millionen um alle Gegenwart des Geistes bringen. Ach, woher so viel unmännliche Männer, so viel Herz- und Muthlose, so viel Zerstreu-

streute, die immer wie bei nur halbem Bewustsein sind, und die wachend zu träumen scheinen? Im zweiten Jahrzehend legten sie den Grund dazu. Da verschwendeten sie schon ihre geistigsten Körperkräfte und stumpften dadurch den Geist selbst gegen alles Grosse und Kühne ab.

Endlich mus auch wahre Religiosität da sein, wo wahre Geistesgegenwart sein soll. Glaube an Gottes Welt- und Lebensregirung gibt dem Herzen im Unglück eine unzuüberwältigende Kraft. Wer von der Ueberzeugung durchdrungen ist, daß ohne Gottes Willen nichts von Belang geschehe, der nimmt iedes Schicksal herzhafter an, wehrt sich, wenn es seine Pflicht verstattet, aus allen Kräften dagegen, weil er weis, daß auch dis Gottes Wille sei, und rechnet fest auf Unterstützungen von aussenher, sobald sie auch Gottes Wille sind.

Beten ist wohl gut vorher, ehe das Unglück kommt, um sein Herz immer mehr überhaupt dadurch zu stärken; auch ists beim allmähligen Eintritte des Unglücks selbst, wenn noch Zeit dazu ist, gut, um sich vollkommener zu sammlen; in grosser Noth selbst aber mus man Mehr thun, als beten; wehren mus man sich dagegen. Weder Mörder, noch Diebe, weder Flammen, noch Fluten, lassen sich wegbeten.

Doch wollen wir in äuserster Noth den Gutherzigen lieber beten, als den Bösherzigen fluchen hören. —

Es gibt eine teuflische Gegenwart des Geistes, vor der die Menschheit zurückschaudert. Diese besteht darin, wenn Bösewichter die Zeiten grosser fremder, ia wohl allgemeiner Noth mit Gewandtheit auf das schändlichste zu ihrem Privatvortheile benutzen. Dann, wenn alle andere Menschenherzen von Leid und Mitleid, von Jammer und Miriammer durchdrungen sind, sinnen sie darauf, die Unglücklichen noch unglücklicher zu machen, mischen sich wohl gar unter die Helfer und führen um so verborgener ihre ruchlosen Plane aus. Wo ist irgend ein grosses Feuer, bei welchem nicht gestohlen wird? Und — das thun Christen? So etwas geschieht wohl unter den rohesten Wilden nicht. Wärs Wunder, wenn die strafende Gerechtigkeit einen solchen auf der That ertappten Unmenschen ohne weiteren Proces zum abschreckendsten Beispiele mitten in die Flammen werfen liesse? Doch — was ist es anders, wenn da, wo das unchristliche Strandrecht Sitte ist, die in Stürmen auflauernden Küstenbewohner, statt der Mannschaft auf den Trümmern des Schifs zu Hülfe zu eilen, lieber die umherschwimmenden Tonnen und Kisten auffangen und für gute Beute erklären? Was ist es anders, wenn in Zeiten

gros-

grosser Theurung ein Wucherer die letzten noch übrigen Vorräthe, von denen er hört, schnell aufkauft, um den Preis so entsetzlich zu steigern, daß er der Aussauger des Bluts der Armen bis auf den letzten Tropfen wird? Es falle der Vorhang vor diesen Greueln menschlicher Thätigkeit bei angestrengtestem Besinnen im fremden grossen Unglück nider! Sie sind die traurigen Wahrzeichen davon, daß der Mensch ebenso bis zur Hölle hinabsinken könne, als er sich bis zum Himmel zu erheben vermag. — —

Lasset uns edelwacker sein allezeit! Vorsichtig wollen wir vorher sein, ehe Unglück kommt, und die gehörigen Gegenmittel so viel, als möglich, in Bereitschaft halten. Für Geistesgegenwart wollen wir sorgen, damit, wenn der Unglücksfall eintritt, alle diese Gegenmittel nicht umsonst da sind. Ist dann aber alle Vorsicht vergeblich, ist alle Geistesgegenwart ohne Nutzen — dann, dann, ihr Lieben, fallet in die Arme des Allmächtigen, der auch allbarmherzig ist. Gebet euch an ihn hin; lasset kommen, wie es kommt. Es kommt, wie es kommen soll — gegen unüberwindliche Uebel ist nichts zu thun, als sich ihnen unterwerfen. Wie es aber dann kommt, so wirds zu eurem Besten gereichen. Vieleicht empfanget ihr hier noch Ersatz dafür. Wärs aber nicht, so sehet mit doppel-

ter Freudigkeit iener Welt entgegen, weil sie den Ersatz für euch aufbehält, und weil kein solch Unglück in ihr mehr sein wird. Doch — in vielen, ia, in den mehresten Fällen, werden Vorsicht und Geistesgegenwart für euch gewis von grossem Nutzen sein; darum seid wacker, seid wacker allezeit!

LXII.

Wie bildet sich der edelfeste Karakter?

Am 3. Advent.

Ueber Matth. XI. V. 7.

**Was seid ihr hinausgegangen in die Wüste zu sehen?
Wolltet ihr ein Rohr sehen, das der Wind
hin und her bewegt?**

Meine Brüder. Wenn Jemand in Sachen, die viel Zeit erfordern, von Anfang bis zu Ende sich gleich bleibt, oder wenn er in denselben Lagen von Erheblichkeit immer auf dieselbe Weise handelt, so sagt man — er habe einen festen Karakter. Die ganze Welt rühmt diesen Karakter; soll ihm der Ruhm aber mit Recht gebühren, so mus Herzensgüte mit ihm verbunden sein.

Neigt sich der feste Karakter auf etwas Böses, so wird er fürchterlich und verdient nicht Hochachtung, oder gar Bewunderung, sondern Abscheu. Sehet doch nur den unversöhnlichen Feind an — bleibt er sich nicht gleich? Wie er am Tage der empfangenen Beleidigung, es mag eine wirkliche oder vermeinte gewesen sein, dachte und that, so denkt und thut er nach vielen Jahren noch. Er verfolgt den Gegenstand seiner Rache mit gleicher Unerbittlichkeit und Hestigkeit und hört damit nicht eher auf, bis selbiger für ihn fernerhin unerreichbar wird. Sehet den unzuüberzeugenden Unrechthaber an — bleibt er sich nicht gleich? Und, wenn ihr ihm seinen Irthum noch so deutlich darthut, er gibt euch doch nicht nach, weil er sichs einmahl vorgenommen hat, euch nicht nachzugeben. Ja, wenn ihr ihn vor Gericht führet und er die grössesten Kosten davon hat, daß er nicht Unrecht haben will, er scheuet keinen Aufwand, so lange er nur noch Rechtsmittel

finden kann, den Proces fortzusetzen, und wenn ihn der Proces um Haus und Hof bringt. Sehet den unzubessernden Bösewicht an — bleibt er sich nicht gleich? Ermahnet ihn; er schlägt eure Ermahnungen in den Wind. Lasset ihn gestraft werden; auch der Strafe spricht er Hohn. So oft die Gelegenheit wiederkommt, welche sein Laster begünstigt, ist er derselbe Frevler wieder. — Bei allen diesen Menschen ist also auch fester Karakter; aber was ist er da? Absichtliche Unbiegsamkeit — Herzenshärte — Verstocktheit!

Wie ohne Herzensgüte der feste Karakter nicht rühmlich ist, so ist er es auch nicht ohne Ueberlegung. Man mus nicht aus Vorurtheilen, oder aus Gewohnheit, sich gleich bleiben; überwiegende Gründe müssen bestimmen, so und nicht anders zu handeln, und dadurch Gleichheit von Anfang bis zu Ende und in allen ähnlichen Fällen erzeugen. Ja, und überzeugte man sich mit der Zeit eines Andern, so mus man immer noch bereit sein, seine Handlungsart zu ändern. Betrachtet doch nur alle unsere eingeschränkten und unaufgeklärten Köpfe, kann es eine stärkere Festigkeit geben, als die, welche sie aufzeigen? Wo sie stehen, da stehen sie wie Felsen, und ihr vermöget sie nicht um ein Haar breit zu rücken. Gebet euch die Mühe und setzet ihnen die Falschheit ihres Glaubens oder ihres Thuns auf das sonnenklarste aus einander; habet sogar die Freude, zu sehen, wie es scheine, als wollten sie sich von ihrem Platze bewegen; so, wie ihr die Auseinandersetzung vollendet habt, befestigen sie sich von neuem darauf und fangen mit demselben ersten

einfältigen Einwurfe wieder an, den ihr ihnen gleich zuerst widerlegt habt. Gebet euch dazu her, diesen nochmals zu widerlegen, und so die übrigen Einwürfe alle nach der Reihe ebenfals nochmals; am Ende seid ihr doch wieder mit ihnen da, wo sie ausgingen, und nach zehen solchen Auseinandersetzungen seid ihr nicht weiter mit ihnen, als vor der ersten. Betrachtet auf gleiche Weise alle unsere Herkommensmänner; ihr findet eine Festigkeit an ihnen, die oft fast unbegreiflich ist. Zeiget ihnen, daß der alte Brauch abgeschmackt, oder doch für unsere Zeiten nicht mehr passend sei; unsere Väter haben's so gehalten, so halten wir's auch so — dabei bleiben sie. Zeiget ihnen, daß sie sogar Schaden davon haben; unsere Vorfaren sind dabei fertig geworden, wir werden auch dabei fertig werden — darauf beharren sie. — Bei diesen Arten von Leuten ist mithin auch fester Karakter; was ist er aber? Unheilbare Dummheit — maschinenmässiges Treibwerk!

Nicht also der blos feste Karakter an sich gereicht zum Ruhme, sondern der edelfeste Karakter. Dis ist derjenige, wenn man aus Nachdenken und mit Herzensgüte von Anfang bis zu Ende sich gleich bleibt und in denselben erheblichen Lagen immer auf dieselbe Weise handelt. Diesen schätzte eben Jesus am Johannes, seinem Vorgänger, so hoch. „Als Johannes noch da war und in einsamen Gegenden sich aufhielt, was zu sehen ginget ihr eigentlich da aus, wenn ihr nach ihm hin ginget? Einen rohrartigen Mann etwa — einen Mann, der aus Menschenfurcht in den Grundsätzen der Wahrheit und Tu-

gend wankte und gestern so, heute so, lehrte? O — wie hättet ihr euch da geirret! Das war ein Mann, der auf seinen richtigen Grundsätzen, wie ein Berg Gottes, feststand. Lieber bot er sein Haupt dem Henker dar, als daß er von Wahrheit und Tugend um einen Nagel breit abwiche."

So etwas ist dann unstreitig auch das schönste Lob des Menschen. Möchte es doch Jedem von uns gebühren! Nun dann, so lasset uns die wahre Bildungsart eines edelfesten Karakters erforschen! — —

Die unterste Grundlage desselben ist ein inniges Gefühl unseres Berufs zur Tugend überhaupt. Wer dis nicht hat, wer nicht glaubt, er müsse für seine Pflichten Alles thun, Alles leiden können, der wird nie auch nur irgend einige edle Festigkeit erlangen. — M. Br., wir sind mit Vernunft begabte Wesen, und wer freuet sich nicht, unter diese zu gehören? Dadurch aber, daß wir dis sind, sind wir auch zur Heiligkeit und Tugend berufene Wesen. Unsere Vernunft gibt uns nehmlich Gefühl für Schönheit, Ordnung und Vollkommenheit ausser uns. Wir, nur wir haben unter allen Erdengeschäpfen dieses Gefühl. Verlohren wäre doch alle Herrlichkeit der Erdenwelt, wenn wir nicht wären. Da ist die Erde für alle ihre Geschäpfe; herrlich da aber ist sie nur für uns. Wenn zur Nachtzeit tausend Thiere im Thale weiden, so blickt kein einziges von ihnen zum gestirnten Himmel auf, sondern Alle sehen sie vor sich hin und äsen sich; der Hirt, welcher sie hütet, ist der Einzige, der zuweilen

in

in die Höhe blickt und die Pracht des Firmaments bewundert. Wenn am Tage tausend Thiere auf dem höchsten Berge sich befinden, so blickt ebenso kein einziges auf die Gefilde rund umher, sondern Alle sehen sie auch nur vor sich hin und suchen Futter; ein Reisender, der den Berg auch erkletterte, ist der Einzige, welcher die weiten Aussichten mit einem Blick umfasst und über den Genus ihrer Reitze Essen und Trinken vergisst. Ebenso sind wir auch nur für Harmonie und Einklang der Töne empfänglich. Viele Thierarten bezeigen sogar Abneigung und Widerwillen dagegen; alle aber wissen sie sie nicht zu schätzen. Man glaubte deshalb das Lob der Meister in der Musik in dem Fabelalter der Welt nicht mehr erhöhen zu können, als wenn man ihnen nachrühmte, daß sie durch ihr reitzendes Spiel auch sogar die Feld- und Waldthiere um sich her versammlet hätten. Was ists anders, daß wir dis Gefühl für Schönheit, Ordnung und Vollkommenheit besitzen, als daß wir durch Nachdenken die Bestandtheile der Schönheit, die Regeln der Ordnung, die Stufen der Vollkommenheit auffinden und festsetzen können. Diese wenden wir hernach auf die uns vorkommenden äuserlichen Gegenstände an und wissen solche in der Masse zu schätzen, in welcher wir sie an ihnen antreffen. Daher ist dann auch dieses Gefühl, wie iedes andere Menschengefühl, einer herrlichen Ausbildung fähig, und es gibt einzelne Menschen, welche es in einem so hohen Grade besitzen, daß sie die Uebrigen darin fast ebensoweit wieder übertreffen, als diese darin die Thiere übertreffen. Mit welchem Entzücken

ver-

verweilt der warme Freund schöner Naturscenen bei einer neuen, noch nie gehabten romantischen Aussicht, wenn zehen andere gewöhnliche Menschen neben ihm es bei einem kalten — ia, sie ist hübsch — bewenden lassen! Mit welcher Begeisterung steht der Kunstkenner vor einem Meisterstücke der Mahler- oder Bildhauer- oder Baukunst, wenn hundert Andere im Vorübergehen blos sprechen — ein schönes Bild, eine schöne Statüe, ein schönes Haus! Wie fühlt sich der Meister in der Musik wie in den dritten Himmel entrückt, wenn er die Werke eines der Ersten in der Tonkunst vollkommen aufführen hört; wie weis er, wenn ein einziger falscher Ton erklingt, unter Hunderten gleich den, der ihn grif oder blies! Möchten sich die Menschen doch auf ihren wahren Vortheil verstehen und dieses Gefühl für Vollkommenheit, Ordnung und Schönheit in sich so auszubilden suchen, als möglich! Wie könnten sie sich dadurch den Abgang anderer Genüsse, die ihnen einmahl versagt sind, und deren Ermangelung sie ihrer Meinung nach unglücklich macht, auf das reichlichste ersetzen! Wer dieses Gefühl in hoher Masse hat, ist nie arm, vermisst die Gesellschaft nicht, entbehrt gern lästigen äuserlichen Glanz und hat viel Freuden, die der grosse Haufe gar nicht kennt, und die ihm eine Zufridenheit gewähren, von der dieser gar keinen Begrif hat. Gesetzt auch, daß solch Gefühl sich nicht immer an den Werken der Kunst üben könnte, ist nicht die Natur, dis Urbild aller Schönheit, Ordnung und Vollkommenheit, für alle Menschen da? Ist nicht Sinn für sie allen Menschenseelen ursprünglicheigen?

Warum werden die für die Natur offenen Kinder durch eine falsche Erziehung so verschraubt, daß sie sich für sie verschliessen und diese feinere menschliche Sinnlichkeit gegen die gröbere thierische vertauschen, oder den natürlichen Geschmack am wesentlichen Einfachen in Geschmack an zusammengesetzten aber leeren Tändeleien der Welt verbilden? Sollten wir das Loos unseres Geschlechts nicht dafür segnen, daß diese Uebung jenes Gefühls, die Uebung desselben an den Werken der Natur, so, wie sie für alle Menschen ohne Unterschied zu haben ist, auch diejenige sei, welche unter allen den unmittelbarsten Einflus auf Veredlung des menschlichen Herzens hat? Und — hier kommen wir nun zur Hauptsache zurück. In dem Gefühle zur Schönheit, Ordnung und Vollkommenheit ausser uns liegt auch der Beruf zur Tugend für uns. Dieselbe Schönheit, Ordnung und Vollkommenheit, welche wir ausser uns erkennen, sollen wir auch in uns übertragen und in allen unsern Gesinnungen und Handlungen nachahmen. Wozu erkennten wir sie sonst? Wozu wären wir unter allen Erdenwesen allein im Stande, sie zu erkennen? So entspringt durch Hülfe unserer Vernunft in unserem sinnlichen Gefühle die Quelle unseres sittlichen Gefühls; und so müssen wir glauben, daß die wahre Ausbildung unserer Menschheit in Heiligkeit bestehe. Wer hiervon recht innig überzeugt ist, bei dem ist die Grundlage nicht nur zu einem edlen, sondern auch zum festen edlen Karakter gelegt. Er wird nicht nur hier und da unter Umständen gut denken und gut handeln; sondern er wird auch

stre-

streben, sich immer darin gleich zu bleiben und sein moralisches Gefühl um keinen Preis zu verleugnen.

Ist so die Grundlage zum edelfesten Karakter gelegt, so mus die Vernunft noch ferner zu Hülfe kommen. Es müssen zuförderst gewisse Grundsätze für einzelne wichtigere Lagen des Lebens festgesetzt werden, nach welchen man handle. Diese müssen da sein, ehe die Lagen selbst eintreten, damit man gleich nach ihnen handeln könne. Hier ists, wo es bei Millionen fehlt. Wie machen es sehr Viele? Sie richten sich blos nach Zeit und Umständen. Daher urtheilen sie über einen und denselben Gegenstand heute so, und morgen anders. Daher handeln sie in einer und derselben Lage heute so, und morgen auch wieder anders. Wollet ihr Rohr in Menschengestalt sehen? Sehet diese nur an! Diese Rohrmenschen rechnen sich ihre Zweiseitigkeit und Gestaltsveränderlichkeit obendrein noch für Weltklugheit an. Ihr einziger Grundsatz, den sie festgesetzt haben und treu befolgen, ist — man mus sich in die Zeit schicken. Von dem, was recht oder unrecht an sich ist, wissen sie nichts; was einen guten Ausgang hat, das ist in ihren Augen recht gewesen, was ihn aber nicht hat, das erklären sie für etwas, das man nicht hätte thun sollen, und wenns die bravste Handlung ist. Geht daher ein Rechtschaffener gerade durch, weil es sein mus — loben ihn andere Rechtschaffene dafür auf der Stelle, und fragt man sie, was sie dazu meinen: so ist ihre stete Antwort — ia, man mus erst sehen, wie es ablaufen wird. Der gute Mensch schickt sich nun zwar auch

wohl

wohl in die Zeit, aber nie mit der Hauptsache, sondern er modificirt und ändert darnach blos Nebendinge und begleitende Handlungen, als an denen nichts liegt, ob sie so, oder anders, beschaffen sind. Sehr oft kommt er damit auch so weit, wie Menschen, welche an Zeit und Umstände ihre ganze Rechtschaffenheit aufopfern. Betrifts aber die Pflichterfüllung selbst, d. h. entsteht die Frage, ob er die Pflicht befolge, oder übertrete, so fragt er nicht, wie wird es kommen? sondern spricht, so mus ich thun. Könnte er denn aber wohl wissen, wie er thun müsse, wenn er keine gewisse Grundsätze festgesetzt hätte? — Ein anderer noch grösserer Theil der Menschen richtet sich blos nach Andern. Diese haben gar keinen eigenen Karakter. Sollen sie ihre Stimme geben, so treten sie den Mehresten bei; sollen sie handeln, so handeln sie, wie die Mehresten. Es ist schon oft gesagt worden, daß kein erbärmlicherer Führer sei, als der grosse Hause. Er ist entweder ein Hause von Thoren, die einen Führer zu haben glauben und im Grunde keinen haben, weil Jeder von ihnen die Uebrigen führt; oder es steht an seiner Spitze ein Schwindler, dem die Uebrigen nachschwindeln, und so schwindelt man, wenn man sich an ihn anschliesst, mit. Der Gedanke, „die Menge machts aus," welcher in manchen Fällen des menschlichen Lebens die Wahrheit für sich hat, doch aber bei weitem nicht in allen, verführt unstreitig auch hier die Leute. Tausende machens so — dis füllt die Einbildungskraft und reisst eingeschränkte Köpfe leicht hin; der Kluge aber weis, daß ein Einziger, der es

gera-

gerade entgegengesetzt macht, es oft recht mache, und nicht die Tausende, weil iener diese an Kopf und Herz übertrift. Genug, wir können selbst prüfen, und so sollen wir auch selbst prüfen, welches da sei der heilige und vollkommene Gotteswille. Dis heisst nichts Anderes, als wir sollen gewisse Grundsätze für einzelne wichtige Lagen des Lebens festsetzen. Diese bleiben immer dieselben; handeln wir also nach ihnen, so handeln wir gleich, dahingegen wir, wenn wir uns nur nach Andern richten, Gefar laufen, heute so, morgen anders zu handeln, ie nachdem es diesen zu handeln einfällt, und also Rohr zu werden, das der grosse Haufe bald hin, bald her, bewegt. Da ists dann nun freilich schön, wenn wir durch die Erziehung schon zu guten und richtigen Grundsätzen angeführt wurden, und selig der, dem dis Schicksal zu Theile ward? Doch habe auch er nicht genug daran, sondern denke hernach ia auch selbst über die Grundsätze nach, damit er an ihre Richtigkeit nicht blos glaube, sondern wirklich von ihr überzeugt werde. Er weis nicht, unter welche Menschen er gerathe, und ob diese nicht von mancher andern Seite ihm die erhaltene Erziehung so lächerlich machen möchten, daß ihm die eingesogenen Grundsätze der Tugend zugleich lächerlich werden könnten. Jeder Mensch aber, wenn ihn auch die Erziehung nicht so begünstigt hätte, kann doch hernach sein eigener Erzieher werden und noch selbst ächte Grundsätze des Lebens auffinden. Man wähle hierzu die einsamsten und ruhigsten Stunden; man denke darin über seine Hauptverbindungen und daraus folgenden Haupt-

ereig-

ereignisse nach. Das von Leidenschaften unbestürmte Herz findet gewis selbst leicht die richtige Gesinnungs- und Handlungsart in selbigen. Man erleichtere sich dis durch die Fragen, welche Gesinnungs- und Handlungsart wir in denselben Lagen von Andern verlangen würden, und bei welcher die Gesellschaft sich allgemein wohlbefinden würde, wenn sie sich Jeder in ähnlichen Lagen zur Regel machte. Man unterhalte sich hernach auch mit andern guten Menschen über menschliches Thun und Lassen aller Art von Wichtigkeit; man lese gute moralische Bücher; doch nehme man auch von dem besten Menschen und aus dem besten Buche nichts blos aufs Wort an, sondern denke auch hierüber wieder selbst nach. So findet man gewis richtige Grundsätze für einzelne erhebliche Lebenslagen, in die man wahrscheinlicherweise kommen kann. Dann stelle man sie aber auch felsenfest hin und schwöre ihnen sklavischen Gehorsam, und gebe sich über nichts schwerer zufriden, als darüber, wenn man anfangs einmahl aus Uebereilung ihnen entgegen gehandelt hat. Dis, ach dis, m. Br., gibt edelfeste Menschen.

Ferner müssen wir uns auch zur Gleichgültigkeit gegen Entbehrung, Einbusse und Verlust sinnlicher Freudengenüsse erheben. Diese Art von Opfern steht allerdings Jedem bevor, der der Tugend und ihren Grundsätzen treu bleiben will. Ohne Kaltblütigkeit gegen sie ist also kein edelfester Karakter denkbar; wer diese sich nicht verschafft, der wird durch iede Möglichkeit derselben schon erschüttert und wankt völlig, wenn sie gar wahrscheinlich werden. Manchen Freudengenus

darf der Rechtschaffene nicht einmahl schöpfen, wenn er ein Rechtschaffener bleiben will; die Tugend selbst verbietet ihm solchen. Von vielen andern werden ihn die Bösen zur Strafe dafür abdrängen, daß er nicht Antheil an ihrer Bosheit nehmen, oder selbige auch nur nicht gutheissen will. Er wird manchen Vortheil, manchen Zugang, den er sonst hatte, aufs Spiel setzen müssen. Er wird manchen Freund verlieren, manchen Feind bekommen. Er wird sich üble Nachrede, Verleumdung und Spott gefallen lassen müssen. Ja, die Verfolgung gegen ihn kann ins Weite gehen. Nie, nie kommt der, welcher in Ausübung seiner Pflichten sich gleich bleiben will, ohne alles Märtirerthum weg. Er mus also nie Viel von der Welt fordern; er mus im Falle der Noth der Welt entbehren können. Allerdings lehnt sich die Sinnlichkeit in iedem Menschen hiergegen auf, und am schlimmsten dabei haben es diejenigen, welche durch Erziehung verweichlicht wurden, und die nie gelernt haben, sich das Geringste zu versagen. Gewöhnt, Alles mitzugenieſſen, gerathen sie in eine Art von Todesangst, wenn sie von irgend einem Genusse ausgeschlossen werden sollen, und glauben wirklich an der Fülle ihres Daseins verlohren zu haben, wenn sie in der That um ihn kommen. Es ist oft Schade um sie, weil sie übrigens gute Menschen sind, Jedem Recht widerfaren lassen und Andern gern helfen und dienen. Sollen sie das Recht aber gegen Mächtige mitvertheidigen, sollen sie von irgend einer Unterstützung Verdrus haben: so überwiegt ihr Hang zum Wohlleben und zu ungestörten sinnlichen Freuden-

genüssen ihre Herzensgüte und lässet sie so schlecht handeln, wie nur der bösherzigste Mensch handeln kann. Hieher passt die zweite Frage Jesu — „oder was seid ihr hinausgegangen zu sehen? Wolltet ihr einen Menschen in weichen Kleidern sehen? Siehe, die da weiche Kleider tragen, sind in der Könige Häusern — übermässige Sinnlichkeit wohnt an den Höfen.“ Dem äusersthohen Grade von Selbstverleugnung und von Verzichtthuung auf Weltgenüsse aller Art hatte Johannes die grösseste Felsenfestigkeit seines edlen Karakters zu danken; und, wenn seine Lebensart auch nicht die unsrige werden soll, so kommen wir doch ohne einen beträchtlichen Grad von Gleichgültigkeit gegen Entbehrung und Verlust sinnlicher Genüsse mit dem Adel unseres Herzens nicht fort. Sollte es denn auch so schwer sein, sich zu dieser Gleichgültigkeit zu erheben? Man denke doch nur recht nach über die Kleinigkeit, welche man in solchen Fällen entbehrt oder verliehrt, und über das Unendlichgrössere, welches man dabei behauptet. Lebt denn ein Mensch im eigentlichen Verstande davon, daß er viel Güter hat, oder davon, daß er sein nothdürftiges Auskommen hat? Sättigt die Pracht der Speisen, oder die Speise — wärmt die Pracht des Kleides, oder das Kleid — schützt die Pracht des Dachs, oder das Dach? Sind hundert Freunde zum vertrauten Umgange nöthig, oder ists nicht am Ende an Einem genug, den man auch gewis immer findet? Betrift es nun vollends blosse Tages- oder Stundenfreuden — wie bald ist die Stunde, der Tag der Freude vorüber, und was haben die

alsdann davon, welche sie genossen haben? Man denke sich doch in der Freudenstunde schon um eine Stunde älter, und am Freudentage um einen Tag älter — so ist all ihr verführerischer Reitz dahin. Der Einwand hiergegen, daß man auf solche Art sich durch älter sich denken wohl gar am Ende um Alles bringen sollte, und daß solchergestalt am ganzen Leben nichts wäre, ist doch kaum zu erwarten; es ist ia nur die Rede davon, daß wir auf sinnliche Genüsse alsdann Verzicht thun sollen, wenn wir uns dadurch um unser höheres Glück und um unsere wahre menschliche Würde brächten. Wie? für solche Kleinigkeit sollten wir unsere Vernunft, unser Gewissen Preis geben? Thoren, Menschenfeinde, Boshafte sollten wir werden, oder uns doch dafür halten lassen, um nur äuserliches Wohlleben zu haben? Im Widerspruche mit uns selbst sollten wir stehen wollen, um nur der Welt zu gefallen? Wer hat noch Achtung für sich selbst und wollte sich hierzu hergeben? O lernet entbehren und verliehren, was mit der Ehre eures Geistes und Herzens nicht bestehen kann! Unabhängig sein von der Welt, unterthan nur sein der Pflicht, und also sich selbst — wer erst so weit ist, den bringt so leicht Keiner herunter.

Die Frage — ob der Glaube an ein künftiges Leben der Tugend nöthig sei — ist in unsern Tagen dahin entschieden worden, daß man ohne ihn wohl tugendhaft und heilig sein, aber es schwerlich in allen Lagen des Lebens bleiben möge. Unstreitig sind die Lagen, in welchen man für sie fürchtet, diejenigen, von denen

wir

wir eben geredet haben; wenn nehmlich die Treue gegen die Pflicht mit grossen äuserlichen Aufopferungen verknüpft ist. Und ia, ia, lasset es uns nur gestehen, daß überhaupt die festeste Stütze eines edlen Karakters die innigste Ueberzeugung von unserer Fortdauer im Tode sei. Auch das beste Herz hat seine Augenblicke, in welchen der Gedanke — du must so thun, und wenn du Alles darüber verlöhrest, weil du so thun sollst — seine Kraft an selbigem schwächer äusert, und wo es unter den Leiden für die Tugend zu erliegen droht. Die Vorstellung des höchsten Wohlgefallens des heiligsten Gottes an einer Seele, die sich in Befolgung der Gesetze der Heiligkeit durch nichts erschüttern und wankend machen lässet, ist zwar gros und herzstärkend; kann sich der Märtirer dabei aber wohl der Frage enthalten, warum Gott, der doch unsere Heiligkeit will, der aber auch zugleich unsere Glückseligkeit will, der Welt nicht so eine Einrichtung gegeben, daß Heiligkeit und Glückseligkeit in ihr gleichen Schritt hielten? Ueber diesen äuserstwichtigen Zweifel stellt ihn dann einzig und allein der Gedanke zufriden, daß unser Dasein mit diesem Leben nicht sein Ende habe. Dann erblickt er ienseits Tugend und Glückseligkeit in Harmonie, tröstet sich damit und findet es sehr zweckmässig, daß Beide ietzt, in einer Welt, die blos Vorbereitungs- und Vorübungswelt für die Tugend, Erziehungswelt des Menschen zur Heiligkeit, war, in Disharmonie stehen musten. Aeuserstnöthig, ia, vieleicht ganz und gar unentbehrlich ist also der Glaube an ein künftiges Leben zur höchsten Festigkeit des edlen Karakters. So liege uns dann

doch Alles daran, diesen Glauben in immer innigere und lebendigere Ueberzeugung zu verwandeln! Viele meinen zwar, diese zu haben, aber sie haben sie wirklich nicht. Hätten sie sie — es wäre unmöglich, daß sie so oft so thun könnten, wie sich für Unsterbliche gar nicht gebührt; es wäre unmöglich, daß sie iedes, und wohl gar das geringste Opfer ihren Pflichten versagen könnten. Man begnügt sich aber nur gar zu häufig daran, daß man auf die Frage — glaubst du, daß eine Ewigkeit für dich sei? — ebenso, wie auf die Frage — glaubst du, daß du ein Sünder bist? — von Jugend auf antworten gelernt habe — ia, ich glaube es. Kommt dann ihr Glaube an die Ewigkeit durch Leiden dieser Zeit für Wahrheit und Tugend auf die Probe, so zeigt sichs, daß er nichts weniger, als ein wahrer Glaube sei. So nehmet doch Alles zusammen, was Menschen, die es mit ihren Brüdern und mit der Tugend zugleich gut meinten, ie für diesen Glauben gesagt haben. Manches davon ist freilich an sich und allein nicht genug; kommen aber die verschiedenen Gründe zusammen, so stärkt einer den andern, und es springt am Ende doch wenigstens so viel heraus, daß es vernünftiger sei, an Fortdauer zu glauben, als nicht an sie zu glauben. Zur Annahme der vernünftigeren Meinung aber zwingt uns ia dann der Karakter der Menschheit selbst, die Vernünftigkeit, hin. Beherziget vorzüglich nur recht oft das stille Sehnen des guten Menschen nach Fortdauer, welches einer leisen Ahndung davon gleicht, die der Schöpfer selbst in sein Herz gegossen hat; beherziget die unzu-

übersehende Vervollkomnung, welcher unsere geistigen Kräfte zum wesentlichen Unterschiede vor den Körperkräften empfänglich sind; beherziget die Gerechtigkeit Gottes, welche es schlechterdings auf ein endliches Gleichgewicht zwischen Heiligkeit und Glückseligkeit angesehen haben mus; beherziget den Plan einer moralischen Welt, der aus allen Anstalten Gottes für uns hervorleuchtet und hier unausführbar ist, der uns aber doch so stark in die Augen leuchtet, daß wir unmöglich denken können, daß er unausgeführt bleiben werde — beherziget dis Alles in den durch Ruhe dazu geschicktesten Stunden eures Lebens; so wird eure Ueberzeugung von eurer Unsterblichkeit so innig und so fest werden, wie sie über einen Gegenstand, der nicht zur Sinnenwelt gehört, wenigstens iezt noch nicht gehört, nur werden kann. Und dann, dann — wohl euch! Dann steht euer edler Karakter gewis so fest, wie euer Glaube an die Ewigkeit, auf den er sich steift. Dann wird Märtirerthum euch nicht von der Tugend zurückscheuchen, sondern noch mehr an sie hin ziehen. Leiden werdet ihr für sie können, weil ihr den grossen Sinn, den ihr dadurch beweiset, in eine zweite Welt mit hinüber nehmet und euch ewig durch ihn glücklich fühlen sollet. Sterben werdet ihr können für sie, weil ihr dadurch der Schönheit eures Herzens die Krone aufsezet, welche euch dort würdig machen wird, an den höchsten Seligkeiten Theil zu nehmen.

Biographieen oder Lebensbeschreibungen solcher Menschen, die einen edelfesten Karakter, selbst unter allen Stürmen des Schicksals, behaupteten, können ebenfals auch Viel dazu beitragen, unsern edlen Karakter unerschütterlich zu befestigen. Wer schon Anlage zu solcher Festigkeit hat, der simpathisirt gleich mit ihnen. Die Erzählung versinnlicht und stellt den grossen Mann in wirklichen und in verschidenen wirklichen Lagen des Lebens vor, von welchen die eine oder die andere vieleicht schon auf uns passt, oder uns doch noch bevorsteht. Die vortrefliche Seelengrösse, in welcher er geschildert wird, bezaubert, setzt in Feuer und Flamme, spornt zur Nacheiferung und Erreichung des Vorbildes an und theilt sich unvermerkt dem Herzen mit. Wer kann lesen, wie Johannes starb — der Mann, der sich von keinem Winde hin und her, auch von dem Sturme, welchen eine unzüchtige Königin gegen ihn erregte, nicht bewegen lies — ohne sich von neuem dem Eifer für die Wahrheit und Tugend zu weihen? Wer kann lesen, wie Jesus starb, der auch mit einem sanfteren Temperamente dieselbe Festigkeit zu verbinden, und sie nicht unter einem einzigen Hiebe blos, sondern unter den schrecklichsten Qualen von mehreren Stunden, zu behaupten wusste — ohne in Glut und Flamme für alle seine Pflichten zu gerathen? Auch der ältere Theil der Bibel hat

mehrere lesenswürdige Geschichten ähnlichedelfester Karaktere. Und — wie häufig kommen solche Karaktere unter allen Himmelsstrichen und in allen Zeitaltern vor! Biographieen der Märtirer für Wahrheit und Tugend, für Recht, Freiheit und Vaterland — ein wahrer Schatz in der Lesewelt! Sollte man sie nicht in einem Zeitalter, wo mehr gelesen wird, als in allen vorigen zusammen, vorzüglich empfehlen — und iungen, sich erst bildenden Gemüthern, ganz besonders empfehlen? Werfet doch weg die blossen Liebes- und Raufsgeschichten, ihr lesenden Mitbürger, wie ihr Zaubergeschichten und Feenmährchen endlich weggeworfen habt, und erhebet euren Geist durch Lesen der Beschreibungen grosser und edler Karaktere, die wirklich einst da waren und die sich bis ans Ende ohne Makel und Fleck erhielten. Und ihr, die ihr für die grössere Lesewelt schreibet, hebet solche Karaktere aus der wirklichen Geschichte, wie Kleinodien der Vorwelt, aus und bereichert damit eure Zeitgenossen, ihren Lesenutzen und das Reich der Tugend selbst. — —

Auf solche Weise bildet sich am glücklichsten ein edelfester Karakter. Lasset uns alle diese Mittel anwenden, so wird der Ruhm desselben, der höchste Ruhm der Welt, der unsrige werden! O gäbe es doch recht Viel solcher im Guten fester und unbeweglicher Men-

schen! So fände die Bosheit mehr Widerstand und gäbe oft wohl selbst ihre verruchten Plane auf, wenn sie sähe, daß ihr ieder Schritt streitig gemacht würde. So wäre auch in der Gesellschaft mehr Verlas zu nehmen auf Menschen, statt, daß man iezt auf allen Seiten oft mit Leuten zu thun hat, die nur unter Umständen gut sind, aber gleich zweideutig werden, sobald der Wind sich dreht. Diese Menschen von Rohr sind die wahre Geissel des bürgerlichen Lebens. Sollen sie in Vorfällen von Wichtigkeit ihre Meinung sagen, oder Parthei nehmen: so machen sie erst das Fenster auf und sehen nach der Wetterfahne auf dem Dache gegenüber. Wie diese steht, so stellen sie sich, um den Wind im Rücken zu haben. Klirrt die Fahne, wendet sich der Wind, so wenden sie sich auch, ändern ihre Meinung, nehmen die Gegenparthei und haben wieder den Wind im Rücken. So verlassen sie Wahrheit und Recht entweder gleich anfangs, oder doch, welches noch ärger ist, in der Mitte des Streits mit Irrthum und Gewalt. Die sich so weltweise dünkenden Thoren — was haben sie selbst davon? Kleinliche äuserliche Vortheile, worüber sie die Achtung aller ihrer Mitbürger verliehren! Jeder Rechtschaffene, sobald er sie bei der ersten Windwende kennen lernt, verabscheuet sie. Selbst die, welchen sie dienen und aus Furcht, oder aus Hofnung,

ihre Ueberzeugungen aufopfern, halten nichts von ihnen. Diesen sind ihre Handlungen zwar willkommen, aber die Thäter verachten sie; so, wie der Wahrheitsfreund und der Bidermann ihnen Werthschätzung abzwingt, ob sie gleich den Widerstand hassen, den er ihnen leistet. Das moralische Gefühl spricht auch im Herzen des ärgsten Bösewichts, der es mit Füssen tritt, laut für den Mann, der es in hoher Stärke äusert; dahingegen mächtige Boshafte am Ende den nidrigen Heuchler, welcher ihnen fröhnte, wenn er ihnen nicht mehr nützen kann, als ein abgenutztes Werkzeug betrachten, das man vor den Knieen zerbricht. Schauet nur auf das Ende Aller, die es nicht mit Wahrheit und Tugend aufrichtig halten, sondern rohrartig vom Winde hin und her bewegt werden; der Wind selbst zerknickt sie endlich, wie Rohr, und streuet sie umher, wie Spreu. Die Rechtschaffenen aber bleiben ewiglich, und den Frommen geht endlich doch das Licht auf von dem Gnädigen, Barmherzigen und Gerechten. O m. Br., so gehet aus der Welt, die ihre Klugheit darin sucht, daß Urtheil und Handlung sich blos nach Umständen richten müssen! Habet keine Gemeinschaft mit den Wetterwendischen, die keine Wurzel, keine eigenen Grundsätze, haben! Setzet euch selbst nach Vernunft und Gewissen ewige Re-

geln fest und handelt nach ihnen mit unverbrüchlicher Treue! Freuet euch dann, so oft ihr euren edelfesten Karakter unter Opfern behauptet habt, mit iener Freude, die Niemand von euch nimmt! Behauptet ihn bis ans Ende! Nehmet ihn in iene Welt mit hinüber und empfanget dafür das Bürgerrecht im vollendeten Reiche der Tugend!

LXIII.

Achtung des Christen für seine Religion.

Am 4. Advent.

Ueber Matth. XI. V. 11.

Der Kleinste im Himmelreiche ist grösser, als Johannes.

Meine Brüder. Jesu dritte Frage über den Johannes war gewesen — „oder was seid ihr hinausgegangen zu sehen? Wolltet ihr einen Propheten sehen? Da mus ich euch dann sagen, daß ihr Recht hattet; ia, er war noch Mehr, als ie ein Prophet — Herold eures Messias war er.“ Hierauf setzte Jesus noch hinzu — „Nie ist ein grösserer Lehrer geboren worden, als Johannes.“ Die Ursache dieser Behauptung gab er so an — „Von der Zeit des Johannes an leidet das Himmelreich Gewalt“ d. h. es brach mit Gewalt herein, es kam durch ihn mit starken Schritten, es näherte sich durch ihn ganz und gar, er predigte frei und öffentlich, daß es nun dicht vor der Thür sei.

Schon dieser Umstand, daß Johannes unmittelbar vor Jesu herging, sein eigentlicher Herold ward, auf seine bereits gegenwärtige Person mit Fingern hinwies, und die Aufmerksamkeit der Nation auf ihn erregte, gab ihm den Vorzug vor allen seinen Vorgängern im Lehramte; doch hatte er freilich nichts dazu beigetragen, daß er dieses ausgezeichnete Glück hatte. Er bereitete aber auch im eigentlichen Verstande Jesu den Weg; dis, dis machte ihn zum grössesten unter allen Propheten.

Johannes bahnte durch seine Belehrungen den Belehrungen Jesu den Eingang in die Herzen der Menschen; sein Religionsunterricht war der eigentliche Tran-

situs

situs oder Uebergang vom Judenthume zum Christenthume, ohne welchen im Religionswesen ein Sprung geschehen sein würde, der darin ebensowenig, als in der Natur, Statt findet. Das Judenthum war eine Religion, durchaus Cerimonie; das Christenthum sollte eine Religion sein, ohne alle Cerimonie — wer würde ienes gegen dieses gleich zu vertauschen im Stande gewesen sein? So trat Johannes auf und that die Vorschritte, welche Jesu hernach und seinen Aposteln ieden Schritt erleichterten. Er fand das Judenthum nicht nur als eine Religion, die durchaus Cerimonie war; sondern Niemand wuste den Sinn der Cerimonieen mehr, Niemand glaubte, daß sie einen Sinn hätten, und der allgemeine Glaube war, daß die ganze Religion mit blosser strenger Beobachtung dieser heiligen Aeuserlichkeiten und Körperlichkeiten abgethan sei. Da verwarf er diese vermeinte Zulänglichkeit der Cerimonieen zur Gottesverehrung und Gottgefälligkeit; „ausgeartete Menschen, predigte er, thut rechtschaffene Früchte der Busse — bessert Herz und Leben! Euer ganzer Nationalgottesdienst hilft euch sonst so wenig, als euer Nationalstolz darauf, daß ihr vom Abraham abstammet.“ Da erklärte er die Cerimonieen, besonders die vielen Reinigungen, taufte, aber sagte ausdrücklich, daß er zur Busse taufe, oder daß diese äuserliche Reinigung nicht die Sache selbst, sondern nur ein Bild der inneren Reinigung sei, die Jeder selbst an sich bewirken müsse. Daß ihn die Nation wirklich verstanden habe, und daß sie durch ihn von dem heillosen Vorurtheile, daß die blossen Cerimo-

monieen gottgefällig machten, zurückgekommen sei, zeigt der Erfolg, welchen seine Belehrungen hatten. Ein Volkshaufe aus allen Ständen verlangte näheren Unterricht von ihm darüber, was sie denn auffer den Cerimonieen noch weiter thun sollten, um Gottes Beifall zu erhalten; „wer einen Rock übrig hat, antwortete er, der gebe ihn dem, der ohne Bedeckung ist; wer zu essen übrig hat, der gebe dem, der darbt.“ Die Zollbedienten kamen besonders und verlangten ähnliche Belehrung; „fordert, erwiederte er, hinführo von den Leuten nicht mehr, als euch vorgeschrieben ist.“ Soldaten kamen ebenso besonders und suchten dieselbe Belehrung; „verabscheuet, versetzte er, von nun an alle Volksplackereien und Erpressungen, und begnüget euch mit eurem Solde.“ Wer empfindet nicht das innigste Vergnügen dabei, wenn er gewahr wird, daß in allen diesen näheren Belehrungen der Geist der Menschenliebe waltet, der der eigentliche Geist des Christenthums war? Welch ein herrlicher Weg-bereiter war Johannes für Jesum, dessen ganze Religion sich auf Menschenliebe zurück zieht! Er gab den Cerimonieen Sinn und bestand darauf, daß man vorzüglich diesen Sinn in Erfüllung bringen müsse. Darum war unter Allen, die bis auf seine Zeit geboren worden, kein Grösserer, als er.

Welch eine auffallende und überraschende Wendung aber nun, die Jesus, als er den Johannes so gepriesen, nahm! „Dennoch ist der Kleinste im Himmelreiche grösser, als er.“

O m. Br., was ist iedoch wahrer, als dis? Wer auch nur den geringsten reinchristlichen Unterricht empfängt — ist solcher nicht noch weiter, als Johannes war? Johannes war bei aller seiner inneren Rechtschaffenheit doch noch seinem äuserlichen Gottesdienste nach Jude; er erklärte zwar die Cerimonie und drang auf Erfüllung ihres Sinnes, er ris sich aber doch von der Cerimonie noch nicht ganz los. Der Christ aber, der eigentliche Christ setzt alle Cerimonie auf die Seite und verehrt Gott, als den obesten Geist, blos im Geiste, und so in der Wahrheit, oder auf die einzigrechte, einziggottanständige und einziggottwohlgefällige Weise. Die Lehre der Rabbinen war Cerimonie ohne Sinn — die Lehre des Johannes war Cerimonie mit Sinn, oder Sinn unter Cerimonie — die Lehre Jesu ist Sinn ohne Cerimonie. Hier, hier im Christenthume ist zu finden Besserung ganz rein und Trost ganz rein. O welche Achtung mus der Christ also für seine Religion haben! Und — wer wollte sich nicht gern einmahl recht ausdrücklich in dieser Achtung für sie stärken? Lasset uns dis dankbare Geschäft iezt vereinigt betreiben! — —

Meine Religion, kann der Christ mit Recht schon im Allgemeinen sprechen, behandelt mich mit Achtung und ganz meiner Menschenwürde gemäs — wie, und ich sollte ihr meine Gegenachtung versagen können? Hier steht kein Gott, dessen Sklave ich bin; sondern ich bin Gottes Liebling, und Herr über den Sabbat sogar, und Gott stellt sich meiner Vernunft als

das Urbild aller Vollkommenheit dar. Wenn ich nach Gottähnlichkeit strebe, dann verehre ich ihn, wie er verehrt sein will, und bin ihm wohlgefällig, und wenn ich ihm dann wohlgefällig bin, so bin ich auch glücklich. Dis ist die Summe des christlichen Unterrichts — Strebet nach der Vollkommenheit, wie Gott vollkommen ist! Thut auch das Schwerste im Sittengesetz — liebet eure Feinde, auf daß ihr wahre Kinder eures grossen Vaters seid! So edel hat noch keine positive Religion den Menschen behandelt. Durch Rechtschaffenheit soll ich gottgefällig, durch Gottgefälligkeit ruhig werden. Heilige Christusreligion, empfange die Ehrfurcht von mir, welche dein Stifter selbst für dich hatte, der dich für das wahre Brodt des Lebens und für einen Strom des Wassers des Lebens, für Leben des Geistes und für volle Genüge des Herzens hielt! Ach, wie recht, wie recht hatte er, wenn er zu dir also einlud — „Kommet Alle her, die ihr unter gottesdienstlichen Lasten seufzet, ich will euch erquicken. Nehmet mein Joch auf euch und lasset euch von mir lehren, wie man gottgefällig werde; bei mir findet ihr Zufriedenheit und wahre Gemüthsruhe. Das Joch und die Last, welche ich euch auflege, sind sanft und leicht; sie sind der menschlichen Würde angemessen und für menschliche Kräfte tragbar!“

Nun lasset uns vom Allgemeinen zum Besondern gehen! Als Christ kann ich der gottgefälligste Mensch werden, und, wenn ich dis bin, so kann ich auch als Christ der ruhigste Mensch sein — dis war das Allge-

meine. Also nun erstlich — wie kann ich als Christ der gottgefälligste Mensch werden?

Gott ist als oberster Geist auch der heiligste Geist; so ist dann auch Herzens- und Lebensheiligkeit der einzige Weg, ihm wohlzugefallen. Da haben wir dann nun als Christen die allervollkommenste Anweisung zur Heiligkeit. Wir haben erstlich den allervollständigsten Unterricht über das Gute selbst. — Hier ist kein dürftiger, kümmerlicher Dekalog, der nur einiges Böses verbietet und nur einiges Gutes befiehlt, und dessen vollkommene Erfüllung den Menschen noch äuserstunvollkommen lässet; denn wie Wenig enthalten die sogenannten zehen Gebote, wie sie ursprünglich gegeben wurden, und wenn man Luthers — Was ist das? — davon wegnimmt! Auf solche Weise, wie durch dis Was ist das geschah, kann man freilich die ganze allerherrlichste christliche Sittenlehre in sie hineinbringen; aber dachten sich denn die Juden auch das Alles dabei? Und wenn man einmahl so verfaren will, so mache man aus den zehen Geboten lieber gar nur Eins, wie Jesus und Paulus, das Gebot der Liebe, und leite dann alle heutigen Pflichten des Menschen und des Bürgers daraus weit natürlicher und glücklicher her. „Alles, was ihr wollet, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihnen auch, und Alles, was ihr wollet, daß sie euch nicht thun sollen, das thut ihnen auch nicht“ — wer findet dieses Grundgesetz des Christenthums nicht ebenso deutlich und verständlich, als vollkommen und allumfassend? Brauchte es Mehr, als dis Gesetz in allen Verhältnissen und Lagen treu zu erfül-

erfüllen und es auf ieden vorkommenden Fall im gesel-
schaftlichen Leben anzuwenden, um ein treflicher Mensch
für Andere zu sein? Lassen wir dann das euch und
ihnen weg, lesen wir schlechtweg — Alles, was ihr
wollet, daß Andere thun sollen, das thut auch u. s. w. —
und befolgen wir diese Regel überall, so stehen wir auch
als die wackersten Menschen für uns selbst da. Nie-
mand billigt gewis auch solche leidenschaftliche Hand-
lungen an Andern, wodurch sie sich selbst schaden; wir
sehen dis ia an den ausschweifendsten Wüstlingen, die
an ihresgleichen oft die heftigsten Strafpredigten halten
können. „Was würdest du sagen, wenn Andere das
thäten?“ — diese Frage entscheidet in der That ver-
möge unseres moralischen Gefühls über Alles und Je-
des richtig, ob wir es thun oder lassen sollen. Doch,
es ist für uns Christen bei diesen blossen allgemeinen
Vorschriften nicht geblieben, so, daß die Anwendung
derselben auf verschiedene Fälle und die Ableitung unse-
rer einzelnen besondern Pflichten uns ganz überlassen
wäre; wir haben auch die herrlichsten Rathgebungen
auf alle Verhältnisse und Lagen des Lebens besonders
empfangen. Sehet doch nur, wie das Gesetz der all-
gemeinen Menschenliebe wie ein Baum da steht, der
seine Zweige auf allen Seiten schön ausbreitet! Sehet
unter andern den herrlichen Zweig der Kinderliebe —
sehet den ebensoherrlichen Zweig der Liebe gegen Ver-
irrte und Fehlende — sehet die Feindesliebe als die
prachtvolle Krone des himmlischen Baums! War die
letztere in Israel wohl Sitte? Höret einen König dar-
über, den Saul — „David, mich hatte der Herr

heute in deine Hände gegeben, und du hast mich doch nicht erwürgt. Wie sollte Jemand seinen Feind finden und ihn lassen einen guten Weg gehen?“ Leset mit Bedauern der rauheren Denkart der Vorwelt die vielen Verwünschungen, welche auch der gegen Saul so grosmüthig gewesene David Gott so oft vorsang! Findet aber auch den Schlüssel dazu in einem alten Gesetze, dessen Dasein wenigstens Jesus verbürgt, wenn er sprach — „Ihr habt gehört, daß gesagt ist: du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen; ich aber sage euch, liebet eure Feinde u. s. w.“ Und — welch ein Kleinod der christlichen Sittenlehre ist das Wohlwollen gegen Menschen, die nicht unsere Landsleute, nicht unsere Mitbürger, nicht unsere Glaubensgenossen sind, als wovon man in Israel nichts wissen wollte, nichts wissen durfte! Ja, wir sollen als Christen auch sogar für das Beste Anderer leiden und für das allgemeine Beste sterben können. Kann das allgemeine Gesetz der Liebe noch weiter zergliedert werden, als so? Auf gleiche Weise haben wir auch gar herrliche und vorher noch nie gegebene Winke, das Wackersein für uns selbst betreffend. Welch eine Lehre — „eure Rede sei Ja und Nein; iedes davon da, wohin es gehört; Mehr aber durchaus nicht!“ Welch eine Lehre — „ärgert dich deine Hand oder dein Fus, so haue sie ab u. s. w.“! Welch eine Lehre — „sammelt euch Schätze im Himmel!“

Wir sind ferner als Christen angewiesen, nicht blos gut zu scheinen, sondern auch gut zu

sein.

sein. Wie wird hierdurch die Anleitung zur Heiligkeit, welche wir haben, noch vollkommener! Keine blosse heilige Aussenseite, wie ehemals, sondern innere Heiligkeit; nicht öftere Händewäsche, sondern reines Herzens sein. Die blosse Vermeidung der groben Ausbrüche der Leidenschaften ist nicht hinreichend; auch die feineren sollen wir uns versagen. Wir sollen den lauten Zorn schon für Mord, den bezeigten Neid schon als Diebstahl, das geäuserte unrechtmässige Mistrauen schon als ein falsches Zeugnis, unreine Blicke schon für ausgeübte Wollust halten; und dis aus der in der Seelenlehre festgegründeten Ursache, weil der feine Ausbruch des Lasters, sobald nur alle Umstände dazu passen, gewis sich in einen groben und nach und nach in den allergröbesten verwandelt. Ja, auch daran sollen wir nicht genug haben, daß wir alle Ausbrüche der Leidenschaften verhüten; die Leidenschaften selbst sollen nicht in uns sein. Nicht blos böse Thaten, sie mögen sein gros oder klein, sollen wir nicht ausüben, wir sollen auch den Willen, die Lust, sie auszuüben, nicht hegen. Dis war die Hauptreform, welche Jesus in der Sittenwelt anrichtete. Von den richtigen Grundsätzen ausgehend, daß der Mund nur von dem übergehe, wessen das Herz voll sei, und daß Jeder das, was er hervorbringt, aus seinem Herzensschatze hervorbringe, grif er, der Erlöser von der Sünde, die Sünde in ihrer Quelle an und suchte diese zu zerstören. Wer das Böse nicht thun **will**, der **wird** es auch nicht thun — was kann wahrer sein, als dieses? Ist aber erst die Neigung zum Bösen da,

so erfolgt bei Gelegenheit ein feiner Ausbruch derselben, und dann wieder bei Gelegenheit ein grober u. s. f. Darum betrieb Jesus die Heiligung der Menschen von innen nach aussen, statt daß sie Moses von aussen nach innen betrieben hatte. So wenig dis diesem zu verargen ist, weil er es mit der Menschheit in ihrem grobsinnlichsten Zeitalter noch zu thun hatte, so wenig durfte es doch die Behandlungsart der Menschheit auf immer seyn. Endlich muste Mehr geschehen, wenn sie ihrem grossen Ziele, wahrer Heiligkeit, näher kommen sollte. Ganz so behandeln ein Paar auf einander folgende Aerzte einen Kranken, dessen verdorbene Säfte schon grosse äuserliche Schäden verursacht haben. Der, welcher zuerst herzukommt, mus es freilich mit den äuserlichen Schäden selbst aufnehmen, weil diese sonst in der Geschwindigkeit Tod und Verderben bereiten könnten. Sein Nachfolger aber, der nun Zeit zu einer vollständigeren Kur hat, sucht die verdorbenen Säfte selbst zu bessern und dadurch allen neuen Ausbrüchen in äuserliche Schäden auf das unfehlbarste zuvorzukommen. Auch sind ia warlich die Ausbrüche der bösen Neigungen grösstentheils nur zufällige Dinge, und ihr Unterbleiben kommt nicht immer auf Rechnung des Menschen, sondern sehr oft blos auf Rechnung der Umstände. Wie oft hält blos die Unmöglichkeit davon ab; wie noch öfter die Straffurcht; wie noch öfter blos das bürgerliche Ehrgefühl, das keine Bemäntelung der Unthat finden kann! Die Unterdrückung der bösen Neigung selbst gereicht uns zum Verdienste, und die Abwesenheit derselben vollends krönet uns. Auch hier

heisstes — Gott sieht nicht die Person, die Aussenseite, das, was vor Augen ist, an, sondern das Herz. Ach, wie herrlich da, wenn wir auch so denken, wie wir reden und thun, und wenn nicht blos Leben und Wandel, sondern auch die Seele selbst, rein ist! Diese, diese ist der eigentliche Mensch. Wie herrlich, wenn wir bei völligfreier Wahl zwischen Gutem und Bösem vor dem Letztern allemahl aus uns selbst zurückschaudern!

Wir sollen endlich auch als Christen das Gute, das wir thun, aus den reinsten Beweggründen thun; und dis macht die Anweisung, welche wir zur Heiligkeit haben, ganz vollkommen. Man nennt freilich Alles gute Handlungen, wodurch Nutzen gestiftet wird; auch kann es der Welt in den mehresten Fällen Einerlei sein, warum der Nutzen gestiftet werde, wenn er für sie nur da ist; an sich selbst aber ist dadurch eine Handlung nicht gut, daß sie nützlich ist, so, wie es sehr schädliche Handlungen geben kann, die im Grunde zu den besten gehören. Nicht nur, daß zufällige Umstände die unedelste Handlung in Segen für die Welt verwandeln können, wie sie der edelsten oft allen Segen benehmen; sondern aller Werth und Unwerth unserer Handlungen für uns kommt auf ihren Grund, oder auf das, was uns zu ihnen bestimmt, an. Wenn es also die nützlichste Handlung wäre, die wir verrichten, wir verrichten sie aber blos darum, weil unser Beruf und Stand sie mit sich bringt, so ist sie nicht wahrhaftiggut. Ebenso ist sie dis auch nicht, wenn wir sie blos aus Drang der Umstände verrichten.

Wir selbst haben alsdann keinen Theil daran; ia, würden wir sie überhaupt verrichten, wenn uns die Umstände nicht dazu drängen, oder Stand und Beruf uns nicht dazu nöthigten? Wie viel Menschen thun Gutes nur aus Temperament! Wie viel Andere blos aus Gewohnheit! Sind sie es denn da, die es eigentlich thun? Haben die Letzteren etwas vor einem Treibwerke voraus, das, sobald es losgelassen wird, seinen Gang richtig geht? Steht es um die Ersteren anders, als um reissende Thiere, die aus blossem Naturtriebe würgen? Ebenso — thut nicht Mancher endlich Gutes, um nur vom Ueberlaufe frei zu werden, und dem ihm verdrüslichen Nachschreien ein Ende zu machen? Thun nicht Viele Gutes, um von den Leuten gesehen zu werden und um Lob und Ruhm einzuerndten? Thun nicht sehr Viele Gutes in Hofnung auf Wiedervergelt, aus Spekulation und aus blosser Gewinnsucht? Von denen, welche zuweilen sogar gut handeln, um nur ihre gröbsten Ausschweifungen damit zu decken, wohl gar Feindesrache damit zu bemänteln, oder doch den kurzsichtigen Haufen dadurch sicher zu machen, zu täuschen und zu betrügen, wollen wir nicht einmal reden. Genug, auch das ist nicht einmahl reines Gutes, zu dessen Ausübung uns erst der Glückseligkeitstrieb, so unschuldig er auch an sich und so eigen er auch unserer Natur ist, bestimmt. Daß es uns freue, wenn er durch Thun des Guten seine Befriedigung zugleich erhält, ist etwas Anderes; die Triebfeder zum Guten selbst aber soll er nicht sein. Diese gibt uns das Evangelium schöner an — „auf daß

ihr

ihr seid Kinder eures Vaters im Himmel.“ Unsere Gottähnlichkeit, die wir durch Thun des Guten erlangen, soll uns dazu bestimmen. Gott erkennt das höchste Gute und will es darum auch, weil er es als solches erkennt. Wenn nun unser Verstand etwas auch als Gutes erkennt und den Nutzen davon für Andere einsieht, und wenn dann unser Wille sich blos darum dazu neigt, weil wir dadurch Gutes thun und Nutzen stiften: so thun wir wie Gott, wir machen den rechten Gebrauch von unserer Willensfreiheit, wir erfüllen unsere Bestimmung und handeln unserer vernünftigen und sittlichen Natur gemäs. Diese ist ia die Anlage zur Gottähnlichkeit in uns; so ist der einzighimmelreine Beweggrund zu ieder guten Handlung der, daß wir sie darum ausüben, weil sie diese Anlage in uns befördert, ausbildet, vervollkomnet. Höher kann dann unsere Heiligkeit nicht steigen. Hier sind wir am Ziele unserer Vollkommenheit. — O Christen, welch eine Religion die unsrige! Die allervollkommenste Anweisung zur Heiligkeit gibt sie uns; ganz zu solchen Wesen will sie uns machen, wie wir unserer höheren Natur nach sein sollen. Wenn nun iedes Wesen alsdann Gott gefällt und Gott gefallen mus, sobald es das ist, was es nach seinem Plane sein soll — wie können wir also als Christen die gottgefälligsten Menschen werden!

Sind wir aber dis erst, so können wir auch die ruhigsten Menschen sein. Lasset uns dis nicht blos als eine natürliche und nothwendige Folge davon glauben; sie ist es allerdings — denn wer könnte daran

zwei-

zweifeln, daß Gottes Wohlgefallen an uns nicht auch die Quelle alles Trostes und aller Zufridenheit für uns sein sollte? Wollen wir aber unsere Religion nicht auch ehr- und liebenswürdig zugleich finden, um ihr ganz die Achtung zu weihen, welche sie in so hohem Grade verdient? Wollen wir nicht aus ihren Händen auch die allervollkommenste Zufridenheit, wie die höchste Heiligkeit, nehmen, da sie uns solche so angelegentlichst darbietet? Also nun auch zweitens — wie kann ich als Christ der ruhigste Mensch werden?

Dis geschieht durch die allererfreulichsten Vorstellungen, welche uns unsere Religion von Gott macht. — Gott berief uns allerdings zur Heiligkeit, aber nicht seinetwegen, sondern unsertwegen. Er, als der Urheber unserer Natur, war es freilich, der jenes Gesetz, von welchem nie ein Buchstab zergehen wird, in unser Herz schrieb; es ist also Gottes Gesetz, und wir gehorchen Gott, wenn wir der Stimme dieses Gesetzes gehorchen. In der Beobachtung desselben besteht dann aber auch Alles, und wir haben es mit keinen willkürlichen Vorschriften zu seiner äuserlichen Verehrung weiter zu thun. Die Menschheit ist von dem schweren und fast unerträglichen Drucke aller leeren Cerimonieen im eigentlichen Verstande zur Ruhe gekommen, und selbst die Erfüllung des ewigen und unwandelbaren Sittengesetzes ist uns nicht etwa als ein Dienst, den wir nur dem Jehova leisten müsten, aufgelegt, sondern weil wir dadurch unsere Natur ausbilden, und weil kein vernünftiges Wesen glücklich werden kann, wenn es nicht heilig ist. Daß wir dieses

ses Gesetz oder das Wort, das uns nahe ist in unserem Herzen, erfüllen können müssen, folgt schon daraus, weil es uns ein Allweiser gab, und es ist auch ewigwahr, daß Gottes Gebote an sich nicht schwer sind. Daß wir auch an diesem Gesetze in unserem Gemüthe nach dem inwendigen Menschen wirklich Lust haben, daß unsere Vernunft es wirklich billigt, recht und gut findet, ist ebenso ausgemachtwahr; denn auch der ärgste Bösewicht, der wider alle Belehrungen seines Gewissens handelt, will doch, daß Andere sie befolgen sollen, und kann selbst nicht in Abrede sein, daß er durch Nichtbefolgung derselben verwerflich handle. Neben diesem Gesetze in unserem Gemüthe gibt es aber gleichsam auch ein anderes Gesetz in unsern Gliedern, welches selbigem Widerstand thut und uns gern als Gefangene seiner Gewalt, wie der Gewalt einer Gebieterin, unterwerfen möchte. Diese Gebieterin ist die Sinnlichkeit, welche leider in einem immerwährenden Streite wider die Vernunft liegt. Das Fleisch gelüstet wider den Geist, und den Geist wider das Fleisch; die Vernunft billigt das, was der Sinnlichkeit zuwider ist, und die Sinnlichkeit strebt nach dem, was wider die Vernunft ist. Können wir etwas dafür, daß wir in diesen immerwährenden Streit und Kampf verwickelt sind? Sind wir die Urheber unserer Natur? Gaben wir uns den Leib dieses Todes? Alles, was in unserer Macht ist, ist blos dis, daß wir in diesem Kampfe nur zu bestehen suchen; daß wir kämpfen sollten, war Gottes Wille. Durch diesen Kampf eben sollten wir unsere

Tu-

Tugend üben und erst wahrhaftigheilig werden. Ist es aber wohl möglich, daß wir gleich anfangs siegfertig in diesem Kampfe sein werden, oder müssen wir dis nicht erst durch vieles Kämpfen werden? Ist es nun da auch wohl möglich, daß uns gleich anfangs alle Kämpfe gelingen werden, oder werden uns nicht die späterfolgenden ebendadurch erst gelingen, daß uns frühere misgelangen? Der Allweise, welcher dis Alles vorhersah und es doch beim Kampfe lies, sieht also gewis mit Vateraugen unsere Schwächen an, so, wie er überhaupt nicht mehr von uns fordern kann, als wir leisten können. Hier ist dann folglich von keiner Schuld die Rede, in welche wir dadurch bei ihm selbst geriethen, so oft die Sinnlichkeit den Sieg über die Vernunft davon trägt. Noch weniger haben wir gar dabei, wie in der Kindheit der Menschheit, an eine Beleidigung Gottes zu denken. Das Sittengesetz ist uns nicht zu Gottes Besten, sondern zu unserem Besten gegeben; wenn wir es also übertreten, so beleidigen wir unser eignes Bestes, uns selbst. Folglich haben wir uns auch nur mit uns selbst deshalb auszusöhnen, nicht aber mit Gott, oder gar Gott mit uns. In welch einer iammervollen Aengstlichkeit schwebte die Vorwelt durch diesen einzigen Irthum, der blos daher entstand, daß man sich Gott als einen morgenländischen Sultan dachte, der zu seinem eigenen Nutzen die willkürlichsten Gesetze gibt! Wie erschöpfte die Vorwelt fast ihre Ersinnungskraft in Opfern und Gaben, wodurch die beleidigte und erzürnte Gottheit wieder zur Sühne geneigt gemacht wer-

werden muste! Ach Heil uns Christen doch! Unsere begangenen Fehler wiedergutmachen sollen wir nur; gewitzigt sollen wir durch sie werden; die Aufsicht über uns selbst sollen wir hernach verdoppeln, um keinen ähnlichen wiederzubegehen. Dis ist die Aussöhnung mit uns selbst für sie, welche wir unserem eignen Heile schuldig sind. Nach Bewirkung derselben sind wir dann auch nothwendigerweise wieder gottgefällige Menschen; und, wenn unter Vergebung der Sünden das Geringste weiter verstanden wird, als dis, so ist auch sie einer der falschesten Begriffe, die wir uns von Gott machen können. Wenn wir unsern Nebenmenschen etwas vergeben, so erlassen wir ihnen freilich dadurch die verdiente Strafe; Gott aber kann vermöge seiner Gerechtigkeit uns ebensowenig eine Folge unserer bösen Handlungen abnehmen, als er uns die Folge einer guten nehmen kann. Die Uebertretung des Sittengesetzes straft uns selbst; kann die redlichste Erfüllung desselben hernach uns nicht von den Folgen unserer Thorheiten wiederbefreien, wie doch aber oft der Fall ist, so bleiben diese schlechterdings übrig, aber nicht mehr als Strafen, sondern als fortwirkende Besserungsmittel, damit uns nie etwas Aergeres widerfare und wir uns in der Folge nie unserer hohen Tugend überheben. So, m. Br., beruhigt uns schon unsere Religion gleich auf dieser ersten aller wichtigsten Seiten.

Gott hat ferner nach ihrem Unterrichte die oberste Aufsicht über unsere Schicksale, er hat sie allein und übt sie auf das väterlichste aus; denn er will nicht nur, daß wir heilig sein, sondern daß wir durch Heiligkeit

auch

auch zur Glückseligkeit gelangen sollen. O wie willkommen ist diese Lehre unserem Glückseligkeitstriebe, welchen er ebenso in unser Herz gos, wie er sein Gesetz in dasselbe schrieb! Christen, Christen, auch zur Ruhe von ienen abergläubischen Befürchtungen sind wir eingegangen, mit welchen die Vorwelt vor den Einflüssen böser Mittelgeister sich quälte. Der Satan ist für uns mit Ketten der Finsternis zur Hölle verstossen; wir wissen, daß die Dämonen Nichts in der Welt sind; wir sind blos zum Glauben an Gott, und blos zu hüten uns vor Menschen angewiesen, und sollen in der Ueberzeugung leben und weben, daß ohne Gottes Willen auch kein Sperling vom Dache falle und daß wir Mehr sind, als viel Sperlinge. Hieraus folgt dann auch, daß böse Menschen nicht mit uns thun können, wie sie wollen, und daß sie, wenn sie ia gegen uns wirken, doch warten müssen, bis die Stunde dazu erst komme. Kommt aber die Stunde ihrer feindseligen Wirkungen, so wird auch mit derselben Schutz, Hülfe und Beistand gegen sie zugleich kommen. Ebenso steht auch die ganze Natur unter derselben Regierung Gottes, unter welcher wir stehen. Gott hemmt zwar nicht die Wirksamkeit ihrer Kräfte unsertwegen; er leitet sie aber doch durch Umstände und lässet uns auch gegen die Wut der Elemente die kräftigsten Mittel finden. Treffen uns dann also unverschuldete Leiden, so treffen sie uns nach Gottes Willen und wir können in selbigen unsere Seele unserem treuen Schöpfer befehlen, wenn wir nur unsere Herzensgüte in ihnen behaupten, weil sie alsdann gewis zu unserem Besten die-

dienen müssen. Sie sind keine Grausamkeiten, die an uns ausgeübt werden; sie waren in einer Welt, wo die Naturgesetze mit dem Sittengesetze nicht in Eintracht stehen, und wo die Menschen nicht Alle das Sittengesetz befolgen, unabänderlich und unausweichlich. Dafür sollen sie aber auch die Mittel sein, uns zu veredlen und unsere sittliche Vollkommenheit auszubilden; wodurch wir dann als vernünftige Wesen Mehr gewinnen, als wir durch sie äuserlich verliehren.

Um aber unsere Ruhe ganz zu vollenden, öfnet uns unsere himmlische Religion auch noch die Aussichten in eine künftige und bessere Welt. Ach Christen, was wären wir ohne diese!!! Lebte Jesus selbst nicht ganz in diesen Aussichten? O so lasset auch uns ia in seinen Belehrungen darüber, welche die reinste Vernunft bestätigt, die einzige Möglichkeit einer wahren Zufridenheit finden. Sollte Gott unsere Bestimmung unerfüllt lassen? Hier aber erreichen wir sie durchaus nicht. Wie? sind wir zur Heiligkeit bestimmt, oder nicht? Wären wir nicht zu ihr bestimmt, warum musten wir denn nach ihr streben? Dennoch kommen wir mit allem unsern Streben nach ihr nicht dahin, wohin wir kommen sollen. Wie? sind wir zur Glückseligkeit bestimmt, oder nicht? Wären wir nicht zu ihr bestimmt, warum hätten wir denn einen Trieb nach ihr? Dennoch bleibt dieser Trieb so unbefridigt, und, was das traurigste ist, oft um so mehr unbefridigt, ie rechtschaffener wir handeln. Aber — Friede und Freude über uns! Hier verleben wir nur unsere Erziehungszeit; dazu waren Kämpfe mit der Sinnlichkeit und

Widerwärtigkeiten bei Ausübung der Tugend nöthig. Dort wird Gott unsere Bestimmung erfüllen. Wenn der natürliche Leib in einen geistlichen verwandelt sein, wenn dis Verwesliche und Sterbliche das Unverwesliche und Unsterbliche angezogen haben wird, dann wird der mühselige Kampf zwischen Vernunft und Sinnlichkeit aufhören und wir werden so heilig sein können, wie wir iezt blos zu sein wünschen können. Wenn die Gesetze der Natur mit dem Sittengesetze in die genaueste Uebereinstimmung treten, wenn wir nur unter solchen Menschen uns befinden werden, die das Sittengesetz genau beobachten, dann werden Heiligkeit und Glückseligkeit auch gleichen Schritt halten. An diese herzerhebenden Aussichten haltet euch, m. Br.; in ihnen, in ihnen allein findet ihr die Ruhe, welche euch diese Welt nicht geben kann! Wer sich aber recht gläubig an sie hält, der kann als Christ dann auch ebenso der zufridenste Mensch sein, wie es der gottgefälligste sein kann. Und — so ist der Kleinste im Himmelreiche grösser, als Johannes, oder, der geringste reinchristliche Unterricht bringt weiter, als Johannes war.

Reinchristlich aber mus er freilich sein. Was wollen doch also alle iene Einwendungen gegen die Ehr- und Liebenswürdigkeit des Christenthums sagen, welche man aus unsern gewöhnlichen Glaubensbüchern schöpft!

Frei-

Freilich, wenn von einem völligen natürlichen Unvermögen zum Guten, von bloßer Tugend aus Lohnsucht, vom Zorne und von Aussöhnung Gottes, und von fremder Genugthuung u. s. w. geredet wird, so fällt alle Achtung für die Religion hin, welche solche Sprache führt. Ist es denn aber auch nicht tausendmahl gesagt worden, daß wir unsere Religion nicht aus Kirchenglaubensbüchern, sondern allein aus dem Evangelienbuche schöpfen sollen? Da, da steht sie rein und lauter und ohne alle solche Lehrerzusätze, und in dieser ihrer ursprünglichen Einfalt und Natürlichkeit hat sie auch die Achtung ihrer berüchtigtesten sogenannten Widersacher. Wie? und wir wollten sie nicht achten? O schätzet sie doch höher, als Alles, und betrachtet die reine Christuslehre als die schönste unter allen Gaben, welche der Himmel an die Erde ausgetheilt hat! Nichts, nichts scheide euch von ihr, es sei Gegenwart, oder Zukunft, Freude, oder Leid, Leben, oder Tod! Lasset es aber auch nicht bei bloßer todter Hochachtung für sie bewenden; eure Hochachtung werde lebendig, thätig und Ausdruck eures ganzen Wesens! Machet ihre Anweisungen zur Heiligkeit zur Richtschnur eures Herzens und Lebens, und werdet auch heilig durch sie! Oefnet euch den erfreulichen Vorstellungen von Gott, welche sie euch reicht, und lasset selbige mit aller ihrer Himmelskraft auf euch

wirken! So wird sie, das Wort, das in euch gepflanzt ist, eure Seelen erst gut und dann selig machen. — —

Es segne der Vater Jesu und unser Aller diese unsere heutige Betrachtung doch vorzüglich! Sie ist die beste Vorbereitung zum Weinachtsfeste.

LXIV.

Die Religionsgeschichte der Menschheit.

Am 1. Weinachtstage.

Ueber Marc. XIII. V. 10.

Das Evangelium mus geprediget werden unter allen Völkern.

Unsichtbarer Einziger, du hast gemacht, daß von einem Blute alle Menschengeschlechter auf dem ganzen Erdboden wohnen, damit sie dich suchen sollten, ob sie dich fühlen und finden möchten — dich, der du in der That nicht fern von einem Jeglichen unter uns bist. Die Menschheit hat dich auch gefunden, zu ihrem höchsten Troste gefunden. Jahrtausende aber vergingen, ehe sie dich so fand, daß ihr Glaube an dich sie so beseligte, wie er sie beseligen sollte. Nun sind die Zeiten der halben Erkentnis vorüber, wie auch einst die Zeiten der völligen Unwissenheit vorüber gingen; wir, wir leben in der Klarheit und verdanken sie Jesu, der dein grösstes und erstes Werkzeug in Sachen der Religion auf Erden war. Heil uns, die wir in seiner Gemeinschaft leben! Er war das Licht der Welt; durch ihn haben wir das Licht des Lebens, die herzerhebendsten Aufschlüsse; durch ihn kamen wir zu dir und empfingen die vollkommensten Belehrungen über dich. So müsse an diesem Tage deine ganze Christenheit ausrufen — Ehre sei Gott im Himmel — Glück seiner Erde — Wohlgefallen ihm an seinen Menschen! — —

Woher Religion auf Erden? — M. Br., zur Beantwortung dieser Frage glaubte man den besten Weg einzuschlagen, wenn man Gott selbst zum unmittelbaren Belehrer der Menschen über sich machte.

Daß diese Meinung der kürzeste Weg sei, sowohl den Ursprung der Religion selbst, als auch ihre Fortschritte zu erklären, mag wohl wahr sein; ob er deswegen aber auch der rechte ist?

Dieienigen, welche alle Religion von eigenen göttlichen Offenbarungen herleiten, scheinen gleich anfangs zu vergessen, daß sie den Gedanken an Gott schon voraussetzen, indem sie doch glauben, daß Gott selbst ihn erst mitgetheilt habe. Der erste Mensch, welchem sich also Gott geoffenbart hätte, hätte schon einen Begrif von Gott haben müssen; sonst hätte er die Offenbarung gar nicht verstanden. Gott hätte allenfals sagen können, er sei das Wesen, von dem sich dieser Mensch einen Begrif gebildet habe, den Begrif selbst aber hätte er ihm nicht geben können; woher nun also am Ende doch der erste Vorbegrif von Gott in der Seele dieses Menschen? Man bedenkt aber auch ferner nicht, daß es gar kein untrügliches Zeichen gebe, woran Gott von den Menschen, denen er sich hätte offenbaren wollen, als eigener Lehrer über sich selbst hätte erkannt werden können. Seine eigene blosse Behauptung, daß er es sei, konnte doch vernünftigen Menschen unmöglich Genüge leisten; denn auf solche Weise könnte ia ieder Volkstäuscher noch ietzt Offenbarungsbetrug spielen, wie er wollte. Wendete man hier ein, daß es auf die Umstände ankäme, unter welchen die Offenbarung geschehe, und daß, wenn solche übernatürlich wären, die Göttlichkeit der Offenbarung keinem Zweifel weiter unterworfen sei: so wird hierdurch eine vollkommene Kentnis der Natur und aller

ihrer Kräfte in allen ihren möglichen Verbindungen vorausgesetzt, die schlechterdings kein Mensch hat; daß wir also nie im Stande sind, zu bestimmen, ob ein Vorgang übernatürlich sei. Sollte aber die Offenbarung etwa innerlich und durch unmittelbargewirkte Gedanken geschehen, so können wir wieder uns selbst zu wenig, um festsetzen zu können, welcher Gedanke nicht ganz natürlich in uns entstehe; und so wäre auch, wie der Fall leider oft genug gewesen ist, der Schwärmerei aller Art das breiteste Thor geöfnet. Noch fehlt sogar wirklich der Beweis davon, ob eine unmittelbare Offenbarung Gottes überall nur möglich sei; wie kann man also diesen und ienen einzelnen Vorgang schon unter die wirklichgeschehenen rechnen? Ja und endlich, dis Alles auch bei Seite gesetzt, sollte es, wenn die Religion auf unmittelbaren Offenbarungen beruhete, wohl so lange haben währen können, ehe kluge und vernünftige Religion ankam? So hätte es ia nur bei Gott gestanden, sie früher mitzutheilen; und so stände es ia noch nur bei Gott, sie auf dem Erdboden allgemein zu machen. Warum muste die Menschheit so lange in grober Unwissenheit bleiben? Warum sind noch die mehresten Völker in ihr? Liesse sich Beides mit dem Allweisen und Allgütigen vereinigen?

Lasset uns also zur Beantwortung der Frage — woher Religion auf Erden? — einen andern Weg einschlagen! Sollte es nicht dieselbe Frage sein, als — woher alles Andere, was Menschen wissen? Wie ist denn nun die Menschheit zu ihren übrigen Wissenschaften gekommen? Etwa auch auf ienem kürzesten

Wege? Hat sie durch unmittelbare göttliche Belehrung Philosophie, Sternkunde, Arzneikunde, Ackerbau und Künste erlernt? Ach Alles, Alles haben die Menschen aus sich selbst lernen müssen; Alles haben sie suchen müssen, und so haben sie es gefunden. Wo ist das Geringste, das ihnen vom Himmel zugebracht worden wäre? Freilich hat die Fabellehre der älteren Heiden auch Erzählungen genug davon, wie die Götter die Menschen in ihren Künsten unterrichtet; wer von uns aber glaubt dis wohl? Wir sehen ia, daß alle Künste und Wissenschaften noch immer mehr steigen; mehrere Erfarungen, fortgesetztes Nachdenken über die Erfarungen vervollkomnen sie und werden sie so lange vervollkomnen, bis die Erde einmahl wieder eine allgemeine Revolution leiden wird. Nun, so sind sie auch alle ehemals in der grössesten Unvollkommenheit und in ihrer Kindheit da gewesen, und so sind sie ganz ehemals gar nicht da gewesen. Gott hat die Menschen einzig und allein an ihre Vernunft gewiesen; mit dieser sollen sie suchen und finden. Daher dann die allmählige Ausbildung der Menschheit auf allen Seiten, die für die Gottheit, welche sie veranstaltete und wollte, ebenso anständig ist, als für die Menschheit selbst. Was hindert uns denn nun, Ursprung und Fortgang der Religion auf Erden ebenso zu erklären? Ist die Religion nicht auch eine Wissenschaft? Kann es also nicht ebenso mit ihr stehen? Mus es vermöge der Allgemeinheit der Gesetze, nach welchen Gott unsere Bestimmung leitet, nicht ebenso mit ihr stehen? Gewis, die Geschichte der

Re-

Religion ist dieselbe, wie die Geschichte aller übrigen Wissenschaften; und so leidet Gott bei den Fragen nicht — warum es mit der vernünftigeren Religion so lange währete, und warum sie immer nur noch das Eigenthum des kleinesten Theils des Erdbodens ist. Die Menschen müssen Alles suchen und selbst finden — auch Gott; sie müssen Alles sich selbst offenbaren — auch Gott. Und, in der Masse, in welcher die Vernunft in andern Wissenschaften, die Gegenstände des höheren Denkens betreffen, fortschreitet, schreitet sie auch in der Religion fort.

Wir wollen unser Weihnachtsfest damit feiern, daß wir uns das angenehme Geschäft machen, eine Geschichte der Religion auf Erden nach Masgabe der Geschichte aller andern menschlichen Wissenschaften zu entwerfen. Sollten wir uns hernach nicht freuen, wenn es dieselbe wäre, welche in der Bibel steht? Nochmals Heil uns, daß wir in den Tagen der Vollkommenheit der Religion leben! Ehre sei dafür Gott in der Höhe! — —

„Gott, der die Welt gemacht hat, und Alles, was drinnen ist — dis sind die Worte des grossen Paulus — hat auch gemacht, daß von einem Blute alle Menschengeschlechter auf dem ganzen Erdboden wohnen, und hat Ziel gesetzt, zuvor versehen, wie lange und weit sie wohnen sollen, daß sie den Herrn suchen sollten, ob sie doch ihn fühlen und finden möchten. Und zwar — er ist nicht fern von einem Jeglichen unter uns.“

Ganz anfangs leben Menschen nicht viel anders, als Thiere. Sie geniessen blos, und geniessen nicht viel mehr, oder viel besser, als Thiere. Sie haben wenig Begriffe, und lauter sinnliche. Der Begrif von Gott kommt gar nicht in ihre Seele. Sie leben in völliger Ohngötterei aus einer Art von Thierheit. Es gibt ia noch ganze Völker der Art; wer könnte zweifeln, daß die Menschheit in ihren Anfängen da gestanden, wo diese Völker iezt noch stehen? Alle unsere Kinder, die iezt Philosophen und Religionslehrer werden, würden ebenso sein, wenn sie unter ein solches noch ganz rohes Volk ausgesezt worden wären.

Die neueren Weltweisen verdienen zwar unsern wärmsten Dank für den Beweis, welchen sie für Gott führen; aber auf solche Art, wie sie Gott beweisen, entstand Gott unter den Menschen nicht. Die ersten Gläubigen an ihn konnten diesen Beweis nicht führen, und darum wird auch ebensowenig derselbe iemals zum Volksbeweise für Gott gemacht werden können. Gott ward zuerst, wie Paulus sagt, gefühlt, oder mit Händen gegriffen, und so ward er gefunden. Wäre er nicht erst gefühlt und mit Händen gegriffen worden, so würde es nie einen philosophischen Beweis für ihn gegeben haben. Durch die grobsinnlichsten Eindrücke, durch Donner und Sturm, kamen die Menschen auf Gott. Gott ward ihnen zugwetert. Wenn sie selbst, oder wenn Andere Geräusch machten, so wusten sie den Urheber davon. Nun entstand fürchterliches Geräusch, das sie und Andere nicht machten; wer macht dis? fragten sie, wer?

Wenn

Wenn auch die ersten Menschen nicht gleich so fragten, so konnts doch gewis nicht lange währen, ehe Menschen so fragten. Die Vernunft muste Zusammenhang zwischen Ursachen und Wirkungen sehen; so schuf das Vermissen bekannter Ursachen Ahndung unbekannter, und diese Ahndung schuf den Begrif von Gott. Von den furchtbaren Auftritten in der Natur kam bald die Reihe an die schönsten und angenehmsten, welche auch kein Menschenwerk waren. Bald kam gar die Reihe an die ganze Welt, die kein Menschenwerk war. Nun war der Gottesgedanke, als mit Händen gegriffen, da. Für ein Wesen aber fand die in ihrem Aufkeimen erst begriffene Vernunft der Sachen und Wirkungen zu viel. Ausser den sichtbaren Dingen dachte man auch noch nichts weiter. Der Wunsch, die unbekannte Ursache zu sehen, kam gewis auch dazu. Und — so war Abgötterei da, die erste Stufe der Religion. So traurig sie uns iezt scheint, so zeigten sich die Menschen doch schon als Menschen durch sie, und, wäre sie nie da gewesen, so wäre auch iezt die vernünftigste Religion nicht da. Sie war die vernünftige Religion in der Wiege; so, wie iede andere Wissenschaft ihre Wiege gehabt hat. Umsonst aber suchen wir den Mann auf, der nicht erst Kind war.

Wer hatte in dieser Stimmung der Menschheit mehr Recht, vergöttert zu werden, als Sonne, Mond und Sterne? Die Sonne — ist sie nicht das schicklichste Bild für Gott in der ganzen Natur? Die aufgehen-

hende Sonne — ist sie nicht warlich die versinnlichteste Maiestät Gottes? Was wäre die Erde ohne Sonne? Ist die Sonne nicht ihr Alles in Allem? Ihre Wohlthätigkeit, ihre Allkraft, ihre Allgegenwart — o lasset uns die Völker in Ehren halten, die, wenn sie einmahl den grossen Unsichtbaren nicht suchen und finden konnten, die Sonne, ohne zu suchen, fanden und — anbeteten! Auf die Sonne folgte der Mond. In heissen Himmelsstrichen, wo man gern in der Kühlheit der Nächte lebt, vertritt er Sonnenstelle, ist ein sanfterer Lebensgefärte und begeistert die Einbildungskraft. Einzelne Sterne, die sich auszeichneten, oder auch ganze Sterngruppen, zogen nicht nur ebenfals die Blicke der Menschen nach sich, sondern vertraten auch in mondleeren Nächten Mondesstelle, leiteten die Reisenden in grossen Wüsten und thaten vorzüglich den Schiffahrern die wichtigsten Dienste. Vom Himmel stieg man Götter suchend zur Erde herab. Man verehrte die Erfinder, die Helden und die grossen Wohlthäter der Vorwelt, von welchen sich die ruhmwürdigsten Sagen fortpflanzten. Man sank tiefer und verehrte Thiere und Bäume, von denen man fast einzig und allein lebte. Man sank noch tiefer und schuf sich Götter selbst aus Metall, Stein und Holz. Doch — vieleicht war diese dem Anscheine nach unsinnigste Abgötterei in ihrem Ursprunge so unsinnig nicht, als sie uns iezt vorkommt; vieleicht waren anfangs die Götzen blosse Bildnisse, welche nur an unsichtbare Götter erinnern sollten, und wurden mit der Zeit erst für Götter selbst gehalten. Und so schiene es vielmehr, als wä-

wären ihre ersten Verfertiger der vernünftigeren Religion schon nahe gewesen.

Dem sei iedoch, wie ihm wolle, nach langen Zeiträumen kamen hier und da einzelne Weise, welche sich im Nachdenken an der Natur, besondern am Sternhimmel, übten, einem unsichtbaren Einzigen auf die Spur. In der ganzen sichtbaren Welt fanden sie nichts, das ihnen, um eine Gottheit vorstellen zu können, Genüge that. So drang sich ihnen der Glaube an etwas Unsichtbares auf. Sie erblickten Harmonie des Ganzen, Einheit der Welt; und so glaubten sie an einen unsichtbaren Einzigen. Götzenpriester aber und der Aberglaube des grossen Haufens schreckten sie ab, ihre Meinung laut zu sagen. So flüsterten sie sie einzelnen iüngeren Lehrbegierigen, deren Redlichkeit sie erst lange prüften, nur ins Ohr. Es entstanden geschlossene Gesellschaften der Weisen, und der Glaube an den unsichtbaren Einzigen ward ein Geheimnis. Dis war die zweite Stufe, welche die Religion erstieg. So unbillig uns dis iezt zu sein scheint, so nothwendig war es doch in der Urwelt, und wir haben solchen geheimen Gesellschaften des grauesten Alterthums Unaussprechlichviel zu danken.

Nach und nach fiel hier und da ein solcher Weiser, der zugleich Vater war, darauf, seinen klügeren Glauben zum Glauben seiner ganzen Familie zu machen. Sein Herz fand in der Vorstellung davon viel Süsses und Schönes; ehrwürdig hatte er sich den Seinigen zu machen gewust, und so hielt ihn nichts von der Ausführung seines Vorhabens ab. Es gelang

ihm,

ihm, und seine Hausgenossen warfen die Abgötterei weg, wie er. Er hatte Nachbarn; diese schätzten ihn schon anderer nützlichen Kentnisse wegen. Sein Ansehen verschafte ihm Eingang bei ihnen; er suchte sie sich durch allerlei Hülfleistungen noch verbindlicher zu machen; so wagte er es, seinen vernünftigeren Glauben auch ihnen mitzutheilen. Sie nahmen diesen aus Zutrauen zu ihm an, und so gab es schon einzelne ganze rechtgläubige Familien. Dis war die dritte Stufe der Religion, auf der sie unstreitig sehr lange stehen geblieben sein mag.

Nach langer, langer Zeit ward der Glaube an den unsichtbaren Einzigen Volksglaube. Ein Weiser vom ersten Range, der sich in einer geheimen Gesellschaft treflich ausgebildet hatte, und den die Umstände so begünstigten, daß er der Verfolgungswuth des Aberglaubens und seiner Priester Trotz bieten konnte, unternahm das grosse Werk, seiner ganzen Nation den wahren Gott zu lehren. Seine grossen Naturkentnisse und übrigen geheimen Wissenschaften unterstützten ihn dabei kräftigst, und alle seine Tausende beteten mit ihm den wahren Gott an. Dis war die vierte Stufe, welche die Religion erstieg, und auf der sie hernach ebenbenfalls einen langen Stillstand machte. Gewis blieb es lange, lange bei diesem einzigen Volke, welches als ganzes Volk den unsichtbaren Einzigen verehrte. Es ist begreiflich, daß sich dieses Volk in seiner Würde und als Volk Gottes gefühlt haben, stolz darauf geworden sein und die übrigen Weltvölker neben sich verachtet haben wird. Ebenso begreiflich aber

ist

ist es auch, daß dieses Volk immer noch nur rauhe Begriffe von dem wahren Gott gehabt haben wird. Allmacht war fast die einzige Eigenschaft desselben, welche es deutlich erkannte. Die vielen Uebel in der Natur, mit deren Nothwendigkeit und Segen für das Ganze die Weltweisheit solches noch nicht bekannt machte, stellten ihm diese Allmacht nur furchtbar vor. Dis muste den traurigsten Einflus auf seine ganze Denkart über Gott haben. Gott stand in den Augen dieses Volks da blos als Herr, als ein strenger, zürnender und strafender Herr, der wirklichen Dienst verlangte, dem Sühnopfer gebracht werden müsten, u. s. w.

Allmählich kamen dann aber auch einzelne Weise unter diesem Volke wieder weiter. Fortgesetztes Nachdenken über die Natur und andere höhere Wissenschaften, welche aufkamen, bildeten ihre Vernunft mehr aus und leiteten sie auch auf richtigere und mildere Vorstellungen von Gott. Sie erblickten nun in ihm nicht blos den Allmächtigen, sondern auch den Allgütigen und Allweisen, und so ward aus dem obersten Herrn der oberste Vater. Kaum hatten sie diese Entdeckung gemacht, so fanden sie auch die kindlichere und richtigere Verehrung Gottes. Nun bestieg die Religion die fünfte Stufe. Opfer und Gaben und aller äuserliche Dienst verlohren ihren Werth in den Augen dieser Weiseren; aber auch die Priester ihrer Nation waren Priester, wie alle Priester. Vor ihrer verfolgerischen Wuth sich zu sichern, musten sie es machen, wie die Verehrer des unsichtbaren Einzigen ehemals unter den

Götzenpriestern, und ihre reinere Verehrung Gottes für sich behalten. Kaum durften sie nur Winke darüber geben; kaum durften sie die klügere Gottesverehrung der hergebrachten bloscerimoniösen auch nur an die Seite stellen. Dennoch schlossen sie vertrauensvoll von dem, was im Fache der Religion schon für die Menschheit geschehen war, auf das, was noch für sie darin geschehen würde, und hegten die süsse Ahndung bereits davon, daß so, wie die Verehrung des wahren Gottes Volksglaube geworden sei, auch seine wahre Verehrung einst Volksglaube werden werde.

Auch dis geschah, und da betrat die Religion die sechste Stufe. Ein erhabener Weiser unter dieser Nation, der zugleich so ein Edler war, daß er auch den Märtirertod nicht achtete, wagte es, die Völkerreligion aufzuklären und seinen vernünftigeren Gottesglauben im Vaterlande allgemein zu machen. Er verbreitete öffentlich seine milderen und besseren Begriffe von Gott und lud alle seine Landsleute ohne Unterschied zur kindlicheren und einzigwahren Gottesverehrung ein. Das ganze Priesterheer feindete ihn zwar deshalb an, verfolgte ihn und ruhete nicht eher, bis es ihn auf die Seite geschaft hatte; seine vernünftigere Lehre war aber einmahl da und öffentlichbekannt, und so überlebte sie ihn glücklich.

Nun war das Letzte noch übrig; und da die Religion alle iene sechs Stufen schon erstiegen hatte, so eilte sie recht, auch die siebente und höchste zu ersteigen. Aus den milderen Begriffen von Gott entwickelte sich

auch

auch die Vorstellung bald, daß Gott nicht blos ein Vater dieses einzigen Volks, sondern der Vater aller Völker und aller Menschen sei. So entwarf ein Weiser, der zugleich von Weltbürgerliebe durchdrungen war, den grossen Plan, den wahren Gott und seine wahre Verehrung zugleich der Menschheit überall bekannt zu machen, und so durch die Religion, welche erst die Völker getrennt hatte, allgemeinen Völkerverein zu stiften. Für ihn allein war die Ausführung dieses Plans unmöglich; er zog also eine hinlängliche Anzahl von Schülern zu, welche er hernach mit Aufträgen deshalb unter alle Völker versendete, und die ebenfals wieder auf ihren Abgang Nacharbeiter dabei zuziehen sollten. Mit Recht rechnete er bei dem Wunsche, seine grosse Absicht zu erreichen, auf die Unterstützung der menschlichen Vernunft allenthalben, wo sie nur einigermassen zu Hause wäre; wie langsam aber, oder wie schnell dis höchste Werk für Gott auf dem ganzen Erdboden vollbracht werden würde, überlies er Gott selbst. — —

M. Br. Wenn man so die Geschichte der Religion von einem Ersten anfängt, der den wahren Gott fand, und sie bis auf einen Menschen fortsetzt, der den wahren Gott zum Gott für die ganze Menschheit machen wollte — welch eine Geschichte ist das! Und, wie ist dann auch hier, wie auf allen übrigen Seiten der Menschheit, die bewundernswürdigste und doch auch natürlichste Entwickelung aus dem Allerkleinesten bis zum Allergrössesten! Erst Abgötterei — dann Glaube an den wahren Gott Glaube einzelner Menschen —

dann dieser Glaube Familienglaube — dann Volksglaube — dann dieser Glaube gereinigter Glaube einzelner Weisen im Volke — dann gereinigter Volksglaube — dann dieser gereinigte Gottesglaube Menschheitsglaube!

Der Einwand gegen diesen Entwurf einer Religionsgeschichte des Erdbodens, daß er ein blosses Werk der Einbildungskraft sei, darf wenigstens von Christen nicht gemacht werden; denn die älteste Sammlung von Religionsurkunden, welche diese besitzen, stimmt völlig damit überein. Und — hieher nun unsere ganze Aufmerksamkeit!

Die vier ersten Kapitel des Moses können wir getrost übergehen, wenn sie auch am Ende wenigstens den Satz bestätigten, daß man um eine gewisse Zeit erst angefangen habe, den Nahmen des Herrn zu predigen. Wir verstehen sie nicht nur nicht, sondern Jesus Sirach fing seine Beschreibung der Religionsgeschichte des Erdbodens auch erst mit dem fünften Kapitel an. Dieser wuste von Adam nichts weiter zu sagen, als daß er dadurch vor allen Menschen hervorrage, daß er der Erste, von Gott geschaffen, gewesen sei. Es ist aber zweierlei — der Erste, von Gott geschaffen, sein — und — der erste Gottesverehrer sein. Das Register der Menschen fängt iener Weise also zwar wohl mit Adam, das Register der heiligen Menschen aber ausdrücklich erst mit Henoch an, dem in der ältesten Urkunde des Menschengeschlechts nachgesagt wird, daß er ein göttliches Leben geführt. Auf den Henoch lässet er

den

den Noah folgen, welchem späterhin auch Melchisedek ähnlich ist, der zu seiner grossen Auszeichnung ein Priester Gottes, des Allerhöchsten, d. i., ein Verehrer des unsichtbaren Einzigen, genannt wird. Hier hätten wir dann wirklich erst Einzelne, die den wahren Gott erkannten; die übrige Welt lag wenigstens noch in Abgötterei, und, wenn sie auch schon Priesterthum trieb, so trieb sie doch nicht das Priesterthum des höchsten Gottes.

Hernach rühmt Jesus Sirach den Abraham. Dieser hatte nicht genug daran, daß er für seine Person ein Verehrer des wahren Gottes war und ihm einen Altar bauete, sondern er predigte bei selbigem auch den Nahmen des Herrn, des ewigen Gottes, und theilte Gott, der ihm erschienen war, oder den er mit lebendiger Ueberzeugung erkannt hatte, auch den Seinigen mit. Isaak that ebenso. Und so hätten wir dann ebenfals hier wirklich die ersten ganzen Familien von Verehrern des wahren Gottes, wie vorhin gesagt worden.

Nach den Stammvätern des iüdischen Volks rühmt Jesus Sirach den Moses. Bekanntlich geriethen die Nachkommen Abrahams, oder die Ebräer, in die Dienstbarkeit Egiptens. Hier war, wie überall, Götzendienst. Muste nun Jakob schon wieder zu seinem Hause sagen — thut von euch die fremden Götter — und begrub er diese unter einer Eiche bei Sichem, wie ausgemacht mus es uns gleich sein, daß die Ebräer späterhin auch unter den Egiptern wieder Abgötterei getrieben! Gott ward zwar von Mo-

se der Hebräer Gott genannt; Moses machte sich aber selbst den Einwand, daß die Kinder Israel, wenn er von dem Gott ihrer Väter zu ihnen reden würde, fragen würden — welcher ist der? wie heisst er? Bei aller noch so groben Abgötterei nun, die die Egipter trieben, wird doch die Weisheit Egiptens gerühmt — was ist dis? Hier lasset uns an die geheimeren Gesellschaften der Weisen zurückdenken, deren wir auch vorhin gedachten. Diese fand man in Egipten, und sie hielten ebenfals die erhabensten Vernunftlehren, unter welchen die Lehre von dem unsichtbaren Einzigen obenan steht, als Geheimnisse an sich, während daß das Volk in der gröbesten Unwissenheit tappte. Stephanus hat es uns gesagt, daß Moses in einer solchen geheimen Gesellschaft gebildet worden. „Er ward gelehret in aller Weisheit der Egipter.“ Dis ist auch gleich zu vermuthen, da er am königlichen Hofe erzogen ward. Abgerechnet die geheime Naturwissenschaft, welche er hier lernte und die ihm hernach iederzeit so sehr zu Statten kam, lernte er hier auch den wahren Gott kennen und ward hernach der grosse Mann, der ihn seinem ganzen Volke mittheilte. „Höre, Israel, der Herr, unser Gott, ist nur ein Einziger! Du sollst keine andere Götter haben neben mir. Auch kein Bild oder Gleichnis sollst du dir von ihm machen — und wo du dergleichen findest, da bete sie nicht an und diene ihnen nicht!“ Und so hätten wir dann auch hier wieder das erste ganze Volk, das als Volk den wahren Gott verehrte. Israel ward dis glückliche

liche Volk. Trifts aber nicht zu, was gesagt worden, daß es sich nun ausschlüslich das Volk Gottes nannte, stolz darauf ward und alle andere Völker neben sich verachtete und verwarf? Trift es nicht ebenso zu, daß sich dieses Volk immer nur noch rauhe Begriffe von Gott machte? Leuchteten diese nicht aus seinem ganzen Gottesdienste hervor? War nicht Furcht vor dem Allmächtigen sein herrschender Sinn? Muste es nicht in zahllosen Opfern an ihn seine einzigmögliche Beruhigung suchen? Suchte es daher in diesen und in andern Cerimonieen nicht die ganze Verehrung Gottes?

Doch, auch hierbei blieb es nicht. Nach und nach sahen auch Weisere unter diesem Volke ein, daß man zwar den wahren Gott, aber nicht seine wahre Verehrung, habe. Ihre Begriffe von Gott wurden milder und reiner; so verlohren Opfer und alle äuserliche heilige Gebräuche in ihren Augen allen Werth. Einige hielten aus Furcht vor den Priestern ihren vernünftigeren Gottesglauben an sich; Andere wagtens, Winke darüber zu geben. Wie viel herrliche Stellen der Art enthält das alte Testament! Jesus Sirach rühmt in dieser Hinsicht vorzüglich die Propheten, und — wer sie heute noch lieset, der merke darauf! Nur eine einzige Stelle hier aus dem Ersten gleich — „Was soll die Menge eurer Opfer? Gott ist ihrer satt. Was soll das Rauchwerk? Gott mag es nicht mehr. Was sollen Neumond und Sabbat, da ihr zusammenkommt und Mühe und Angst habt? Gott ist ihrer überdrüssig, ists müde zu leiden. Lasset ab vom Bösen und lernet

Gutes thun. Uebet Recht und Gerechtigkeit aus; helfet den Unterdrückten. Erbarmet euch über Wittwen und Waisen!“ Folglich sehen wir auch hier wieder den Fortgang der Religion ganz so, wie wir ihn vorhin weiter beschrieben. Ja, wir sehen sogar, daß dergleichen weise Israeliten, wenn sie zu laut sprachen, wirklich das Schicksal, das wir vermutheten, hatten und von der Priesterschaft ihres Volks verfolgt wurden. Schmückte diese nicht zu Jesu Zeiten der Propheten Gräber und wollte dadurch sagen — wären wir zu unserer Väter Zeiten gewesen, so wollten wir nicht theilhaftig sein mit ihnen an ihrem Blute? — Glaubte Jesus dieser pharisäischen Sprache? Sagte er denen, die sie führten, nicht ins Gesicht — dadurch gebet ihr über euch selbst Zeugnis, daß ihr die Nachkommen der Prophetenmörder, und zwar scheinheiliger, als diese, aber noch schlechter, seid. Wohlan, machet nur das Sündenmaas eurer Väter voll!?“ Dennoch gaben iene verfolgten weiseren Israeliten die Hofnung, daß ihr Glaube einst allgemeiner Glaube werden werde, auch sterbend nicht auf; sie hegten vielmehr schon die süssesten Ahndungen von naher Erfüllung derselben und machten diese sogar öffentlich bekannt. Hier nur wieder eine einzige Stelle der Art, und zwar aus dem letzten in unserer Prophetenreihe — „Es kommt ein Tag, der brennen soll, wie ein Feuerofen. Euch, die ihr Gott gern recht verehren wollet, soll aufgehen die Sonne der Gerechtigkeit, die rechte Sonne, das vollkommenste Licht. Siehe, Elias wird kommen vor diesem grossen Tage des Herrn. Die-

ser

ser soll das Herz der Väter bekehren zu den Kindern, und das Herz der Kinder zu den Vätern.“ Jesus Sirach selbst führte diese Stelle freudig an und setzte hinzu — „ach, wer dann noch da wäre! Da werden wir das rechte Leben haben.“

Johannes ward dieser Elias, der zukünftig war; Jesus selbst erklärte ihn dafür, und auf ihn folgte unmittelbar der grosse Tag des Herrn, oder die Zeit, in welcher die Religion den sechsten grossen Schritt that. Der Erhabene von Nazaret trat auf und ward Mehr, als alle Propheten. Frei und öffentlich predigte er seinem ganzen Volke den vernünftigeren Gottesglauben und lud Jedermann zur kindlicheren und einzigwahren Verehrung Gottes im Geiste und in der Wahrheit ein. Das ganze Priesterheer verfolgte ihn deshalb und brachte ihn zum Kreuzestode; statt aber, daß seine Lehre dadurch aus der Welt verdrängt werden sollte, ward sie dadurch erst recht befestigt und in die Welt eingeführt.

Und hier geschah es dann, daß die Religion, wie gesagt, wirklich eilte, ihre letzte höchste Stufe zu ersteigen. Derselbe erhabene Nazarener, welcher sein ganzes Volk vom Aberglauben zu befreien ausging, entwarf auch den Plan, die ganze Menschheit davon zu befreien, und die wahre Verehrung des wahren Gottes auf dem gesamten Erdboden allgemein zu machen. Er zog deshalb zwölf Apostel zu und versendete diese hernach unter die Weltvölker, daß sie das Evangelium, das sie umsonst empfangen hätten, auch umsonst allenthalben verkündigen sollten. Sein Vertrauen zur

Menschenvernunft war dabei gros; sein Vertrauen auf Gott, dessen Werk sein Werk sei, noch grösser. Wie viel die Apostel geleistet haben, ist uns Allen bekannt; die Zeit aber, oder die Stunde, wann der Menschensohn für den ganzen Erdkreis kommen wird, wuste dieser selbst nicht und weis allein der Vater. —

Sehet, so ist dann die Geschichte der Religion unter den Menschen, wie wir sie uns vorhin dachten, wirklich die Geschichte der Religion auf dem Erdboden gewesen. — — O Christen, Christen, so sei dann heute unsere Weinachtsfeier die dankbarste Freude darüber, daß unsere Lebenzeit in die Tage fiel, wo die Religion in ihrer Geschichte schon so weit gekommen war, daß die wahre Verehrung des wahren Gottes unter vielen ganzen Völkern, auch unter uns Deutschen, herrschend ist! Dreust lasset uns die Geburt Jesu die grösseste und heilvolleste Begebenheit für die Menschheit nennen! Ob Engel so darüber sprachen, oder nicht — wir wollen mit einem Munde und Herzen sprechen: Ehre sei Got dafür in der Höhe, Heil seiner Erde, seine Menschen ihm ein Wohlgefallen! O daß doch bald die ganze Menge der irdischen Heerscharen, die gesamte Menschheit, bei uns wäre, wenn wir den Allvater so loben! Aber — unser Lob bestehe nicht blos in Worten! Nein, lasset uns nun auch Gott in allen Dingen preisen durch Jesum Christ! Lasset uns die Lehre Jesu auch durch unsern Wandel zieren in allen Stücken! Dann, dann sind wir Gott wirklich ein Wohlgefallen; und so erst wirklich Friede auf Erden — und so erst wirklich Gott Ehre in der Höhe!

LXV. Ue-

LXV.

Ueber die leibliche Erlösung der Menschen durch Jesum.

Am 2. Weinachtstage.

Ueber Marc. X. V. 29 u. 30.

Warlich, ich sage euch — Es ist Niemand, der etwas verläſſet des Evangeliums wegen, welcher es nicht hundertfältig wiederempfange ietzt in dieser Zeit nach den Verfolgungen.

Meine Brüder. Die Volks- und Zeitgenossen Jesu fehlten allerdings darin, daß sie an ihm blos einen leiblichen Erlöser haben wollten; ebenso fehlerhaft aber ists auch, wenn man unsern heutigen Christen Jesum nur immer blos als geistlichen Erlöser hinstellt. Ein geistlicher Erlöser ist ein solcher, der das innere Glück der Menschen wiederherstellt, sie von Aberglauben und Lastern, von Mistrauen auf Gott, von aller eingebildeten Furcht und von den Schrecken des Todes befreiet, und ihnen Seelenruhe in ihrem ganzen Umfange mittheilt. Ein leiblicher Erlöser ist derjenige, welcher das äuserliche Glück der Menschen schafft, sie von Unterdrückung, Armut, Schande und Schmerzen befreiet, und ihnen zur Theilnahme an allen Gütern des Lebens verhilft. Jesus war Beides. Allerdings geht seine geistliche Erlösung der leiblichen vor, denn Weisheit und Tugend und daher entstehende Gewissensruhe gehen über alles Glück der Welt; soll seine Erlösung aber vollkommen sein, so mus die geistliche auch die leibliche zur Folge haben, so viel nehmlich diese in unserem gegenwärtigen Zustande möglich ist.

Wie könnte es denn auch Schande für Jesum sein, daß er leiblicher Erlöser zugleich werde? Sind denn die Güter dieses Lebens in ihrer Art nicht auch schätzenswerth? Ist ein ganzes Leben voll Sklaverei,

Ar-

Armut und Jammer aller Art nicht eine schreckliche Vorstellung? Stört äuserliches Unglück, wenn es einen hohen Grad ersteigt, nicht sogar den vollen Genus des innern Glücks? Macht uns Fülle der irdischen Güter nicht stärker zu Ausübungen der Menschenliebe aller Art, worin doch unsere schönste Tugend, wie unsere schönste Seligkeit, besteht? Gewis, wenn es dem Schäpfer keine Schande war, uns in das irdische Leben zu versetzen, so wird es auch dem Erlöser keine Schande sein, uns von den Leiden des irdischen Lebens zu befreien. Vielmehr gereicht es diesem zur Ehre und Herrlichkeit, wenn er nicht nur geistlicher, sondern auch leiblicher Erlöser wird. Alsdann ist er Erlöser ganz. Wir sollen zwar kein Glück, ohne heilig zu sein, geniessen wollen; dennoch aber will Gott auf allen Seiten unser Glück und wir haben auch Glückseligkeitstrieb. So mus der, der uns zu unserer Bestimmung, oder zur Heiligkeit, führen soll, uns auch zur Befridigung unseres Glückseligkeitstriebes behülflich sein. Und — geht es denn dem wahren Christen, der sich durch Jesu Lehre erleuchten und heiligen lässet, nicht auch wirklich äuserlich wohl? Doch — dis Alles hernach ausfürlicher.

Daß man die leibliche Erlösung durch Jesum noch immer so übersieht, rührt wohl nur davon her, daß Jesus seinen Verehrern und Gläubigen so viel Leiden und Widerwärtigkeiter auf Erden ankündigte. „In der Welt habt ihr Angst — die Welt hasset euch — der Schüler mus es nicht besser haben wollen, wie sein Lehrer — wer nicht Alles hasset, was er hat, der ist

mein

mein nicht werth — wer mein Jünger sein will, der nehme sein Kreutz auf sich täglich, und folge mir nach.“ Ist es aber wohl noch möglich, zu verkennen, daß Ankündigungen und Aussprüche dieser Art blos die Apostel Jesu und die ersten Christen angingen, welche allenthalben noch unter iüdischer und heidnischer Obrigkeit lebten und daher von dieser des Nahmens Jesu wegen, d. h., als Christen, gedrückt, beraubt und verfolgt wurden und das traurigste Schicksal erdulden musten? Wie ist unsere Lage iezt die völligentgegengesetzte! Wo geht es uns denn um des Nahmens Jesu willen hart oder schlimm? Wo straft uns die Obrigkeit dafür, daß wir Christen sind? Straft sie uns nicht vielmehr, wenn wir uns als Unchristen bezeigen? Leiden die Juden iezt nicht von Christen, statt daß die Christen sonst da, wo ienes geschah, von Juden litten? Sobald die christliche Religion herrschend ward und auch die Landesobrigkeiten sie annahmen, hatte daselbst das Verfolgungswesen ein Ende, und so hörten auch alle iene Ankündigungen und Aussprüche Jesu auf, daselbst zu gelten, und Jesus stand auch als leiblicher Erlöser der Menschen da. Er selbst sah diese bessern Zeiten vorher und fügte für sie eine ganz andere Verkündigung hinzu, deren Erfüllung ebenfals eingetreten ist.

Also lautete sie — „Wärlich, ich sage euch, es ist Niemand, der etwas verlässet des Evangeliums wegen, der es nicht reichlich wiederempfange iezt in dieser Zeit.“ Mithin nicht blos in der zukünftigen Welt das ewige Leben, sondern auch hier schon

Er-

Ersatz. Man mus nur den Zusatz — mit Verfolgungen — richtiger übersetzen; es heisst nehmlich — nach Verfolgungen, nach den überstandenen Religionsdrangsalen, oder in den bevorstehenden Zeiten der Ruhe der Kirche. Diese Zeiten erlebte wirklich schon gewissermassen Mancher der ersten Christen; denn es gab bald hier und da eine kleine Gemeine, welche wenigstens geduldet ward und Schutz erhielt. Wir aber, o wie noch weit glücklicher sind wir! Wir haben selbstchristliche Obrigkeit und können unter ihr ein geruhiges und stilles Leben führen, sobald wir nur nach Jesu Lehre auch ein gottseliges und ehrbares Leben führen. Von solchen Bedrückungen, welche hernach eine christliche Religionsparthei gegen die andere ausübte, hat Jesus doch wohl nicht geredet? Mit Schaudern würde er diese vollends mitangesehen haben; doch ist auch auf dieser Seite der Geist unseres Zeitalters schon wohlthätig gewesen, und es ist kein Zweifel, daß er seine Segnungen endlich in Vollkommenheit verbreiten werde. Wahr ists, es klingt fürchterlich, wenn es heisst, daß eine christliche Sekte die andere blos dulde, daß Protestanten bei Katholiken, und Katholiken bei Protestanten sich dafür bedanken, oder gar dafür bezahlen müssen, daß sie nur unter ihnen leben und sich ehrlich nähren dürfen. Wahr ists, es empört den wahren Verehrer Jesu, wenn er hört, daß vermöge alter, harter und für unsere Zeiten nicht mehr passender Landesrecesse und Stadtstatuten dem wackersten Mitchristen blos darum, weil er das Schicksal hat, nicht in der herrschenden Sekte geboren und

erzo-

erzogen zu sein, noch hier und da das Bürgerrecht versagt werde, da doch sein Nahme auch im Himmel angeschrieben steht, oder er so gut Christ ist, wie die Andern. Abgerechnet, daß diese Sitte völlig unchristlich ist, wird nicht dadurch die leibliche Erlösung Jesu offenbar verringert und geschmälert? Häuser und Aecker können nun Christen vor Juden und Heiden ruhig und sicher besitzen; vor sich unter einander aber sollen sie sie nicht, wenigstens unter ihrem Nahmen nicht, kaufen dürfen? Ach Geist der Liebe, du Geist des Christenthums, erbarme dich unser!!! — —

Wenn wir nun aber auch eine leibliche Erlösung durch Jesum annehmen, so sind ia die Juden nicht zu tadeln gewesen, daß sie von ihrem Messias dergleichen erwarteten und begehrten? Nein, das sind sie auch nicht; sie thaten vielmehr recht daran — nur hätten sie sie nicht zuförderst und einzig und allein von ihm erwarten und begehren sollen.

Benahm ihnen denn aber Jesus nicht selbst ganz und gar die Hofnung dazu? Erklärte er nicht geradezu, daß sein Reich nicht von dieser Welt sei? — Das that er allerdings; wie kann man aber erstlich diejenige leibliche Erlösung, von welcher unter uns Christen die Rede ist, mit derjenigen auch nur vergleichen, welche die Juden meinten? Diese verstanden darunter, daß sie von der unrechtmässigen und gewaltsamen Oberherrschaft der Römer und der Heiden überhaupt befreiet würden und ihren eigenen rechtmässigen und unumschränkten König nach Davids Weise

wiederbekämen. Stehen wir denn aber unter heidnischer, oder auch nur unter unrechtmässiger Obrigkeit? Haben wir nicht unsere eigene christliche Fürsten, in deren Händen alle fürstliche Gerechtsame sind? Nein, dieienige leibliche Erlösung, welche wir durch Jesum nicht erst erwarten, sondern schon wirklich erhalten, besteht darin, daß wir, wenn wir die Lehre Jesu, welche uns den Zugang zu allen Arten von Glückseligkeit öfnet, ganz und treu annehmen und ausüben, nicht nur von Unvernunft und Leidenschaften, d. h., von der Sünde, sondern auch von allem Bösen, welches Unvernunft und Leidenschaften anrichten, d. h., von den Strafen der Sünde, frei werden und unter unserer christlichen und rechtmässigen Obrigkeit an allen Gütern und Segnungen der Erde und des bürgerlichhäuslichen Lebens Theil nehmen.

Und — gab denn Jesus nicht selbst seiner Nation deutlich genug zu verstehen, daß sie auch sogar dieienige leibliche Erlösung, welche sie von ihrem Messias erwarteten, nicht umsonst erwarten würden, wenn sie es nur recht darnach anfingen? Hier aber, hier steckt der Knote, den sie nicht lösen wollten; hier entstand das grosse Misverständnis zwischen ihm und seinen Landsleuten und Zeitgenossen. Unmittelbar wollten sie durch ihn wieder frei und von den Römern unabhängig gemacht sein. An ihre Spitze sollte er sich stellen; ihre Schwäche sollte er durch seine Wunderkräfte stärken; die Römer sollte er aus dem Lande treiben und dann ihr König in Davids und Salomo's Glanze sein. Die pharisäischen Träume von der Al-

lein-

leinherrschaft des Messias auf dem Erdboden kamen dazu und verschraubten die Köpfe noch mehr. Diese Hofnungen benahm ihnen Jesus allerdings, indem er sein Reich als nicht von dieser Welt erklärte und von keinem Kriege dafür wissen wollte. Nur mittelbar wollte er sie befreien. Geistlich sollten sie sich erst erlösen lassen; dann würde die leibliche Erlösung von selbst erfolgen. An ihre Spitze wollte er sich zwar stellen, aber nicht als Generalissimus, sondern als Lehrer der Wahrheit und Tugend. Wenn sie sich dann durch seinen Unterricht zu weisen und guten Menschen hätten bilden lassen, so würde der Gott ihrer Väter sich über sie erbarmen und ihrem Staate den Glanz wiedergeben, welchen er vormals gehabt.

Daß dis wirklich Jesu Meinung aus reiner Vaterlandsliebe gewesen sei, erhellet deutlich aus dem Abschiede, welchen er, da sie den Weg der Besserung, als den einzigen Weg zu ihrer leiblichen Erlösung, einzuschlagen durchaus abgeneigt blieben, also von ihnen nahm — „Wie oft habe ich euch versammlen wollen, nicht, wie ein Heerführer seine Armee, sondern wie eine Henne ihre Küchlein, aber ihr habt nicht gewollt! So wird dann nun euer Haus verwüstet werden.“ Hätten sie sich nach seiner Art von ihm versammlen, d. h., warnen und bessern lassen, so wäre also ihr Haus nicht verwüstet worden. Ebendarum widerrieth er ihnen auch, auf alle nach ihm kommende Chrisstusse, die zur Empörung gegen die Römer reitzen würden, zu hören; weil mit allgemeiner Verderbnis der

Sitten kein wahrer Volksmuth bestehe, und weil schlechten Menschen auch die gerechteste Sache fehlschlage.

Jedoch — hiervon ist nun einmahl, wie schon gesagt, bei der leiblichen Erlösung durch Jesum die Rede nicht mehr. Wer nun aber vollends bei ihr an Abschaffung des obrigkeitlichen Standes und der höheren Stände überhaupt, und an iene undenkbare Gleichheit denken wollte, welche sich Schwärmer, denen es an aller Kentnis der Grundlagen wahrer gesellschaftlicher Glückseligkeit auf Erden fehlt, als ihr tausendiähriges Reich, als das Paradis und als den Himmel auf Erden vorstellen, der wäre nicht einmahl so vernünftig, wie iene Juden, die allerdings doch einen König, aber nur keinen fremden, sondern einen eigenen, haben wollten. Wir werden durch Jesum auch leiblich erlöset — dis heisst für uns nichts Anderes, als — das Christenthum ist nun auch der sicherste Weg zu aller äuserlicher Glückseligkeit und zu allen erlaubten und gesitteten Genüssen des menschlichen Lebens. Wir können als Christen auch in der Regel lange leben, dauerhafte Gesundheit besitzen, wohlhabend und geehrt sein, Freunde haben u. s. w. Die Gabe Gottes durch Christum Jesum, unsern Herrn, ist Glückseligkeit aller Art. Wir haben durch ihn nicht blos Verheissungen ienes, sondern auch dieses Lebens; dis ist ie gewislich wahr und ein theuerwerthes Wort.

Las-

Lasset uns, ehe wir beweisen, daß es wirklich so sei, uns noch vollkommener, als vorhin, davon überzeugen, daß es so sein müsse! — Die Ehre des Christenthums beruhet darauf, daß es so sei. Dieses wäre sonst keine Religion für Menschen, d. h. für Wesen, die auf allen Seiten nach Vollkommenheit streben, die ihre Bestimmung zur Heiligkeit zwar über Alles schätzen müssen, die aber schlechterdings doch ihre Sinnlichkeit nicht ablegen können und denen also der Trieb, es gut zu haben, ursprünglicheigen ist. In ihren Anfängen mag eine neue Religion allewohl Unglückliche und Märtirer aus ihren Gläubigen machen; ia, sie kann vermöge der Natur der Sache, oder vermöge des Widerspruchs, den sie von Seiten älterer Religionen erleiden mus, nicht anders. In der Folge aber mus sie dis nicht; am wenigsten mus sie es ewig und immer. Vielmehr mus sie ihren Vorzug und ihre höhere Annehmungswürdigkeit mit der Zeit auch dadurch darthun, daß sie den Menschen auch einen besseren äuserlichen Zustand bereitet, als der war, den sie bei der älteren hatten. Thäte sie nicht so, so müste Jeder, so oft er sie preisen sollte, erst einen Kampf mit seinen eigenen Gefühlen aushalten, aus welchen er nur selten als Sieger davon kommen würde; ia, Jeder müste sich, wenn er auch sein eigenes Gefühl besiegte, doch selbst wieder als einen unnatürlichen Sieger fühlen. Die Menschen etwa nur mit Seligkeiten des Geistes abfinden wollen, streitet wider ihr Wesen und verwandelt sie in reine Geister, die sie doch nicht sind. Brauchte es also

wohl mehr, eine Religion herabzuwürdigen, als den blossen Gedanken, daß sie wider unser Wesen streite? Und wie, wenn dann nun gar der von ihr unbesorgt-gebliebene und daher elende äuserliche Zustand vermöge unserer Natur uns auch die geistige Seligkeit, welche sie uns blos reichte, verbitterte und vergällte, oder uns gar um sie brächte — was wäre sie uns denn alsdann? Wäre sie dann wohl unsere Freundin, unsere Wohlthäterin, unsere Beglückerin? Oder soll sie etwa auch dis nicht sein? Nun, so wären wir Wesen, die zu ihrer Qual an Gott glauben müsten, Wesen, die Gott zur Qual geschaffen hätte und an deren Qual er sein Wohlgefallen hätte. Auf diesen Fall wärs dann fürchterlich besser, wir wären lieber ohne Religion geblieben. Der Einwand, daß es, wenn diese Art zu denken richtig wäre, keine Märtirer gegeben haben müste, fällt in sich selbst zurück; denn die Rede ist ja iezt von Zeiten, in welchen das Christenthum nun feststeht, herrschende Religion längst schon ist und also seine ganze segnende Kraft äusern kann, wenn es dergleichen wirklich hat. Die Menschen aber etwa gar blos auf ein zweites Leben, auf den Himmel, erst verweisen wollen, hiesse sie noch unbarmherziger behandeln. Daß die Rede hier wieder nicht von Märtirern sei, ergibt sich von selbst; daß vernünftige Wesen auf die Forderungen der Religion, und nicht auf die Stimme wilder Begierden, hören müssen, ist ebenso an sich klar; daß das Christenthum aber nun, da es durch keine äuserliche Gewalt mehr, uns auch äuserlich zu beglücken, abgehalten wird, uns le-

bens-

benslang unbeglückt lassen dürfte, und daß wir ihm doch lebenslang treu bleiben müsten, wäre völlig widersprechend. Wie könnten uns nun noch seine blossen Verheissungen einer Glückseligkeit ienseits des Grabes hinhalten? Könnten wir der Verheissung, daß es uns ienseits noch glücklich machen werde, auch nur trauen, wenn es uns disseits ohne alle Nothwendigkeit unglücklich machte? Nein; die ersten Christen mögen immerhin haben sagen müssen — hofften wir in diesem Leben nur auf Christum, so wären wir die elendesten Menschen; wir müssen sagen können — und wenn auch unsere Hofnung, die wir auf Christum setzen, nur auf dieses Leben eingeschränkt wäre, so wären wir doch die Glücklichsten unter allen Menschen. Wozu wäre denn sonst auch das Blut so vieler Märtirer geflossen, wenn durch das Christenthum, für das es flos, am Ende der Zustand der Menschheit um nichts gebessert wäre?

Die Sache des Christenthums steht aber in der That auch auf dieser Seite gut, und Jesus ist auch unser leiblicher Erlöser, wie er unser geistlicher ist. — Wir müssen es nur aber nicht auch, wie seine Zeitgenossen, machen und die leibliche Erlösung allein, oder doch ohne geistliche, verlangen. Auch uns erlöset er leiblich nur mittelbar. Solches Alles, was das irdische Leben erhält und angenehm macht, soll uns zwar zufallen, aber dann nur, wenn wir nach dem Reiche Gottes und nach göttlicher Gerechtigkeit streben, oder wenn wir die gottgefällige Rechtschaffenheit

ausüben, in der uns Jesus voranging. Wir sollen lange leben, dauerhafte Gesundheit besitzen, wohlhabend und geehrt sein, Freunde haben u. s. w., wenn wir uns durch Jesu Lehre zu weisen und guten Menschen machen lassen. Diese ist die vollkommenste Lehre zur Gottseligkeit, und nur der Gottseligkeit gebührt das Lob, daß sie zu allen Dingen nütze sei, und daß sie auch die Verheissung dieses Lebens habe. In Israel hies es schon — „Wer ist, der gut Leben begehrt und gern gute Tage hätte? Willst du dergleichen, so las ab vom Bösen und thue Gutes" — so ward dis im Christenthume noch weit nachdrücklicher wiederholt, und nicht blos gefragt — wer ist, der euch schaden könnte? — sondern auch ausdrücklich hinzugesetzt — wenn ihr dem Guten nachkommet. Und Paulus, wenn er den gebesserten äuserlichen Zustand durch das Christenthum schon rühmte, schrieb ihn blos der Befreiung von der Sünde durch das Christenthum zu. „Was für Nutzen hattet ihr davon, als ihr noch wirkliche Sündensklaven waret? Jetzt schämet ihr euch gewis desselben; bereitete euch die Sünde nicht Tod und Verderben? Nun ihr aber von der Sünde frei und heilig geworden seid, habt ihr den überschwenglichsten Segen auf allen Seiten davon. Der Sünde Lohn ist und bleibt Verderben; Gottes Nachfolge aber, wie sie unser Herr, Christus Jesus, lehrt, der zugleich das Vorbild seiner Lehre ward, versetzt in den möglichstglücklichen Zustand — in ewiges Leben." Woher denn auch in der That das allermeiste leibliche Elend?

Elend? Ist es nicht natürliche Folge der Unvernunft und des Lasters? Wie können wir von diesen Folgen der Unvernunft und des Lasters frei werden, wenn wir uns nicht erst von Unvernunft und Laster selbst frei machen lassen? Wie kann uns Jesus leiblich erlösen, wenn wir uns nicht erst geistlich von ihm erlösen lassen? In der Masse, in welcher wir dann von der Unvernunft zur Vernunft, und von dem Laster zur Tugend zurückkehren, treten nicht nur keine neue böse Folgen eines unvernünftigen und lasterhaften Lebens mehr ein, sondern es erscheinen auch gleich die gesegnetesten Folgen eines vernünftigen und tugendhaften Lebens. O m. Br., wenn wir nicht anders, als so, oder mittelbar, leiblich durch Jesum erlöset sein wollen, so ist die leibliche Erlösung gewislichwahr und ein theuerwerthes Wort.

Ein tausendjähriges Reich ist uns aber auch nicht durch Jesum versprochen; und so müssen wir auch nicht iene pharisäischübertriebene Forderung an das Christenthum machen, daß es uns in einen so überall vollkommenen äuserlichen Zustand versetzen solle, der für diese Welt und für uns selbst in dieser Welt nicht möglich ist. Wenn auch ie die Kriege aufhören sollten, so wird doch nie der Streit der Elemente hier aufhören; und wenn auch die Zerbrechlichkeit aller gesellschaftlichen Güter durch allgemeine Uebereinkunft in christlichen Gesinnungen aufhörte, so wird doch die Zerbrechlichkeit unsercs Körpers selbst, durch den wir an diesen Gütern Theil nehmen, nicht aufhören. Wohlleben vollends, das nur die Weichlichkeit begehrt —

Ueberflus an allen möglichen irdischen Dingen, sogar an den allerentbehrlichsten — — wie könnten wir diese zur leiblichen Erlösung Jesu rechnen? Christen, die solche Forderungen machen, sind durch Jesu Lehre noch nicht wahrhaftigweise, vielweniger wahrhaftiggut geworden. Also — weg mit diesen!

Ein wahrer Christ, ein Erlöseter Jesu, ein Mensch, der sich an die sanfteren Vorstellungen Jesu von Gott und von seiner Bestimmung hält und dabei seine Pflichten treu erfüllt, hat in der Regel ietzt weniger Noth und mehr Glück, als alle andere Menschen, und auch die Noth, welche er hat, weil er sie als Mensch haben mus, erleichtert ihm wenigstens sein Christenthum; — dis ist die Hinstellung des eigentlichen Begrifs der leiblichen Erlösung Jesu, deren Wahrheit auf allen Seiten und in allen Lagen des menschlichen Lebens hell und klar am Tage liegt.

Der Körper eines solchen Christen ist und bleibt zwar verletzlich und zerstörbar, und so ist er allerdings zuweilen Schmerzen und Krankheiten, und zuletzt dem Tode selbst, unterworfen. Er lebt aber christlichmässig; dis ist sein Fasten vor Gott, daß er sich nie in sinnlichen Genüssen, von welcher Art sie auch sein mögen, übernimmt, und daß er keiner Leidenschaft erlaubt, seine körperliche Hinfälligkeit noch zu vermehren. Er gebraucht, ohne zu misbrauchen; der Bauch ist nicht sein Gott, und so ist er vieler traurigen Opfer überhoben, zu welchen dieser Götze seine Verehrer zuletzt zu verdammen pflegt. Er leidet weniger Schmerzen und wird seltener krank. Er erreicht ein gutes Alter,

ter, behält dabei den Gebrauch seiner Sinne und seiner Vernunft und stirbt am Ende den sanften Tod der Natur.

Ebenso hat ein solcher Christ auch viel Bedürfnisse, wie ieder andere Mensch, und seine und der Seinigen Erhaltung und Beglückung verwickeln ihn in vielerlei Sorgen. Er ist aber christlicharbeitsam und christlichhaushälterisch. Sich nützlich beschäftigen ist sein Leben, und so duldet er auch nicht, daß die Seinigen müssig gehen. Was er verrichtet, das verrichtet er vollkommen und ehrlich. Er sammlet die übrigen Brocken, und auch seine Hausgenossen dürfen nichts umkommen lassen. So hat er nicht nur immer Arbeit und Erwerb, sondern der Erwerb reicht auch zu, und er gelangt durch ihn zu Haus und Hof, zu Aeckern und Gärten. Christlichgenügsam ist er dabei auch. Ueber seinen Stand begehrt er nichts; er hat Nahrung und Kleider und Befridigung seiner Bedürfnisse, und so gilts ihm gleich, daß Andere sich köstlicher nähren und kleiden, und köstlicher ihre Bedürfnisse befridigen. Mus er sich seiner starken Familie wegen blos Manches versagen, so findet er in den hausväterlichen Freuden den reichsten Ersatz dafür.

Gleichergestalt hangt auch Ruhe und Friede für ihn nicht blos von ihm ab; er lebt unter seinen Mitbürgern, und so mus er sichs gefallen lassen, wenn diese ihn zuweilen stören. Allen wird er es nie recht machen; die Liebe des Einen wird ihm wohl gar den Has des Andern zu Wege bringen; Neid und Misgunst werden auch gegen ihn arbeiten. Er lebt aber christlich-

verträglich und christlichversöhnlich, christlichgerecht und christlichbillig; so wird seine Ruhe weit seltener gestört, und er erstickt manchen Hader, der erst durch zunehmende Erbitterung der Gemüther gros, und dann vieleicht immerwährend, geworden wäre, gleich im Entstehen. Passt er nicht zu den gewöhnlichen Geselschaften, so lässet er sie in ihrem Wesen und hat in seinem eigenen Hause an der Geselschaft, die er sich selbst erbauet und erzogen hat, Genug. Der vertraute und herzerhebende Umgang mit seinen Lieben ist ihm die schönste Welt, und er bedauert Jeden, der das Vergnügen erst in fremden Häusern suchen mus. Bekommt er unverdienterweise Feinde und lassen sich diese nicht mit ihm aussöhnen, so weicht er ihnen aus, und, kann er dis nicht, so findet er auch Beschützer und Vertheidiger gegen sie.

Nicht weniger steht der Christ auch unter der Gewalt der Elemente, der Umstände und des Schicksals, und kann so gut Alles verliehren, wie andere Menschen. Er ist aber auch schon christlichgefasst hierauf und sieht Alles, was er besitzt oder noch erhält, ost mit dem Gedanken an — das Wesen dieser Welt vergeht. Der Wechsel zwischen Gewinn und Verlust, zwischen Freude und Leid ist ihm so natürlich, daß er ihm nie ganz unerwartet kommt und daher auch nie einen niderreissenden Eindruck auf ihn macht. Dabei ist er auch iederzeit auf allen Seiten christlichbehülflich, so weit es seine Kräfte verstatten. Leidet er also grossen Verlust, entsteht grosses Elend dadurch für ihn, so fehlt es ihm nie an wohlthätigen

Men-

Menschenfreunden unter seinen Mitbürgern, welche ungerufen zu seiner Unterstützung herbeieilen. Und — wäre keine menschliche Hülfe für ihn möglich, so wetteifern seine treuen Freunde, ihn wenigstens zu trösten. Einige von diesen harren gewis bis auf den äussersten Augenblick bei ihm aus und sind das letzte Labsal, welches die Erde ihm noch reicht.

Diese Schilderung des äuserlichen Christenglücks bewahrheitet sich, wie gesagt, gottlob allenthalben durch die Erfarung. Noch immer ist treue Ausübung unserer Pflichten — und diese macht das eigentliche Christenthum aus — der sicherste Weg zu allen Gütern dieses Lebens. Verliehrbar ist und bleibt nun einmahl iedes irdische Gut; dennoch macht auch wahres Christenthum iedes weniger verliehrbar. In der Regel gilts gewis — sei ein Christ, so gehts dir auch leiblich wohl — bleib ein Christ, so gehts dir fortdauernd leiblich wohl. Einzelne Ausnahmen beweisen das Gegentheil nicht. Genug, daß unsere Religion uns offenbar auch auf Seiten unseres äuserlichen Zustandes nicht vernachlässigt hat; so müssen wir auch billig sein und keine Wunder von ihr zu seiner Vervollkomnung fordern.

Wie stimmen aber hiermit die noch immer fortdauernden Klagen über Kreuz und Trübsal des Christen überein? — — M. Br., man mag die Sache nehmen, wie man will, so entehren diese Klagen das Christenthum im Grunde weniger, als die, welche sie führen. Höret doch nur die Leute, welche das Feld bauen; selten werden sie die Erndte loben,

und

und loben sie sie ia, so loben sie sie erst nach einem Jahre, um die darauf gefolgte dadurch zu verachten. Höret die Leute, welche Gewerbe treiben; selten sind sie auf der Stelle mit dem Ertrage des Handels zufrieden, und preisen sie am Ende die alten Zeiten, so thun sie es nur, um die neuen herabzusetzen. Kurz, Jeder glaubt, klagen gehöre dazu, wenn man in der Welt fortwolle. Ebenso ists nun auch im Christenthume. Hier kommt dann nun noch besonders dazu, daß man in den alten Gesang- und Gebetbüchern so viel herzbrechende Klagen der Vorwelt über Kreutz und Trübsal lieset; man glaubt also aus Rechtgläubigkeit in sie einstimmen zu müssen, und klagt warlich in den mehresten Fällen ebenso ohne Noth, wie die Alten schon ohne Noth geklagt haben. Wollen wir denn aber nicht endlich einsehen, daß unsere Alten die Schrift nicht verstanden, oder Stellen, die nicht mehr anwendbar waren, auf sich noch anwendeten? Haben sie denn nicht auch genug über Kreutz, das ihnen, als Christen, der Teufel zufüge, geklagt? Nun, noch weit unschicklicher, als wenn man betend vor sich über den Teufel klagt, ists, wenn eine ganze Gemeine singend über die Welt klagt, die sie doch selbst ist, und also Jeder über die Mitklagenden klagt. Und ganz unverantwortlich ists, wenn in geistlichen Liedern auf den menschlichen Körper geschimpft wird, der doch das Meisterstück der schaffenden Natur ist, und dem wir Alles, was wir sind, zu danken haben. Wenigstens ist das Christenthum an den Leiden, welche uns ia der Körper macht, ebenso unschuldig, wie an der Noth, welche uns andere

re Menschen machen. Erkennet doch endlich einmahl iedes schlechte Gesangbuch daran, wenn ihr mehr Kreutz- und Trübsalslieder darin findet, als Lob- und Danklieder. Auch die alte Christenmode ists, nur immer zu klagen; man klagt grösstentheils wider alle Wahrheit.

Sind aber die häufigen Klagen über christliches Elend wirklich wahr — verdient die Ehre des Christenthums nicht wenigstens alsdann, daß man untersuche, woher sie entstehen? Und da wird sichs dann klärlich genug zeigen, daß man als Christ glücklich sein wolle, ohne ein wahrer Christ zu sein. Den Segen des Christenthums will man haben, aber um christliche Gesinnungen bekümmert man sich nicht. Ganz so, wie die alten Juden, will man nur leiblich durch Jesum erlöset sein, ohne sich erst geistlich von ihm erlösen zu lassen. Solches Alles, was man braucht und wünscht, soll zufallen; nach dem Reiche Gottes aber trachtet man nicht erst. So klagt man ia aber warlich nicht über das Christenthum, sondern über sich selbst. Und — hiernach prüfet nun die Klagen derer, die als Christen über wirkliche Trübsale klagen; so werdet ihr finden, daß sie sie wenigstens nicht Kreutz oder Trübsal, das ihnen die Religion zuziehe, nennen sollten, und daß die Schuld davon unter hundert Fällen neun und neunzigmahl entweder auf dieser, oder auf iener Seite, an ihnen selbst liege. Bald sind sie nicht christlicharbeitsam, und wollen doch Brodt haben, bald nicht christlichmässig, und wollen doch gesund

sund sein, bald nicht christlichverträglich, und wollen doch keinen Streit haben, u. s. w.

O lasset uns Jesu Lehre recht glauben und ausüben, so werden wir nicht nur innerlich, sondern auch äuserlich glücklich sein; und diese Glückseligkeit, welche sie uns ietzt schon verschafft, ist dann gleichsam das Pfand auf unser künftiges Erbe. Daraus aber — noch einmahl wiederholt — folgt iedoch nicht, daß alle irdische Uebel für den Christen wegfallen sollten. Diese Welt kann noch nicht iene Welt sein. Sei aber ein wahrer Christ, so hast du gewis weniger Leiden, als blosse Scheinchristen, oder gar als Unchristen, und so werden die wenigen übrigen Leiden, welche du, nicht als Christ, sondern als Mensch, tragen must, dein inneres Glück, deine Zunahme an Weisheit und Tugend befördern. Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen.

LXVI.

Was hindert bei so Vielen den Glauben, daß Gott Alles wohl mache?

Am Sonnt. nach Weinachten.

Ueber Marc. XI. V. 22.

Habt Glauben an Gott!

Meine Brüder. Die Welt selbst trägt den Stempel der Güte und Vollkommenheit; sollte ihn der Gang der Dinge in der Welt nicht auch tragen? Als Schäpfer dringt uns Gott das Lob ab, daß Alles, was er gemacht habe, sehr gut sei, und als Regirer sollte er um unser Bekentnis kommen, daß er Alles noch wohl mache? Nein; mit ienem Weisen wollen wir ganz einstimmen, der erst die Natur und dann die Vorsehung pries. „Alle Werke des Herrn sind gut — wollen wir erst sprechen; man darf nicht sagen, was soll dis oder das unter der Reihe der Kreaturen? Er hat ein Jegliches geschaffen, daß es zu etwas dienen soll.“ „Alle Werke des Herrn sind gut — wollen wir dann aber auch hinzusetzen; man darf nicht sagen, was soll dis oder das unter der Reihe der Begebenheiten. Zu seiner Zeit kommt Alles erwünscht.“ Dieser Preis der Vorsehung geht noch über den Preis der Schäpfung; er macht unsere Gottesverehrung erst wahrhaftigvollkommen, und der Glaube, daß Gott Alles wohl mache, ist erst der wahre Glaube an Gott.

Jedermann weis, wie wenig Menschen diesem Glauben an Gott wahrhaftig ergeben sind. Der unleugbarste Beweis hiervon sind iene immerwährenden Klagen, welche der grosse Haufe über den Gang der Dinge und über sein Schicksal führt. Der Unsinnigen,

welche sogar Lästerungen über Beide auszustossen sich nicht schämen, wollen wir zur Ehre der Menschheit nicht einmahl gedenken. Der menschlichen Natur selbst ist dieser Klagegeist nicht eigen. Kinder sind überhaupt leicht zu befridigen; ihre Gespielen befridigen sie leicht, ihre Eltern befridigen sie leicht, und auch Gott befridigt sie leicht, wenn sie erst zu seiner Erkentnis angeführt werden. Wenn sie dann aber erwachsen, so hören sie das Geklage über Gott und seine Regirung von allen Seiten, und so nehmen sie die Klagesitte der Welt ebenso an, wie sie die übrigen Weltsitten, sie mögen edel oder unedel sein, annehmen.

O wer hilft diesen Klagegeist von der Erde vertreiben — wer? Lasset uns doch Alle gemeinschaftliche Sache machen, dis zu thun! Es ist Zeit, daß die heilige Vorsehung des Allvaters ehrengerettet werde. Was ist aller Glaube an Gott, wenn ihm das Beste, die Ueberzeugung, daß Gott bei seiner ganzen Weltregirung Alles wohl mache, fehlt? Nehmen wir Gott an unserem Herzen alsdann nicht Alles wieder, was wir ihm erst gaben? Ja, was hilft uns im Grunde aller Glaube an ihn ohne diese Ueberzeugung? Ist es genug für uns, wenn wir mit eben jenem Weisen sprechen — „Wer kann sich an seiner Herrlichkeit satt sehen? Man siehet sie an der mächtigen grossen Höhe, an dem hellen Firmament, an dem schönen Himmel — die Sonne ist ein Wunderwerk des Höchsten — das mus ein grosser Herr sein, der sie gemacht hat — der Mond in aller Welt mus scheinen zu seiner Zeit — es leuchtet auch das ganze himmlische Heer in der Höhe,

und

und die hellen Sterne zieren den Himmel — also hat sie der Herr heissen die Welt erleuchten" — ist dis genug für uns, oder werden wir nicht dann erst froh, wenn wir mit demselben Weisen auch noch hinzudenken — „Durch Gottes Wort halten sie noch ihre Ordnung und wachen sich nicht müde — Summa, durch sein Wort besteht noch Alles — kurz, er ists gar — die ihr den Herrn verehret, vertrauet auch auf ihn — hoffet das Beste von ihm, so wird euch Trost allezeit widerfaren — sehet an die Exempel der Alten — wer ist iemals zu Schanden worden, der auf ihn gehofft hat?"

Es hilft zwar Etwas, um den Klagern über die Regirung Gottes das laute Geschrei zu benehmen, daß man sie bei ieder Gelegenheit, wo offenbares Gutes, sichtbarer Segen und erwünschter Gang der Dinge ist, darauf aufmerksam mache; aber zum völligen Schweigen bringt man sie dadurch noch nicht. Man mus die Hindernisse auch ausspähen und wegräumen, durch welche sie im Uebrigen von dem dankbaren Bekentnisse zurückgehalten werden, daß Gott Alles wohl mache. Hiermit lasset uns iezt uns beschäftigen; es ist die beste Beschäftigung am Schlusse eines Jahres. Vieleicht — vieleicht hat es Mancher von uns dabei mit seinem eignen Herzen zu schaffen, und so betreibe er diese Unterhaltung mit desto heiligerem Ernste! — —

Was hindert bei so Vielen noch immer den Glauben, daß Gott Alles wohl mache?

Man rechnet das, was man selbst böse macht, Gott mit an — dis ist das Erste. M. Br., schon unsere blosse Unthätigkeit kann Vieles böse machen. Durch müssiges Zuschauen bei unseren eigenen Angelegenheiten können wir es allein schon dahin bringen, daß uns manches schätzbare Glück entgeht, das uns zugedacht war; und daß wir manchem grossen Unglück nicht entgehen, das uns gar nicht zugedacht war. Wahr ists, Gott will unsere Wohlfart und hat die oberste Aufsicht darüber; aber unsere Wohlfart ist von der Art, daß wir dabei mitwirken müssen. Haben wir denn nicht in der That ein grosses Maas von Kräften erhalten? Wollen wir dis umsonst erhalten haben? Ist es möglich, daß wir glauben können, Gott selbst habe es uns umsonst verliehen? Nur durch Wirksamkeit gewisser Kräfte wird unser Heil befördert; sind denn da unsere eignen Kräfte, als die nächsten, nicht auch diejenigen, welche zuerst und vorzüglich in Wirksamkeit gerathen müssen? Wird Gott nicht auf sie ganz besonders Rücksicht genommen haben? Und gesetzt, daß auch noch fremde Kräfte für uns mitwirken müssen, wird die Mitwirkung derselben nicht auch von der Art sein, daß sie erst durch den Gebrauch unserer eigenen in Rege kommen können? Gott behandelt uns als Menschen; o wie sollten wir uns freuen, daß wir die Ehre haben, unsere Wohlfart selbst mitbewirken zu können! wie sollten wir uns schämen, maschinenmässig beglückt werden zu wollen! Auch halbe Selbstthätigkeit ist nicht genug, sondern verdirbt ebenfals Viel. Ist unser Glück einmahl

mahl an den Gebrauch unserer eigenen Kräfte gebunden, so müssen wir auch auf der Stelle einsehen, daß es nur durch den vollkommenen Gebrauch derselben befördert werde und bestehen werde. Wenn wir nun nur einen Theil unserer Kräfte gebrauchen, oder wenn wir zwar anfangen, sie alle zu gebrauchen, aber bald damit wieder nachlassen, und wenn wir dann nicht so glücklich, als wir werden könnten, oder gar unglücklich, werden — über wen haben wir alsdann eigentlich zu klagen? Wenn nun Viele sogar so weit gehen, daß sie, statt mit der Vorsehung für sich zu arbeiten, ihr vielmehr entgegen arbeiten, und daß sie zwar in grössester Thätigkeit sind, aber nur, um das ihnen von Gott dargebotene Glück mit Füssen zu treten, oder doch von sich zu stossen, und sich selbst in das tiefste Verderben zu stürzen — begehen sie nicht die ärgste Gotteslästerung, wenn sie dann Gott das Zeugnis versagen, daß er Alles wohl mache, und das Gegentheil davon durch ihr Schicksal erhärten wollen? Hier, hier entspringt ohne alle Widerrede und nach aller menschlichen Alltagserfarung die traurigreichlichste Quelle der Klagen über Gott; was man selbst durch Unthätigkeit oder Thätigkeit böse gemacht hat, das schreibt man auf Gottes Rechnung. Menschen, die ihr in diesem unverantwortlichen Falle euch befindet, wollet ihr einmahl klagen, so klaget doch wenigstens über den wahren Urheber eurer elenden Lage; klaget euch bei euch selbst an, aber nicht Gott, der es so wohl mit euch machen wollte, und den ihr undankbar und wohl gar mit Kräften, welche er selbst euch erst dazu geben mu-

ste, daran behindertet. Wenn der Landmann nicht säet und hernach darüber klagt, daß er keine Erndte habe, so seid ihr Alle gleich mit der Antwort fertig — warum hast du nicht gesäet? Wenn er seinen Acker schlecht bestellt und dann über eine schlechte Erndte klagt, so erwiedert ihr ihm Alle — bestelle erst deinen Acker besser. Wenn er auf die schönsten Saaten sein Vieh triebe, das sie abweidete und das Uebrige in den Grund träte, und wenn er dann bei den Hofnungen zur gesegnetesten Erndte, die er hatte, nicht die Aussaat wieder gewönne, Pächteerlas und noch obendrauf Unterstützung verlangte — — welche Vorwürfe würdet ihr ihm dann vollends machen! Ists denn nicht aber dasselbe, wenn du, Nichtswisser, darüber klagst, daß du nicht in die Höhe kommen, wohl nicht einmahl den geringsten Dienst erhalten kannst? Ward's dir in der Jugend nicht oft genug von deinen Lehrern geweissagt? Warum überliessest du dich dem iugendlichen Leichtsinne so ganz und gar? warum sammeltest du auch nicht die geringsten nützlichen Kentnisse ein? — Ists nicht dasselbe, wenn du, Umherschweifer, darüber klagst, daß dein Hauswesen in Verfall gerathe? Sonst waren bessere Zeiten, seufzest du; ia, in den ersten Jahren arbeitetest du fleissiger und ehrlicher, und warest mehr zu Hause. Jetzt eilest du nur, daß du mit der Arbeit fertig werdest, um in deine lustigen Gesellschaften zu kommen, und betrügst mit der Arbeit deine Mitbürger, daß sie von dir abgehen müssen. — Ists nicht dasselbe, wenn du, Wollüstling, über Schwäche, Schmerzen, Auszehrung und frühen Tod iammerst? Welche

star-

starke Gesundheit hatten dir deine gesunden Eltern mitgetheilt! Wie hättest du können einer der ersten und glücklichsten Greise werden! Aber — du hast nicht gewollt. Nun werden dir durch kein Wunder noch einmahl starke Nerven und feste Eingeweide gegeben. — Ists nicht dasselbe, wenn du, Boshafter, dich bitterlich über Feinde, Hasser und Verfolger beschwerest? Warst du nicht aus einer angesehenen Familie? Fandest du nicht gleich bei deinem Eintritte in die Gesellschaft Freunde, Vertraute, Gönner genug? Wie hast du sie aber behandelt? Den Einen mit Grobheit, den Andern mit Undank, noch einen Andern gar mit Verrätherei u. s. w. O m. Br., vermehret selbst dis kurze Register derer, welche den Gang der Dinge mit eigenen Händen für sich böse machen, aus eurer Welterfarung ins Unendliche! Es ist wieder nicht genug, daß wir ienem Weisen nur nachsprechen — wer ist iemals zu Schanden worden, der auf Gott gehoft hat? wir müssen ihm auch gleich nachsprechen — wer ist iemals verlassen worden, der in der Furcht Gottes geblieben ist? Richte deine Wege — setzt er hinzu — und dann erst hoffe auf ihn! Mache Jeder von uns nur zu seinem Theile Alles gut, so wird auch Alles viel besser gehen.

Man ist auch oft zu voreilig im Urtheile über den Gang der Dinge; man urtheilt zu früh — dis ist das zweite Hindernis des Glaubens, daß Gott Alles wohl mache. Wartete man oft nur noch einige Zeit ab, so würde die Wendung, welche das Schicksal nimmt, Billigung dessen, was iezt geschieht, bewir-

ken; ia, man würde alsdann loben, was man ietzt tadelt. Was nur aber solche voreilige Richter der Vorsehung sagen würden, wenn Jemand ihre Arbeit schon völlig beurtheilen wollte, ehe sie sie vollbracht haben, oder wenn sie wohl gar noch im Anfangen derselben sind? Nehmet hier sogleich das treffendste Beispiel vom Bauen. Wenn wir den Ris zu einem Gebäude, wozu erst die Grundlage gemacht ist, nicht gesehen haben, sondern uns selbst einen Ris dazu denken, der aber zu ienem nicht passt, und dann den Baumeister über seine gemachte Grundlage zur Rede stellen wollten — würde dieser uns nicht erwiedern, daß wir nur nach einem Jahre wiederkommen möchten, da wir dann unsere gemachten Vorwürfe selbst zurücknehmen würden? Oder, wenn das Haus bis unter's Dach schon aufgeführt wäre, und wir gar sagen wollten, daß es ein unbewohnbares Haus sei, weil ihm das Dach fehle — — würde sich der Baumeister nicht von uns wegdrehen, ohne uns einer Antwort zu würdigen? O lasset doch auch Gott, wenn er bauet, erst fertig werden! Menschenglücksbau ist ein weit künstlicherer Bau, als Palast- und Hofburgsbau. Der Ris dazu ist oft ein Geheimnis der Vorsehung, und da sind denn Gottes Gedanken nicht immer unsere Gedanken. Wir glauben oft nur an ein einziges Mittel zu unserer Wohlfart, oder haben auf ein gewisses Mittel wenigstens unser einziges Vertrauen gesetzt. Dieses zerbricht aber, und so klagen wir, daß es um unsere Wohlfart geschehen sei. Es ist iedoch nur um dieses Mittel geschehen, und

die

die Vorsehung hat zehen Mittel für eins, unter denen sie wählt, aber das beste wählt, für welches es sich nur nicht gerade so traf, daß wir es auch für das beste hielten, oder das wir vieleicht gar nicht einmahl sahen. Ebenso richten wir unsere Blicke auch oft auf einen gewissen Zweck und verfehlen ihn. Gleich stimmen wir Klagelieder an. Nach einiger Zeit werden wir überzeugt, daß es nicht der rechte war, und sind froh darüber, daß wir ihn verfehlten. Gerade die Hindernisse, welche machten, daß wir ihn verfehlten, musten uns zu einem andern führen, bei dem wir uns wahrhaftigglücklich fühlen, und — so stehen wir beschämt da. Nicht selten trift das Schicksal auch Anstalten, die uns ganz zwecklos zu sein scheinen; nach einiger Zeit aber rechtfertigt es sich gegen uns darüber, und es treten unerwartete Lagen ein, für welche sie die zweckmässigsten von der Welt erscheinen. Vieleicht ist selbst Mancher unter uns ietzt beim Schlusse des Jahres weit zufridener mit Gott, als er es beim Anfange desselben war; vieleicht verwandelt heute Mancher von uns Klagelieder, die er seit zehen Jahren angestimmet hatte, in Psalmen. Jeder theile doch solche an sich gemachte Gott verherrlichende Erfarungen Andern mit und erwecke dadurch sie und sich selbst auf die Zukunft zum ehrerbietigsten Aufschube der Urtheile über die Führungen des Höchsten bis zur Erblickung des Ziels.

Man nimmt ferner auch nur gar zu oft zu wenig Rücksicht auf inneres Glück — dadurch wird ebenfals der Glaube, daß Gott Alles wohl mache, gar sehr behindert. Der bei weitem grössere Theil der Menschen

denkt

denkt ia, wenn er von Wohlfart spricht, nicht nur immer zuerst, sondern auch einzig und allein nur, an äußerliches Wohlbefinden. Wer wollte in Abrede sein, daß dieses schätzens- und wünschenswerth sei; ist und bleibt es denn aber nicht blos das nidere und das eitle? Wiegen nicht Weisheit und Tugend alle Güter dieser Erden auf? Sind sie nicht ietzt schon unsere wahren und wesentlichen Güter? Bleiben sie, wenn wir sie bewahren, nicht ewig unser Eigenthum? Macht Gott also nicht alsdann Alles recht wohl, wenn er den Gang der Dinge so leitet, daß wir dadurch weise und gut werden? Wenn wir nun von der Art wären, daß äußerliches Glück nicht die Schule wäre, in welcher wir Beides würden, mus Gott uns nicht in die andere Schule führen? Die Hauptsache ist — wir sollen weise und und gute Menschen werden; Gott aber kennet uns und weis, wo wir dergleichen nur, oder doch am besten werden. O m. Br., lasset uns doch die feste Abrede mit unserem eigenen Herzen nehmen, den Gang der Dinge, so oft er ohne unser Verschulden eine widrige Wendung nimmt, aus diesem Gesichtspunkte allemahl zuerst zu betrachten! Nicht unglücklich, sondern wahrhaftigglücklich will uns Gott dadurch machen — dis sei alsdann unser nächster Gedanke. Für iene Welt bestimmt, können wir auch einst nicht anders selig in ihr sein, als wenn wir als Ausgebildete an Geist und Herz in sie eingehen. Gesetzt nun auch, wir hätten schon einen guten Grad dieser Ausbildung erreicht, ist es nicht schön, daß wir einen noch höheren erreichen sollen? Das Gefühl unserer

serer wahren Würde ergreife uns doch hier recht innig; so werden wir diesem richtigeren Urtheile über unsere unangenehmen Lagen und Widerwärtigkeiten uns ganz ergeben. Dadurch wird aber gleich anfangs unser Herz zu mehrerer Zufridenheit mit Gott sich neigen, und — welches das Wichtigste ist — wir werden auch in der Schule der Leiden das werden, was wir werden sollen. Gott wird seinen heiligen Zweck an uns erreichen; wir werden, wenn wir uns nach überstandener Noth noch weiser und besser finden, unser gehabtes widriges Schicksal segnen, Gott dafür preisen und mit Freuden bekennen, daß er Alles wohl gemacht habe. Sind wir denn etwa bis iezt noch ohne alle gehabte Erfarung hiervon, daß es uns so schwer werden sollte, solches einzusehen? Gehet doch alle eure besten Ueberzeugungen und alle eure besten Gesinnungen durch, die ihr wirklich schon habet; welchen Zeiten habet ihr sie offenbar zu danken? Denen, in welchen euch Alles in der Welt nach Wunsche ging, oder denen, wo das Schicksal eure Lagen bedrängte? O gebet Gott die Ehre und bekennet — die schönste Weisheit, die schönste Tugend erwarben uns die Tage unserer Leiden. Trübsal bringt Geduld — Geduld bringt Erfarung — Erfarung bringt Hofnung — Hofnung lässet nicht zu Schanden werden. Gibt es Menschen, an denen sich das Gegentheil zeigt, und die durch Leiden noch thörichter und schlechter werden: so sind sie blos ein Beweis davon, daß es Gemüther gebe, an welchen Gott auf keine Weise seinen Zweck erreicht, so, wie es Schüler gibt, die in keiner Schule etwas lernen und

sich ziehen lassen; nie aber müssen wir sie uns zu Mustern machen.

Man sieht ferner gewöhnlich nur auf sich selbst und auf sein einzelnes Ich, wenn die Rede davon ist, ob Gott Alles wohl mache — auch dis behindert den Glauben daran unaussprechlich. Wir leben in Gesellschaft; ist denn da unser Glück allein Gottes Sache, oder iste nicht das Glück aller übrigen Mitglieder der Geselschaft auch? Wenn nun unser Glück nicht anders bestehen könnte, als durch das Unglück vieler Andern; sind Viele nicht Mehr, als Einer? Wann machte denn nun Gott also Alles wohl — wenn er Viele über Einen leiden liesse, oder wenn er Einen über Viele leiden lässet? Denket euch zwei Fürsten, von welchen der Eine Anstalten trift, die nur Einzelne begünstigen und die ganze übrige Volksmasse drücken, der Andere aber bei allen seinen Einrichtungen immer das Wohl des Ganzen vor Augen hat — welcher von Beiden ist der Weisere und Bessere? Denket euch einen Hausvater, der die traurige Wahl darunter hat, ob er Eins seiner vielen Kinder, oder die übrigen Alle, unglücklich werden lassen wolle — was mus er wählen, wenn er auch im härtesten Nothfalle für sein Herz ein wackerer Vater sein will? Es ist bald gesagt, daß sich die göttliche Staatsverfassung und die göttliche Haushaltung dadurch eben an Vollkommenheit auszeichnen müsten, daß in ihnen ieder Bürger und iedes Familienglied glücklich wäre. Wir müssen doch auch bedenken, daß es ein irdischer Gottesstaat und ein irdischer Gotteshaushalt sei. Sobald überhaupt Menschen in Gesel-

selschaft leben, steht das Wohl einzelner Glieder der Geselschaft mit dem Wohle anderer, und das Wohl eines Jeden mit dem Wohle der ganzen Geselschaft in Verbindung; und da bringt es dann die Natur aller irdischen Güter so mit sich, daß die Wünsche sämtlicher Glieder nicht erfüllt werden können, weil sie einander nur gar zu oft durchkreutzen, so, daß die Erfüllung des einen die Nichterfüllung des andern an sich selbst wird, und daß also der Gewinn des einen Gliedes Verlust für das andere werden mus. Alles indessen, was bei dieser natürlichen Unvollkommenheit der irdischen Dinge geschehen kann, geschieht doch wirklich. Wie alles abwechselt, so wechseln auch Gewinn und Verlust ab. Heute verlieren wir und Andere gewinnen dadurch; morgen verlieren diese und wir gewinnen dadurch. Solcher Ersatz geschieht fast immer; nur bald früher, bald später. Müssen wir uns also nicht, wenn sich etwas Widriges für uns ereignet und wir schon geheimes Murren in uns darüber spüren, uns sofort zurufen — „willst du denn immer gewinnen, sollen Andere immer verliehren? Schweig — es kann nicht anders sein — die Reihe geht herum — iezt bist du an der Reihe — Gott will Alles wohl machen, und so, nur so kann er iezt noch Alles wohl machen.“ Ja, und wenn auch in Fällen, wo wir für viel Andere leiden, der Ersatz sogar aussenbliebe, so folgt auch dis aus der Natur der irdischen Dinge. Für das Ganze werden dann einzelne Theile die Opfer. So leidet oft ein Familienglied für die ganze Familie — so leidet ein Bürger für den Staat — so litte

Christus für die Welt. Einer für Alle — hies es auch in der Kirche, wie in der bürgerlichen Gesellschaft — nicht Alle für Einen. Die Ehre des Märtirerthums an sich müsse alsdann für den, der sie zu schätzen weis, Vorschmack des Ersatzes sein, welchen die vollkommenere Einrichtung der Dinge in dem höheren Gottesstaate und in dem höheren Gotteshaushalte ihm reichen wird.

Man bleibt endlich auch unrichtigerweise bei Beurtheilung des Schicksals ganzer Gesellschaften und Völker blos bei diesen einzelnen Gesellschaften und Völkern stehen — dis behindert den Glauben, daß Gott Alles wohl mache, vorzüglich im Grossen. Wie ein Kind oft für die übrigen Geschwister, wie ein Bürger oft für die übrigen Mitbürger leiden mus, so mus auch oft ein Volk für viel andere Völker leiden. Um Gottes Haushalt verhält sichs im Grossen, wie im Kleinen. Zuweilen ist ein einzelnes Volk vielen andern weit voraus; Gott will aber, daß diese ihm nachkommen sollen, und es ist kein anderes Mittel dazu übrig, als daß ienes auf eine Zeitlang Drangsale erleben müsse; so sinkt selbiges und diese heben sich, und so entsteht mit der Zeit dadurch verhältnismässigere Völkerhöhe. Zuweilen verkennen die Völker weit und breit ihren wahren Vortheil und die ächten Grundlagen aller Volksglückseligkeit; so leidet eins derselben fürchterlich und wird den übrigen zum warnenden und schreckenden Beispiele, welche nun Regeln aus seinem Schicksale für sich ableiten, zur Vernunft zurückkehren und dadurch vom Verderben gerettet werden. Ja,

auf

auf solche Weise wär's derselbe irdische Haushalt Gottes, nur im Allergrössesten, wenn auch einmahl die ganze lebende Menschheit für alle künftige Generationen der Menschheit leiden müste, und wir dürften auch hierbei nicht stehen bleiben und Gott das Bekentnis vorenthalten wollen, daß er Alles wohl mache. Unser eigenes Leben würde freilich viel zu kurz sein, um auf solche Weise richtige Blicke in den Haushalt Gottes im Grossen und im Allergrössesten zu thun; wir erleben entweder nur den Anfang grosser Weltveränderungen und gehen ab, ohne den endlichen Erfolg auch nur ahnden zu mögen, oder wir erleben den Ausgang derselben, ohne daß wir auch nur errathen können würden, wie sie sich zur Zeit unserer Vorfaren entspannen. Hier tritt aber die Geschichte uns zur Seite und wird unsere unschätzbare Lehrerin. Ach, hätten wir sie doch noch älter, und die ältere, welche wir haben, noch glaubwürdiger! Und — welch ein Glück, daß die Menschen schreiben lernten! So schrieben sie auch auf, was zu ihrer Zeit geschah; die nächsten Nachkommen thaten ebenso, die späteren auch ebenso u. s. f. bis auf unsere Zeiten. Welch eine Uebersicht der grossen Thaten Gottes auf dem Erdboden gewährt uns nun die glaubwürdige Geschichte der Vorwelt, die wir haben! Nun ists, als hätten wir selbst schon ein Leben von Jahrtausenden geführt; nun thun wir Blicke in den irdischen göttlichen Haushalt im Grossen und im Allergrössesten, die unser anbetungsvollestes Erstaunen erregen. Ach, wie haben auch die Völker für einander gelitten, ohne zu

wissen, was sie thaten! Ach, durch wie viel Leiden hat auch die Menschheit im Ganzen zu der Herrlichkeit gehen müssen, welche sie ietzt hat! Und — da war doch kein Elend, das unser Geschlecht traf, und wenn es auch das schrecklichste war, das nicht nachher, obgleich oft nach Jahrhunderten erst, noch weit grösserer Segen für dasselbe geworden wäre. Wir, wir späteren Nachkommen haben den Vorzug, daß wir das Elend und seinen Segen mit einem Blicke umfassen können. Dis zwingt uns das feierlichste Bekentnis ab, daß Gott Alles wohl mache. — O welch eine Tiefe des Reichthums der Weisheit Gottes! wer hat des Herrn Sinn erkannt? wer ist sein Rathgeber gewesen? ... Dis soll aber auch den daurenden Eindruck auf uns machen, daß wir, wenn wir selbst die heillosesten Zeitereignisse erlebten, dennoch den Glauben festhalten, daß Gott auch für unsere Nachkommen dadurch Alles wohl machen werde. Die Natur predigt uns nur den Weltschäpfer, die Geschichte aber ist die wackerste Vertheidigerin seiner allheiligen und allweisen Weltregirung. Was zuvor geschrieben ist, das ist uns recht zur Belehrung geschrieben, daß wir durch Geduld und durch Trost der Geschichte Hofnung haben sollen. Gottes grosser Zweck ist die möglichste Erlösung der Menschheit von allen Uebeln. An dieser Erlösung lässet er iede der auf einander folgenden Generationen so viel Antheil haben, als möglich, und in ieder Generation iedes Volk so viel, als möglich, und unter iedem Volke ieden einzelnen Menschen so viel, als möglich — alles nach Masgabe, wie es die

Er-

Erreichung seines grossen Zwecks verstattet. Wird einst sein irdisches Haushalten, sein Werk der Erziehung des Menschengeschlechts, vollbracht sein, so wird es ebenso, wie die Natur, den Stempel tragen — Gott hat Alles wohl gemacht...

Denket euch Alle schon in ienen Zeitpunkt hin, m. Br., wo die Vollendung der Bestimmung unseres Geschlechts auch zugleich die vollkommenste Rechtfertigung Gottes über Alles, was er auf Erden that und geschehen lies, für uns sein wird! Ach — welch ein Anblick wird dann die Gott so lobende Menschheit sein! Dis, dis ist das dreimahl Heilig iener Welt — die innigste Ueberzeugung Aller, daß Gott Alles wohl mache. Welch ein Weiser und Edler zugleich ist der, der hier schon solch Te Deum singt! O so schliesset aus dem, was ihr von Gottes Haushalt für euch und für das Ganze schon einsehet, auf das, was ihr davon noch nicht einsehet. Urtheilet nie widrig für Gott; und, um dis zu verhüten, so urtheilet vornehmlich nie zu früh. Je älter ihr werdet, desto Mehr werdet ihr erkennen — am Grabe noch Mehr — ienseits des Grabes Alles. Treffen euch unverschuldete Leiden, so wendet sie zum Heile eures Geistes und Herzens an; so werdet ihr auch im Leiden mit Gott zufriden sein. Sorget dabei vernünftig und redlich für euch selbst; wendet alle eure Kräfte für eure Wohlfart an; machet nicht selbst etwas böse, das Gott hernach wieder gut machen soll; so werdet ihr, wenn ihr auch den Himmel nicht auf Erden finden kön-

net, doch mit dem Verfasser des Buchs der Weisheit sprechen — der Höllen Reich ist nicht auf Erden.

Gott macht Alles wohl — dis sei unser letztes Wort beim Schlusse des Jahres! Gott hat Alles wohl gemacht — dis sei unser letzter Gedanke am Schlusse des Lebens!

Ende des vierten Theils.

51. XXI. Von Land und guten Gesetzen muß
wünschen beschützen sein. 1.

52. XXII. Vom Glauben an Christum 25.

53. XXIII. Ueber die Freudigkeit
solcher Menschen, denen selbst viel
Böses nachgesagt ist. 51.

54. XXIV. Erklärung der Bergpred. 77.

55. XXV. Ueber die Verheißung Chri-
stus der Heil. Geist von Men-
schen
105.

56. XXVI. Aufmerksamkeit. 133.

57. XXVII. Christus ist nicht um
da, wo er Frucht schaffen muß. 157.

58. XXVIII. Ueber die Gefahr im
Himmel. 183.

59. XXIX Ehre wird sein Ehrgeiz
und Preis ist, wer ist wieder
sie. 209.

60. I Thes. Fried soll und muß unter
uns Menschen. 231.

61. II Thes. Glauben sein Erkenntniß
ist die beste Stärkung wider
sein Anfechtungen. 253.

62. III. Abs. Die Bildnisse der Apostel
Thomas. 277.

63. IIII. Abs. Rettung der Christen, über
seine Erlös. 301.

64. 1. Christ. Ein Religionsgespr. der
Menschh. 325.

65. 2. — Glauben die Liebste Erlös.
der Menschh. Pensch. 347.

66. 2. Christ Glück findet sie so wieder
den Glauben, dass Gott
allen recht macht.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sintenis, Christian Friedrich,

Postille

Bd.: 4

Leipzig (1799)
Hom. 1488-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10478864-6
VD18 80017606